

D. Braunsberger S. J.
Petrus Canisius
Ein Lebensbild



Freiburg / Herder

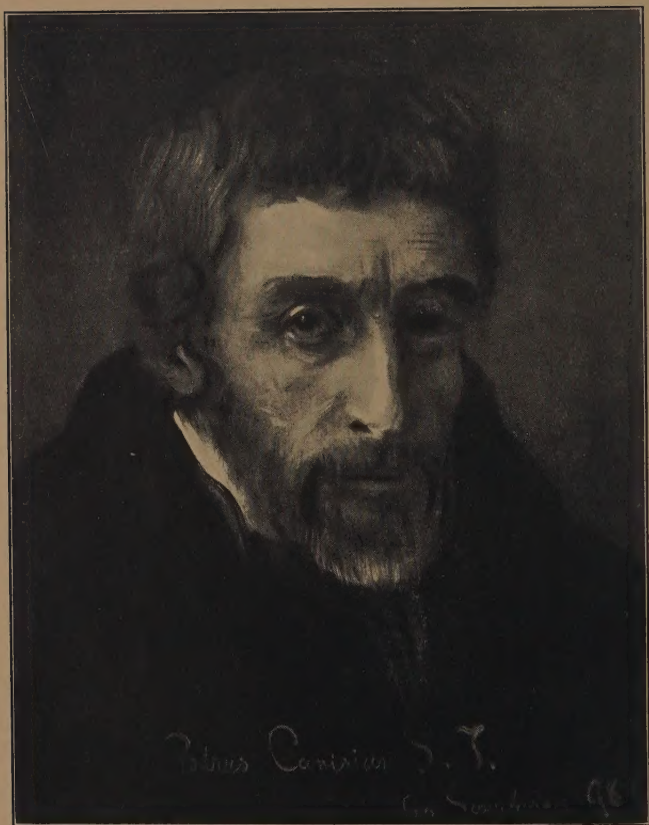
Jesuiten

Lebensbilder großer Gottesstreiter

Herausgegeben von
Konstantin Kempf S. J.

Petrus Canisius
Von Otto Braunsberger S. J.

Freiburg im Breisgau 1921
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.



Sel. Petrus Canisius.

Gemälde von Professor Leo Samberger.

Petrus Canisius

Ein Lebensbild

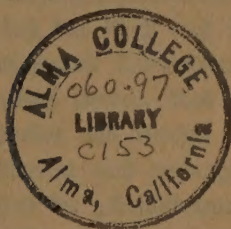
Von

Otto Braunsberger S. J.

Mit einem Bildnis des Seligen.

Zweite und dritte, verbesserte Auflage

3. bis 7. Tausend



Freiburg im Breisgau 1921

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

25791

Imprimi potest

Coloniae, die 8 Martii 1921

Ludovicus Kösters S. J.,

Praep. Prov. Germ. Inf.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 30 Aprilis 1921

‡ Carolus, Apps

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei von Herber & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Vorrede

zur zweiten und dritten Auflage.

Seit mehr als dreißig Jahren beschäftige ich mich mit der Herausgabe der Briefe des seligen Petrus Canisius und der Schriftstücke, die sein Wirken beleuchten. Oft bin ich angegangen worden, auch ein Leben des Mannes zu schreiben. Meine Antwort war und ist diese: „Ein Leben, das allen wissenschaftlichen Anforderungen entspricht, kann jetzt noch nicht geliefert werden.“ Erst muß die Briefausgabe vollendet sein. Von ihr fehlen noch zwei Bände und der Ergänzungsband. Ihre Herausgabe kann zehn und mehr Jahre in Anspruch nehmen. Ich bin aber bei Jahren und fühle meine Kräfte abnehmen. Darum wird man es mir nicht verargen, wenn ich jetzt versuche, wenigstens in einem kleinen, für weitere Kreise bestimmten Buch die Hauptergebnisse meiner Canisiusforschungen zusammenzufassen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß das Buch trotz seiner Kürze viel Neues bringt. Auf genaue Quellenverweise mußte eben der Kürze halber verzichtet werden. Aus dem gleichen Grunde wurden manche Stellen aus Briefen verkürzt und mehr dem Sinn als den Worten nach wiedergegeben.

Die Hauptquellen sind die „Selbstbekenntnisse“ und das „Geistliche Vermächtnis“ des Seligen, seine gedruckten Schriften, seine Briefe, Gutachten, Predigtentwürfe, ferner Briefe an ihn, gleichzeitige Berichte über ihn, ungedruckte und gedruckte; die gedruckten finden sich besonders in den

Ausgaben der „Nuntiaturberichte“ und in der großen Madrider Sammlung von Quellen zur Geschichte der Gesellschaft Jesu. Außerdem wurden die Lebensbeschreibungen zu Rate gezogen, von den ältesten an bis zu dem schönen, im Jahre 1915 erschienenen französischen Canisius-Leben des Freiburger Professors Genoud. Dazu kamen die einschlägigen Arbeiten von Paulus, Schwarz, Merkle, Berthier, Duhr, Kröß, Allard und andern. Endlich habe ich meine Mitteilungen über Canisius in den „Stimmen aus Maria-Laach“ und in deren „Ergänzungsheften“ reichlich verwertet. Für die letzten 26 Jahre des Canisius-Lebens konnte ich überdies viele ungedruckte Quellen benutzen.

Selbstverständlich will ich, entsprechend den Verordnungen Urbans VIII., dem, was ich über Wunder und Weissagungen, über die Heiligkeit einzelner Personen u. dgl. berichte, nur rein menschliche Glaubwürdigkeit beigemessen wissen, es sei denn, daß die Kirche bereits darüber entschieden hat.

Canisius lebte in einer großen Zeit, und in dieser großen Zeit war er einer der Größten. Die Zeit war angefüllt mit geistigen Kämpfen. Er konnte nicht anders als mitkämpfen, und er kämpfte als Ritter ohne Furcht und Tadel, und er gab auch nicht eines Fingers Breite von der katholischen Wahrheit preis. Aber seine Heldengestalt ist umflossen von dem milden Lichte christlicher Sanftmut und Liebe. Im gleichen Geiste sein Leben zu schreiben, war meine ehrliche Absicht und mein redlichstes Bemühen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es mir gelungen ist, alle Bitterkeit und Gehässigkeit zu vermeiden.

Man hat an diesem Buche seine „Erbaulichkeit“ getadelt. Andere haben es zu wenig erbaulich gefunden. Ich habe bei dieser Neuauflage da und dort kleine Verbesserungen vorgenommen und einen Abschnitt über das innere Leben des Seligen eingeschaltet.

Der hochwürdige P. August Sträter hat mir bei dieser Arbeit in opferwilligster Weise wertvolle Hilfe geleistet. Auch die hochwürdigen PP. Georg Schmaus und Wilhelm Raesen haben mir treulich geholfen. Ich danke ihnen von ganzem Herzen.

Eraten bei Baerem (Holland), 25. April 1921.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

1. Von Hymwegen nach Köln. und Mainz. 1521—1543.

Geburt. Eltern. Anleitung zur Frömmigkeit. Jugendstreiche. An der Kölner Hochschule. Das Muster eines Erziehers. In kirchlichen Kreisen. Herz Jesu. Berufspläne. Exerzitien in Mainz. Aufnahme in die Gesellschaft Jesu 1—21.

2. In Köln. 1543—1547.

Lauter-Ausgabe. Tod des Vaters. Verfolgung. Studien. Väterausgaben. Ausflüge. Weihen. Predigten. Im Kölner Kirchenstreit 21—34.

3. In Italien. 1548—1549.

Bei der Kirchenversammlung in Trient und Bologna. In Rom bei Ignatius und Paul III. Beirath in Messina. Herz-Jesu-Erscheinung und Profess in Rom. Der Doktorhut von Bologna 34—43.

4. In Ingolstadt. 1549—1556.

Theologische Vorlesungen. Pflege der Frömmigkeit. Das Rektorat der Hochschule. Vizekanzleramt. Vorläufiger Abschied. Gründung des Jesuitenkollegiums. Sprachlehre und Studentengebetsbuch. Universitätsreform 43—51.

5. In Wien. 1552—1556.

Im Kollegium. An der Hochschule. Ein Glaubensverhör. Predigten im Dom, bei Hof und anderswo. Bei den Gefangenen und Kranken. Mission auf dem Land. Der Wiener Bischofsthul. Vorschläge und Gründungen. Deutsches Kollegium in Rom. Der Katechismus. Angriffe. Der neugläubige Hofprediger. Gebetshilfe. Freunde 51—70.

6. In Prag, Regensburg, Rom. 1555—1557.

Kollegium in Prag. Der Döbner. Predigten. Erzherzog Ferdinand und andere Gönner. Hussiten und andere Gegner. Schule und Konvikt. Ernennung zum Provinzial. Dompredigten in Regensburg. Beim Reichstag. Mahnung zur Milde. Väterstudien in Rom 70—81.

~~~~~ Inhaltsübersicht. ~~~~~

7. Auf vielerlei Wegen. 1557—1559.

Religionsgespräch in Worms. In Köln. Beim Bischof von Straßburg. In elsässischen Städten. Straßburger Predigten. Die Hochschule von Freiburg im Breisgau. Bei König Ferdinand in Nürnberg. Mission in Straubing. Generalswahl in Rom. Missionsberichte. Mit dem Nuntius in Krakau. Reichstag in Petrikau 82—97.

8. In Augsburg. 1559—1562.

Beim Reichstag. Die armen Studenten. Dompredigten. Vorträge. Exerzitien. Klosterberufe. Christenlehre. Briefe Pius' IV. Betbuch. Hieronymusbriefe. Martyrologium. Andere Schriften. Ausflüge. Kollegien in München und Innsbruck 97—112.

9. Zu Trient und Innsbruck. 1562—1565.

Berufung zum Konzil. Rede über den Laienkelch. Bücher und Ratschläge für das Konzil. Gutachten für den Kaiser. Theologenversammlung in Innsbruck. Geheimnisse. Eintreten für den Papst. Gegen die Kelchbewilligung 112—127.

10. Augsburg, Dillingen, Innsbruck, Rom. 1563—1565.

Pest in Augsburg. Predigten. Reider. Ausweisung. Bei den Königinen zu Innsbruck. Andere Fahrten. Niederbayrische Mission. Dillinger Hochschule. Seelengarten und andere Bücher. Generalkongregation in Rom. In der Inquisition 127—144.

11. Quer durch Deutschland. 1565—1566.

Geheime päpstliche Sendung. Bei den Erzbischöfen von Mainz und Trier, den Bischöfen von Würzburg und Osnabrück. In Rhemwegen. Beim Herzog von Kleve und beim Rat von Köln. Augsburger Reichstag. Predigten. Heterereien. Ratschläge für den Kardinallegaten. Erfolge 144—167.

12. An vielerlei Orten. 1566—1568.

Abschied von der Augsburger Domkanzel. Beim lutherischen Grafen von Hessestein. Predigten und Ratschläge in Würzburg. Synode in Dillingen. Würzburger Kollegium. Mißerfolge in Speyer und Zabern. Abfall Thorns. St. Stanislaus. Friedensstiftung und

Inhaltsübersicht.

Glaubensbekenntnis in Ingolstadt. Ein wunderbarer Schutz Gottes. Bei den Königinnen. Niederlassung in Hall. In Ellwangen und Würzburg. Für katholische Drucker. Pandinio. Missionsberichte und andere Schriften. Gegen die Centurien 167—192.

13. Rom, Augsburg, Altötting, Dillingen. 1568—1571.

Procurator. Erleuchtung in Ancona. Bei den Oratorianern zu Rom. Ottavian Fugger. Cardinalat. Fastenpredigten in Augsburg. Enthebung vom Provinzialat. Rückblick. Freunde. In Dillingen. Teufelaustreibung in Altötting. Werk über Johannes den Täufer 192—215.

14. Innsbruck und Rom. 1571—1576.

Hospredigten in Innsbruck. Mancherlei Hilfe. Päpstliche Sendung. In Rom bei Gregor XIII. und bei der Generalkongregation des Ordens. Nuntius Portia. Kollegs- und Pfarrpredigten in Innsbruck. Seesfelder Wunder. Erzherzog Ferdinand. Fürstbischof Julius von Würzburg. Schriftstellerei 216—237.

15. Kreuz und quer in Süddeutschland. 1576—1580.

Beim Regensburger Reichstag. Predigten. Schottenkloster. Der Fürstabt von Fulda. In Ingolstadt. Das Werk über Maria. Die Marianische Kongregation. Gefährte des Provinzials. In Brigen. Noviziat in Landsberg. Predigten in Landsküt. Büchergutachten und andere Dienste. Fürstenbeichtväter in Bayern und Tirol. Haller Damenstift. Beim Grafen von Fürstenberg 237—259.

16. In der Schweiz. 1580—1597.

Sendung nach Freiburg. Bei den Ordensfrauen in Inzigkofen und Paradies. Beschimpfung in Bern. Gründung des Freiburger Kollegs. Predigten. Mitarbeiter. Reformen. Sodalitäten. Ausflüge. Karl Borromäus. Franz von Sales. Druckerei. Leben der Schweizer Heiligen. Gebet- und Betrachtungsbücher. Hausunterrichte. Briefe. Tod. Bild 259—294.

17. Inneres Leben.

Anlagen. Erste Lehrer. Jugendschule des hl. Ignatius. Apostolat in Deutschland. Seelendurst. Freuden und Leiden. Gebetägeist. Vollenbung in Freiburg 294—301.

18. Bei der Nachwelt. 1597—1917.

Verehrung in Freiburg und den Niederlanden. Lebensbeschreibungen. Protestantische Stimmen. Kupferstiche. Gemälde. Standbilder. Lobreden. Vieder und Ähnliches. Anstalten und Vereinigungen für Unterricht, Presse und andere Liebeswerke. Provinzialkonzil von Utrecht. Katholische Generalversammlungen. Fortleben im Orden und in der Stadt Freiburg. Seligsprechung. Gedächtnisfeiern 302—310.

Namen- und Sachregister 311—333.

1. Von Nymwegen nach Köln und Mainz. 1521—1543.

Peter Kanis erblickte das Licht der Welt am 8. Mai 1521. Am gleichen Tage wurde auf dem Reichstag zu Worms der kaiserliche Erlass ausgefertigt, der über Martin Luther Acht und Aberacht verhängte. Im nämlichen Jahre verließ auch der spanische Rittersmann Inigo von Loyala den Kriegsdienst seines Königs, um fortan nur noch für den Herrn der Heerschaaren zu streiten. Das war kein blinder Zufall. Es sollte, heißt es in den kirchlichen Tagzeiten des Canisiusfestes, gewissermaßen vorgebildet werden, wen Petrus Canisius dereinst im Geisteskampfe zum obersten Befehlshaber, wen er zum mächtigsten Widerpart haben würde. Auch darin glaubte später unser Seliger den Finger Gottes erkennen zu sollen, daß seine Geburt auf das Fest der Erscheinung des Erzengels Michael fiel. Michael ist ja der Anführer des Engelheeres. Er verteidigt mit seinem Flammenschwerte die streitende Kirche. Bei ihm schwuren die tapfern Mannen des „Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation“. Sein Banner hatte schon auf dem Wappfelde geflattert und die heidnischen Ungarn besiegt. Später weihte die Gesellschaft Jesu mit Vorliebe ihre Kirchen dem Engelfürsten; die Michaelskirche des von Canisius gegründeten Jesuitenkollegs zu Freiburg in der Schweiz sollte des Seligen letzte Ruhestätte werden.

Nymwegen, Peters Geburtsort, trug damals entschieden deutsches Gepräge. Ehedem hatte es die Rechte und Freiheiten einer Reichsstadt besessen. Jetzt war es Hauptstadt des Herzogtums Geldern, und

Gelbern hatte Sitz und Stimme im deutschen Fürstenrate. Kirchlich gehörte die Stadt zum Archidiafonate Xanten, das dem Erzbischof von Köln unterstand. Petrus Canisius hat sich denn auch, ohne den Niederländer preisgeben zu wollen, wiederholt einen Deutschen genannt.

Die Rymweger führten und führen wohl jetzt noch gern ihre Gäste nach der „Bröderstraat“ und zeigen ihnen die Stelle, an der nach der Überlieferung das Vaterhaus des seligen Petrus Canisius gestanden hat. Der alte Ban selbst ist jetzt vollständig verschwunden.

Oft wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht Petrus Canisius von Rechts wegen Peter de Hondt genannt werden müßte. Es scheint soviel festzustehen: Schon Peters Großvater schrieb sich nie anders als „Kanis“. Andere aus dem nämlichen Geschlechte wurden damals und in den nächsten Jahrzehnten abwechselnd auch Canes, Kanis, Kanijs, Kanisius genannt. Unser Seliger unterschrieb sich anfangs Kanijs oder Kanisius, bald aber nur mehr Canisius. Die Grundform des Namens blieb immer dieselbe. Das älteste Siegel, das von Peters Vater noch vorliegt — es stammt aus dem Jahre 1523 — weist einen Hund auf; ebenso dessen andere acht Siegel, die auf dem Rathause von Rymwegen verwahrt werden. Es ist, auf etwas späteren Wappenschildern wenigstens, ein schwarzer, im Laufen begriffener Jagdhund.

Über seine Jugendjahre hat uns Peter Kanis selbst so manches erzählt. Er verfaßte nämlich um das Jahr 1570 zu Dillingen oder zu Innsbruck eine von tiefem Ernst und herben Selbstanklagen durchzogene Lebensbeschreibung, die er nach dem Vorgange des hl. Augustinus „Bekenntnisse“ nannte. Ein kürzeres Lebensbild gab er zu Freiburg in der Schweiz im Jahre 1596 oder 1597, also kurz vor seinem Tod; es sollte sein „geistliches Vermächtnis“ sein. Leider sind die zwei lateinischen Stücke in der Urschrift gar nicht mehr, in Abschriften oder Drucken nur teilweise erhalten. Eingehende und verständnisvolle Nachforschungen über die Jugendzeit des großen Mannes stellte bald nach dessen Hinscheiden einer seiner Ordensbrüder an, ein Mann,

der ihn noch selbst gekannt hatte und mit mehreren seiner nächsten Verwandten in nahen Beziehungen stand: es war der frühere Würzburger Hochschullehrer und rheinische Provinzial Johannes Hasius aus Herzogenbusch. Seine längst verschollenen Aufzeichnungen sind kürzlich wieder zum Vorschein gekommen.

Die Eltern unseres Peter waren reiche, angesehene Leute, wie er selbst bezeugt. Sein Vater Jakob hatte die Rechte studiert und hatte dann jahrelang die Stelle eines Erziehers der Söhne des Herzogs Renatus II. von Lothringen bekleidet, der in zweiter Ehe mit Philippa, einer Schwester des Herzogs von Geldern, verheiratet war. Jakob Kanis kam am lothringischen Hof hoch zu Gnaden. Er wurde in den Adelsstand erhoben. Sein Gehalt sollte er auch nach der Rückkehr in die Heimat noch beziehen. Beim Abschied verehrte ihm der Herzog einen mit Goldstücken gefüllten Becher; die Herzogin zog einen kostbaren Diamantring vom Finger und überreichte ihn dem Scheidenden als Andenken. In Rhymwegen wurde Jakob nicht weniger als neunmal zum Bürgermeister gewählt; das habe, so sagte man, keiner vor ihm fertig gebracht. Andere öffentliche Ämter bekleidete er fast ununterbrochen. Er hatte etwas von einem „großen Herrn“ an sich. Der Bote, der ihm jedes Jahr aus Lothringen den Ehrensold brachte, wurde nicht nur glänzend bewirtet, er erhielt auch allemal eine neue Gewandung. Als Herzog Karl Egmond, der Aussicht auf Leibeserben beraubt, Geldern dem König von Frankreich in die Hände spielen wollte, war Kanis einer von denen, welche lauten Einspruch erhoben. Die Stände huldigten nach Karls Tod dem Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg. Doch des Jülichers Herrlichkeit dauerte nicht lange; denn auch der Kaiser erhob Erbansprüche. Es kam zum Krieg. Als Wilhelm im Lager von Venloo vor Karl V. seinen Fußfall tat und auf Geldern verzichtete, war wieder Jakob Kanis dabei. Im Friedensvertrag vom 12. September 1543 wird er unter den Vertretern der Stadt Rhymwegen an erster Stelle genannt. Viele Jahre genoß auch Jakob das Vertrauen jenes Reichsgrafen Oswald II. von 's Heerenberg, der als der erste unter allen deutschen Fürsten die Jesuiten einlud, auf seinem Boden sich niederzulassen.

„Mein Vater“, heißt es in den „Bekenntnissen“, „hatte oft die Geschäfte von Machthabern zu besorgen und war vielfach in wichtige Staatsgeschäfte verwickelt.“ Wenn später Petrus Canisius mit hohen und höchsten Herrschaften so gewandt und unbefangen umzugehen verstand, wenn er einer der geschicktesten Unterhändler des Römischen Stuhles war, so ist das gewissermaßen ein Anteil an seinem väterlichen Erbe gewesen. Übrigens konnte Peter seinem Vater ein noch besseres Lob spenden. Mein Vater, sagt er, war bis zu seinem Ende „standhaft im katholischen Glauben“. Eine schöne Kundgebung dieses Glaubens hat Gasius uns überliefert. Nach des Bürgermeisters Tod wurden seine langen seidenen Staats- und Prachtgewänder zerschnitten. Man machte Meßgewänder daraus und verteilte sie unter die Pfarrkirchen der zahlreichen Ortschaften, in denen er Güter besessen hatte. So hatte er es selbst lehtwillig verordnet. Auch an Kindersegen fehlte es dem wackern Mann nicht. Er war zweimal verhehlicht. Seine Gattinnen, Agidia van Houweningen und Wendelina van den Bergh, schenkten ihm, wie man berichtet, ungefähr ein Duzend Kinder. Vater Gasius will erfahren haben, es seien ihrer neunzehn gewesen; neun von ihnen seien früh gestorben.

Peter war der Erstgeborne seines Hauses und der einzige männliche Sprosse seiner Mutter Agidia. Sie war, versichert er, eine gar „fromme Frau“, eine wahre „Dienerin Gottes“. „Sie hat mich, wie ich höre, oft und angelegentlich und unter Tränen Gott dem Herrn befohlen. Als es mit ihr zum Sterben kam, warnte sie ihren Mann vor dem neuen Glauben, der damals sich in unserer Gegend zu regen begann. Er möge, so bat sie ihn, um jeden Preis festhalten am alten katholischen Glauben.“ Gleich Agidia

stammte auch Jakobs zweite Frau, Wendelina, aus Rymwegen selbst. „Sie ist“, schrieb nach ihrem Tode Petrus Canisius, „meine Stiefmutter gewesen, hat sich aber nichts weniger als stiefmütterlich mir gegenüber erzeigt.“ Und seinen Stiefbrüdern Otto und Gerhard sagte er in einem Briefe vom 25. Dezember 1570: Gedenket, „wie unsere frommen, ehrfamen, lobwürdigen Eltern im wahren alten katholischen Glauben so seliglich verschieden sind“.

Der kleine Peter zeigte früh einen ausgesprochenen Hang zur Frömmigkeit. Als Knabe, gesteht er, hatte ich meine Lust „am Anblick frommer Bilder und an gottesdienstlichen Feierlichkeiten; ich diente gern dem Priester am Altare. Ja ich machte selbst den Priester im Kreise meiner Altersgenossen; ich sang, betete, opferte, wie es der Priester bei der Messe tut“. Das, meint er, möge manchem kindisch erscheinen; jedoch mehr als einmal schon habe des Kindes heiteres Spiel verraten, wohin dereinst des Mannes ernstes Streben zielen werde. Zu Rymwegen lebte eine sehr andächtige und bußfertige Witwe. Dreimal in der Woche ging sie zum Tisch des Herrn. Achtzehn Jahre lang genoß sie weder Fleisch noch Fisch. Sie kam oft in das Haus des Bürgermeisters Kanis. Wahrscheinlich war sie verwandt mit ihm. Einige sind der Ansicht, sie sei die Schwester seiner zweiten Gattin gewesen. Ihre Erscheinung konnte nicht verfehlen, auf Peter tiefen Eindruck zu machen. „Ich war noch“, meldet er, „ein kleiner Knabe und hatte den Stachel unreiner Lust in meinem Fleische noch nicht empfunden; da trug ich schon oftmals aus freien Stücken ein rauhes Bußgewand.“

Doch der Hang zum Bösen ist nun einmal dem Adamssohne angeboren. Licht und Finsternis streiten sich um die

Herrschaft in jedes Menschen Brust. Peter war zu Hause unter den vielen Kindern das älteste. Auf der Straße fühlte er sich als das reiche Herrenkind, und in der Schule tat es dem geweckten Jungen kaum ein anderer gleich. Er habe, seufzte er später, gegen Dienstboten, Kameraden, ja gegen die Eltern selbst sich ungebärdig benommen. Er habe manchen Bubenstreich verübt, der die Rute verdiente. Da sich der Vater wegen seines großen Hausstandes und seiner vielen Amtsgeschäfte der Erziehung des Knaben wenig widmen konnte, brachte er ihn zu einem Lehrer in Kost und Wohnung. Allein damit wurde das Übel eher noch verschlimmert. Peter mußte unsaubere Reden hören, schlüpfrige Beispiele sehen. Ungeratene Burschen rühmten sich ihrer Schlechtigkeit. Canisius dankt in seinen „Bekenntnissen“ dem Himmel dafür, daß er ihm „den Geist der Furcht Gottes“ gleichsam „zum Wächter und Erzieher gegeben habe“ in jenem gefährvollen Alter. Mit ruhigem Gewissen konnte er später versichern: Nie habe er sich mit einem Weibe versündigt, nie mit irgend jemand sich fleischlich vergangen. Aber er mußte auch gestehen: Er sei nicht unberührt geblieben von jenem Verderben. Manches habe er ohne Scheu getan, dessen er sich später habe schämen müssen.

Die Erfahrungen jener schlimmen Tage bedeuteten einen Gewinn, den Canisius als Mann zum reichen Segen der Jugend verwendet hat: er erlebte es an sich selbst, welche schwere Verantwortung die Lehrer und Erzieher auf sich laden, die nachlässig ihres Amtes walten. „Wehe ihnen“, ruft er in den „Bekenntnissen“ aus, „welch schwere Strafe wird sie treffen, diese blinden Führer von Blinden!“

Peter war inzwischen in das fünfzehnte Jahr getreten. Da beschloß der Vater, ihn zur weiteren Ausbildung nach

Köln zu senden. Das war ein trefflicher Gedanke. Damit war des jungen Mannes Glück gemacht.

Sein Leben lang hat Petrus Canisius eine warme Liebe, ja eine Art von Verehrung für die Stadt Köln im Herzen getragen. Es war ihm das „heilige“ Köln. Er verehrte den Boden, der das Blut eines Gereon, einer Ursula und vieler anderer Märtyrer getrunken hatte. Im Geiste schaute er einen Severin, einen Kunibert, Heribert, Engelbert und andere heilige Bischöfe, die hier die Herde Christi geweidet, einen Albert den Großen, Thomas von Aquin, Duns Scotus, die von hier aus gleich Sonnen über den Erdbreis hingeleuchtet hatten. Vor ihm stand der Kölner Dom noch unvollendet, aber auch so schon ein wundersam hehres, ganz unvergleichliches Denkmal katholischer Glaubensinnigkeit; und rings um ihn ragten und prangten alle die Stifte und Klöster und sonstigen Heimstätten der Andacht und barmherzigen Liebe, und sie bargen den köstlichen Dreikönigenschein und so viel anderes hochberühmtes Heiligtum, und des Läutens und des Betens war kein Ende. Sagte man doch sprichwörtlich, in Köln würden alle Tage mehr als tausend Messen gelesen.

An der Spitze der Kölner Hochschule stand Christian Glen, Stiftsherr von St. Severin, als der niederländische Ankömmling sich zur Aufnahme meldete. Der Rektor trug ihn am 18. Januar 1536 als „Petrus Canes aus Rhmtwegen“ in das Schülerverzeichnis ein. Zugleich mußte Peter den herkömmlichen Eid leisten und die Gebühren entrichten, wie die vierte Matrikel der Hochschule befundet, die jetzt noch von der Stadt Köln in ihrem „Historischen Archiv“ verwahrt wird. Die Anstalt hatte um die Wende des 15. Jahrhunderts gegen 2000 Schüler gezählt. Neben jener mittelalterlichen Schulweisheit, die wir mit dem Worte „Scholastik“ bezeichnen, hatte dort die neuzeitliche Sprach- und Altertumskunde ihre Lehrstühle aufgepflanzt. Gefeierte Lehrer und begeisterte Zuhörer hatten sich in Roms und Griechenlands Sprache, Altertümer, Geschichte vertieft. Diese

goldene Zeit war jetzt freilich dahin. Man hatte die Kölner Schule als eine Höhle verschrien, in der nur „Dunkelmänner“ hausten. Der Besuch war schwach, der Eifer erlahmt. Immerhin glimmte noch Feuer unter der Asche. Aus dem Büchervorrat, den unser Musensohn damals besaß, haben sich drei Drucke erhalten; zwei von ihnen sind lateinische Schriften jenes Hermann von dem Busche, den die Gelehrtenwelt neuerer Richtung als ihre Hauptgröße verehrte. In der Weltweisheit war Aristoteles Herr und Meister. Die Gottesgelehrten hatten schon im Jahre 1519 einstimmig Luthers Sätze verurtheilt. Einer aus ihrer Mitte, der Dominikaner Jakob Hoegstraeten, hatte auch mit der Feder gegen Luther gefochten. Peter Kanis sollte zunächst seine Allgemeinbildung an einem der Gymnasien oder Bursen, die mit der Hochschule eng verbunden waren, zum Abschluß bringen. Die Wahl fiel auf das Montaner-Gymnasium. Gerade an dieser Anstalt wurde stiftungsgemäß die Lehre des hl. Thomas von Aquin vorgetragen, und ihre Schüler hießen einfach die Thomisten.

Neben der Wissenschaft der Gelehrten eignete sich der Sohn der frommen Agidia eine noch höhere an. Es war die Wissenschaft der Heiligen. Aus der Heimat hatte er manche nicht ganz tadelfreie Angewöhnungen mit sich genommen. Die Zeitangaben seiner „Bekentnisse“ lassen an Bestimmtheit viel zu wünschen übrig. Soviel läßt sich jedoch sagen: In Köln und wo er sonst noch in den schulfreien Wochen und zu andern Zeiten sich aufhielt, verkehrte er anfänglich viel und gern in Kreisen, in denen heiterer Lebensgenuß und jugendlicher Übermut herrschend waren. Kostbare Stunden wurden vergeudet mit Schlafen bis in den Tag hinein, mit Teilnahme an Gelagen und

mit Verübung von allerhand Mutwillen. Aber schon war für eine gründliche Umwandlung die Stätte bereitet. Andreas Heerl aus Baardwijt in Brabant hatte an der Kölner Hochschule gelehrt. Jetzt war er Stiftsherr an der Gereonskirche. Er hielt in seinem Hause ein kleines Schülerheim. Dort wurde Peter Kanis untergebracht. Die Aufsicht über das junge Volk führte ein Mann, von dem Canisius in der Folgezeit schrieb: „Er war ein Priester von ungewöhnlicher Frömmigkeit. Er war mein Erzieher, ja mein Vater.“ Nikolaus van Esch — so hieß er — stammte aus Disterwijt in Brabant. In der Kölner Kartause soll er eine eigene Zelle besessen haben, wohin er sich zum Gebete zurückziehen konnte. Seine „Goldenen Übungen zur vollkommenen Gleichförmigkeit und steten Vereinigung mit Gott“ sind noch im 19. Jahrhundert neu aufgelegt worden. Aus seinen Gebeten zum Herzen Jesu duftet zarte Christusliebe. Doch hören wir des näheren, wie Canisius selbst in seinen „Bekenntnissen“ über Esch sich ausspricht: „Preise, meine Seele, den Herrn und gedenke fleißig all des Guten, das er dir erwies! Er gab mir diesen Lehrer der Frömmigkeit, diesen täglichen Mahner. Dem war es nicht um meine Habe zu tun; er suchte nur mich und das Heil meiner Seele. Unter seiner Leitung begann ich mir selbst zu mißfallen, um dir, o Gott, mehr wohlzugefallen. Seine Ratschläge und sein Beispiel waren etwas ganz Neues für mein Auge und Ohr. Auf sein Wort hin brach ich mein Ungeßüm, dämpfte ich die Glut meiner jugendlichen Leidenschaften. Konnte ich mit ihm trauten Umgang pflegen, so lag mir wenig an sonstigem Verkehr und anderweitigen Verbindungen. Nicht bloß in der Beicht — und ich beichtete ihm oft — erschloß ich ihm mein Inneres. Auch vor dem Schlafengehen legte ich in

vertraulicher Rede die Mißgriffe und Fehltritte des vergangenen Tages und was außerdem meine Seele befleckte, ihm dar. Ihm wollte ich Rechenschaft geben, er sollte Richter sein. Wenn er eine Strafe verhängen wollte, war ich bereit, sie zu erleiden. . . . Fortwährend war dieser Mann um mich besorgt. Er betete, weinte, segnete, warnte, drängte, schrieb. Einmal war ich nach Hause gereist. Ich blieb länger als gewöhnlich von ihm weg und ließ mich mehr als billig gehen; es sah aus, als ob ich nun einem freien Leben mich hingeben wollte. Da kam er denn selber zu mir. Er weckte mich aus meinem Schläfe, schalt mich ob meiner Nachlässigkeit, richtete mich auf, da ich am Fallen war, und führte mich wieder auf Gottes Pfad zurück.“ Tief prägte Esch seinem Böglinge gewisse Leitsätze ein. „Gott dienen“, sagte er, „ist herrschen.“ „Eines nur bringt Heil, Gott dienen; alles andere ist Trug.“ „Wenn du Christus recht verstehst, ist alles gut, magst du auch das übrige nicht verstehen.“ Täglich mußte Peter einen Abschnitt aus den vier Evangelien lesen. Daraus mußte er sich einen Spruch, der besondern Eindruck auf ihn gemacht hatte, merken, um ihn tagsüber zu erwägen. Oft und mit großem Nutzen las er auch Lebensbeschreibungen von Heiligen und andere Erbauungsbücher. Das alles berichtet, wie gesagt, Canisius selbst. Er bittet dabei Gott den Herrn, er möge doch der Jugend viele edle, fromme Lehrer schenken, „die durch Wort und Beispiel ihre Schüler dazu bringen, daß sie eine sittliche Verfehlung mehr verabscheuen und meiden als einen Verstoß gegen die Sprachregeln oder einen schiefen Ausdruck in einem Aufsatze“.

Durch Nikolaus van Esch und Andreas Heerl kam der geweckte, tatenlustige Niederländer allmählich in Berührung

mit den Männern, die zu Köln die streng kirchliche Richtung vertraten und an der Spitze der katholischen Bewegung standen. Zu ihnen gehörte der Dominikanerprior Johannes Stempel, auch Johannes Bessel genannt, und der Karmeliterprovinzial Eberhard Billiaß, beide Lehrer der heiligen Wissenschaften an der Kölner Hochschule, dann der Weihbischof und Domprediger Johannes Röpel und jener schneidige Verfechter der katholischen Sache, der Domherr und Scholaster des Gereonstiftes Johannes Gropper, dem Paul IV. das Kardinalsbirett sandte. Vor allem aber fühlte sich der fromme Jüngling hingezogen zu einem Befenner Christi, der in Köln eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Georg von Stobborg war von Rechts wegen Erzbischof von Lund und Primas von Dänemark und Schweden. Weil er dem gewaltthätigen Dänenkönig das Gut seiner Kirche nicht hatte ausliefern wollen, hatte er in die Verbannung wandern müssen. Er betete sehr viel und übte strenge Buße. Als im Jahre 1543 die Jesuiten sich zu Köln niederließen, fanden sie an ihm einen ihrer besten Gönner.

Was Peter an solchen Männern bewunderte, das suchte er nach Kräften nachzuahmen. Zuweilen sah man ihn einen Sack schleppen, der ganz mit Büchern gefüllt war. Es waren gute, andächtige Schriften, die er zusammengebracht hatte, damit sie an arme Leute unentgeltlich abgegeben würden. Zur Faschingszeit saß er einmal an wohlgedeckter Tafel, ohne einen Tropfen Wein zu genießen. Er wollte nach seinem eigenen Geständnis die Trunkenheit fühlen, der man an diesen Tagen frönte. Dem Vater Hasius erzählte um das Jahr 1573 ein sehr braver Mann aus Köln: „Mein Vater hatte ein Buchbindergeschäft in der Stadt, während Peter Kanis dort an der Hochschule weilte. Er

gehörte zu unserer Rundschaft. Da hieß mich denn zuweilen der Vater gebundene Bücher ihm zurückbringen. Ich tat es, aber mit Gruseln; denn der junge Herr hatte einen Totenkopf auf seinem Tische liegen.“

Das waren Außerlichkeiten. Doch sie wurzelten in der Heimlichkeit eines Gott minnenden Gemüthes. An nichts fand Peter so großen Geschmac als an der Pflege des stillen, sich an Gott emporrankenden geistlichen Lebens. Zu seinen Lieblingslesungen zählten damals die Predigten des wunderbaren Geistesmannes, der den Ehrennamen des „erleuchteten Lehrers“ führt, des deutschen Predigermönches Johannes Tauler. Sie galten ihm, wie er in seiner ersten, 1543 gedruckten Schrift sich ausspricht, „als ein kostbares Buch, das uns den rechten kürzesten Weg zu unserem Ursprung, der Gott ist, mit klaren Worten treulich entdeckt und weist. . . . Die Meinung von Taulers Lehre geht fürderlich darauf, daß wir sollen aller Sünde absterben, alle Lust und Liebe zu vergänglichen Geschöpfen in uns töten, unsern eigenen Willen verlassen und verleugnen und ihn in Gottes liebstem Willen aufgehen lassen. Wir sollen Christo durch alle Tugenden nachfolgen und unsere Seele mit allen Kräften in rechter Liebe mit Gott vereinigen und ein Geist mit Gott werden.“

Dem entspricht auch ein Zug, den uns wiederum Caniſius selbst aufbewahrt hat. Wenn er als fahrender Schüler Arnheim, Herzogenbusch, Disterwijf, Dieft, Löwen besuchte, dann suchte er mit Vorliebe Leute auf, die im Rufe höherer Frömmigkeit standen. Mit ihnen führte er geistliche Gespräche. Ihren Ermahnungen, Ratschlägen, Gebeten legte er großes Gewicht bei. „In Brabant“, sagt er, „lebte damals eine aufrichtig fromme, wahrhaft weise Jungfrau.

Diese erklärte auf Eingebung des Heiligen Geistes: Einst würde ich durch meine schriftstellerischen Arbeiten der Kirche gute Dienste leisten. Bei Gott, ich erdichte nichts; ich gebe nur der Wahrheit Zeugnis."

Ein junger Mann, der gleichfalls durch seine Schriftstellerei eine Säule der katholischen Kirche in Deutschland werden sollte, war zu Köln im Hause des Stiftsherrn Andreas Heerl Peters Mitschüler und Mitzögling: Lorenz Surius, eines Vilbecker Goldschmiedes Sohn, hatte eine Zeitlang zu Frankfurt an der Oder auf der Schulbank gesessen. Der unkatholischen Grundsätze, die er dort eingefogen, ward er in Köln rasch wieder ledig. Peter Kanis trug dazu bei, wie er selbst versichert. Die zwei wurden ein Herz und eine Seele. Sie empfanden es als ein hohes Glück, daß sie bei den Kölner Kartäusern traulich ein und aus gehen durften.

Unter dem Prior Gerhard Kalkbrenner aus Hamont lebte in dieser Kartause die alte strenge Ordenszucht fort. Sie paarte sich mit fröhlichem wissenschaftlichen Streben. Eine Reihe von gelehrten und volkstümlichen Schriften war bereits aus diesen stillen Klosterzellen in die weite Welt hinausgegangen. Jetzt blühte vor allen andern in Heiligkeit und Gelehrsamkeit Johannes Justus aus Landsberg in Bayern, gewöhnlich Landsberger genannt, Herausgeber der Schriften der hl. Gertrud, Dichter und Verfasser vieler geistlicher Schriften voll Salbung und Wärme. Gleich Gertrud war Landsberger eingeweiht in die Geheimnisse des Erlöserherzens. Wenn er das Leiden Christi betrachtete, konnte er nicht haften bleiben beim blutigen Schweiß und den klaffenden Wunden, bei den Tränen und Schmerzensrufen; er mußte tiefer dringen. Im Herzen Jesu traf er das allerbitterste Weh und die allersüßeste Liebe. Noch mußten mehr als hundert Jahre vergehen, bis in Gottes Auftrag die heilige Margareta Alacoque die ganze Christenheit aufrief zur öffentlichen sühnenden Herz-Jesu-Verehrung. Aber zu denen, die ihr auf deutschem Boden die Wege bereitet haben, gehört neben der hl. Gertrud und der sel. Mechthild der Kölner Kartäuser. In seinen erbaulichen Ansprachen kam er immer wieder auf das Herz des Heilandes zurück. Er lud seine Freunde ein, bei allen Anfechtungen und Versuchungen sich durch Christi Seitenwunde in sein Herz zu flüchten und dort all ihre Sorgen und Wünsche

zu bergen. An einer Stelle ihrer Wohnung, an der sie oft vorübergehen mußten, sollten sie, so riet er ihnen, ein Bild des Herzens Jesu anbringen, damit sie recht häufig am Tage dieses göttlichen Schatzes gedächten.

Durch Justus Landsberger ist auch Peter Canisius ein Verehrer des Herzens Jesu geworden. Wollte ihn die Vorsehung damit vorbereiten und stärken für den wichtigen Schritt der Berufswahl?

Als Hofprediger des Erzherzogs Ferdinand II. sprach Canisius am 15. August 1571 über das Wort des Herrn: „Maria hat den besten Teil erwählt“ (Luk. 10, 42). „Merke“, sagte er, „es ist eine wichtige Sache, daß man seinen Beruf recht erkenne. Darum soll einer mit großer Gottesfurcht seine Berufswahl treffen. Drei Dinge muß er dabei besorgen: Erstens, daß er mit David bete: ‚Herr, zeige mir deine Pfadel!‘ Zweitens, daß er einen weisen Mann um seinen Rat frage. Drittens, daß er sein eigen Gewissen befrage und zusehe, wohin der Geist Gottes ihn ziehe.“ Manche werden zum „besten Teil“ berufen, auf daß sie Gott „vollkommenlich dienen, ohne alle äußerliche Sorge, ohne zeitliche Geschäfte“; aber sie kommen nicht, oder wenn sie gekommen sind, laufen sie wieder weg. In diesen Worten des Innsbrucker Predigers ist der gewöhnliche Weg gezeichnet, auf dem die Vorsehung den Menschen seinen gottgewollten Beruf finden läßt. Bisweilen jedoch tut der Herr noch mehr. An Moses erging sein Ruf aus dem brennenden Dornbusch heraus; Saulus wurde zum Paulus in den Fluten des Himmelslichtes, das vor Damaskus ihn überströmte; und so haben ein Ambrosius von Mailand, ein Franz von Assisi, eine Theresia von Jesus und andere Heilige an sich Wunder göttlicher Berufung und Führung erfahren. Auch die Berufsgeschichte unseres Petrus Canisius weist Spuren unmittelbar göttlichen Eingreifens auf.

Eines Tages kniete in der Stephanskirche zu Rhymwegen, nicht weit vom Hochaltar, der kleine Peter Kanis. Er blickte zu dem schmucken, turmartig emporstrebenden Sakramentshäuschen auf, in welchem der eucharistische Heiland wohnte. Sein Flehen wurde immer inbrünstiger. Da er-

gießt sich aus Christi Herz ein Lichtstrahl in die Seele des Knaben. Es ist ihm, als sähe er mit Augen die Eitelkeit und Torheit der sündigen Welt und die Gefahren, die seinem Seelenheil drohen. Überall Schlingen, überall Fallstricke! Tränen perlen über seine Wangen. „Herr“, ruft er aus, „zeige mir doch deine Wege; lehre mich sie gehen! Du bist ja mein Gott, mein Erlöser!“

Während Peter in Köln die Wissenschaften pflegte, wiederholten sich — wir wissen das alles von ihm selbst — einigemal die himmlischen Durchleuchtungen seines Geistes. Wahrscheinlich geschah es in den stillen Stunden, da er in der Kirche von St. Gereon dem Gebete oblag. Wiederum überkam ihn Schmerz und Abscheu, Angst und Bangen, und der beklommenen Brust entrang sich der Rotschrei: „Zeige du mir, o Gott, einen Lebensweg, auf dem ich ruhig wandeln und sicher zu dir gelangen kann!“

Unterdessen war Peter Kanis am 15. März 1538 „Bizentiat“ der freien Künste geworden. Das Fachstudium konnte beginnen. Ich hörte, so erzählt er, in Köln „eine Zeitlang“ weltliches Recht, und in Löwen Kirchenrecht, „weil mein Vater es so wünschte“. Die Matrikel der Löwener Hochschule, die jetzt zu Brüssel im belgischen Staatsarchiv liegt, zeigt denn auch wirklich beim 21. April 1539 den Namen „Peter Kanis aus Rymwegen“. Der Bürgermeister Jakob Kanis trug sich mit großen Plänen. Sein Erstgeborner sollte die Laufbahn des Vaters betreten; Ehren und Würden waren ihm sicher. Auch eine reiche Braut war schon gefunden; Peter brauchte nur noch das Jawort zu geben. Gott aber, so drückte in der Folge Peter selbst sich aus, machte diese Kost ihm bitter. Er hatte ihm eine kräftigere Speise bereitet. Nach Köln zurückgekehrt,

legte er am 25. Februar 1540 das Gelübde ab, bis an sein Ende in jungfräulicher Reinheit zu leben. „Ich tat das“, versichert er, „frei und froh, und es hat mich niemals gereut. . . . Auf meine Kräfte verließ ich mich nicht. Ich wußte, daß niemand enthaltsam sein kann, es gebe ihm denn Gott die Gnade dazu; aber ich sagte mir: Die Kraft, den Zölibat zu halten, wird der mir verleihen, der das vertrauensvolle Gebet erhört. Er läßt die nicht im Stich, die auf seine unendliche Barmherzigkeit bauen. Er gibt nicht zu, daß seine Getreuen über ihre Kräfte versucht werden, wenn sie nur mit seiner Gnade mitwirken und mit dem Apostel Paulus ihr Fleisch kreuzigen wollen.“ So sprach sich unser Seliger, an der Schwelle des Todes stehend, im „Geistlichen Vermächtnisse“ aus. Bereits 25. Jahre früher hatte er in seinen „Bekenntnissen“ sich dahin vernehmen lassen: „Auf Gottes Eingebung hin habe ich beständige Jungfräulichkeit gelobt. Ich habe diesen Entschluß niemals bedauert.“

Mit dem Gelübde war es soviel als entschieden, daß Peter Ranis sich dem geistlichen Berufe widme. Nachdem er am 25. Mai 1540 unter dem Voritze seines Rhymwegener Landsmannes Johannes Bronckhorst die philosophische Doktorwürde errungen hatte, wandte er sich der Theologie zu. Doch der Bürgermeister von Rhymwegen verzichtete nicht auf seine hochstrebenden Pläne. Er gab ihnen nur eine andere Richtung. Bald hatte er eine Kölner Stiftsherrnpsfründe in der Hand. Peter nahm sie nicht an. Sein Streben ging höher. Er und sein Freund Surius beschloßen, in den Ordensstand zu treten. In einem Augenblicke kühnen Ausloderns ihrer Freundesliebe vereinbarten sie sogar, in den Orden, in welchen der eine trete, solle

der andere ihm nachfolgen. Doch welchen Orden sollten sie wählen? Canisius bewunderte einen heiligen Hieronymus, Dominikus, Franziskus ob ihrer Nachtwachen, Fasten und andern Bußwerke. „Sie waren streng gegen sich selbst“, schreibt er, „und dabei mitleidig gegen die Sünder. Sie büßten für deren Sünden, als ob es ihre eigenen wären.“ Mächtigen Reiz übte auf ihn auch das Kartäuserleben mit seiner feierlichen Ruhe und seiner in Gott aufgehenden Beschaulichkeit. Surius nahm am 23. Februar 1540 in der Kölner Kartause das Kleid des hl. Bruno. Sein Herzensfreund folgte ihm nicht. Warum nicht?

Er vermochte nicht, der Erinnerung an eine Weissagung sich zu ent schlagen, die ihm vor vielen Jahren geworden war. „Als ich noch ein Knabe war“, so meldet er selbst, „lebte zu Arnheim eine heiligmäßige Witwe; sie wurde vom Herrn besonderer Offenbarungen gewürdigt. Als ich nun einmal meine Arnheimer Freunde besuchte, sagte sie mir, Gott werde bald einen neuen Priesterorden erwecken zur geistlichen Erneuerung der Kirche. Diesem Orden werde auch ich einverleibt werden. Damals“, bemerkt Canisius weiter, „dachte noch kein Mensch an uns Jesuiten. Nirgend, nicht in Italien, nicht in Frankreich, nicht in Deutschland sprach man auch nur ein Wort von ihnen“.

Wo diesen neuen Orden finden? Und wann? und wie? „Ich nahm mir“, heißt es im „Geistlichen Vermächtnisse“, „die Berufsfrage sehr zu Herzen. Ich dachte ernstlich nach und betete mit viel Zuversicht. Der Allerhöchste hat mein Gebet erhört.“ Im Jahre 1540 kam der selige Peter Faber, der erste Gefährte des Ordensstifters Ignatius, als Begleiter des kaiserlichen Gesandten Ortiz nach Worms und Regensburg. Im Sommer 1541 mußte er mit Ortiz nach

Spanien ziehen. Doch schon im folgenden Jahre führte ihn ein päpstlicher Befehl nach Deutschland zurück. Zwei Hofkapläne der Prinzessinnen Maria und Johanna, Alvaro Alfonso und Juan Aragonio mit Namen, kamen mit ihm. Sie hatten sich der Gesellschaft Jesu angeschlossen. Jetzt wollten sie unter Fabers Führung ihre Probe- und Lernzeit bestehen. Faber arbeitete zuerst in Speier. Dann gewann ihn der Mainzer Kurfürst, Cardinal Albrecht von Brandenburg, für seine Bischofsstadt Mainz. Die zwei Spanier mußten, jeder für sich, noch im Jahre 1542 als arme Pilger Kölns Andachtsstätten besuchen. Ein zweites Mal kam Alvaro um den Beginn des Jahres 1543 nach Köln. Er nahm seine Herberge im Montaner-Gymnasium, wahrscheinlich um dort seine Wissenschaft zu mehren. Das nun ward für Peter Kanis, wie wir von ihm selbst erfahren, der Anstoß zum entscheidenden Schritte. Alvaro erzählte ihm große Dinge von dem neuen Orden und dem Mann, der den Orden nach Deutschland gebracht hatte. Jetzt ließ Peter sich nicht mehr halten. Rasch schnürte er sein Bündel. Er mußte nach Mainz. Faber wohnte im Pfarrhause von St. Christoph. Mit jener ungeschminkten Güte und Liebe, welche ihm die Herzen im Sturm eroberte, empfing er den Besucher. Sein Rat ging dahin, er solle eine Zeitlang dableiben und sich den geistlichen Übungen unterziehen. Da werde er Ruhe finden für sein Gewissen und Gottes heiligsten Willen erkennen. Peter war zufrieden. Er wurde des Pfarrers Gast.

Meist müssen sich die geistlichen Übungen durch dieses widerwärtigen Lebens Drang und Not in einige wenige Tage zusammenschnüren lassen. Der junge Kanis durste ihnen allen Anzeichen nach, dank einer großmütigen Fügung des Himmels, ihre volle Zeit von beiläufig dreißig Tagen ohne Schmälerung gewähren. So konnte es denn seine ganze Kraft an ihm erproben, jenes Exerzitienbüchlein, so klein und

unscheinbar und doch so gedankenreich und geistesmächtig. Der Mann, der es ihm erschloß, war eben derjenige, von welchem Ignatius erklärt hat: kein anderer habe so verständnisvoll die Exerzitien erfaßt. Wir besitzen noch die Aufzeichnungen, die Faber in seinem „Gedenkbuche“ über den Verlauf dieser Mainzer Seelenschulung gemacht hat. Die erste Woche der geistlichen Übungen soll reinigen, läutern. Für Peter Ranis waren es ruhige Tage. Windstille herrschte in seinem Innern. Diese Erscheinung, so merkte Faber sich an, zeigt sich „besonders bei denen, die schon lange das Gebet gepflegt und die Sünde gemieden haben; denn deren Sinn hält sich in den Schranken des Wahren und Guten. Leidenschaften, die augenscheinlich ungeordnet wären, haben sie nicht“.

Anders kam es in der zweiten Woche. Die Seele schaut nun Christus, den Gottkönig, den Feldherrn sondergleichen, den allzeit siegesgewissen Welteroberer. Er will das Gottesreich gründen und erweitern, drinnen in jedem Menschenherzen, draußen bis an die Grenzen der Erde. Er geht voran im heiligen Kampfe; er fordert zur Heeresfolge auf; er wirbt um tapfere Krieger, um Helden. Man kann ihm mehr von der Ferne folgen, mitten im großen Haufen. Aber man kann sich auch enge an ihn herandrängen, sich ihm anbieten, alles mit ihm zu teilen, Hunger und Durst, Schweiß und Blut. Hier tritt an den, der noch keine unverrückbare Lebensstellung hat, das ernste Geschäft der Berufswahl heran. Da, so vermerkte sich Faber in jenen Tagen, kann einer noch so heilig sein; fängt er an, seinen Sinn zu richten auf einen Stand, der vollkommener ist als sein bisheriger, so kommt es unfehlbar zum Kampfe. Die Geister, die guten und die bösen, regen und recken sich und plagen aufeinander. Bei Peter Ranis siegten die guten Geister. Der Friedekehrte zurück. P. Faber, der tiefinnerliche Mann, der überall Gott fand, der auf keiner Reise, an keinem Fürstenhofe, bei keinem Gelehrtenstreite seine Geistesammlung verlor, muß seinen Zehrling weit hineingeführt haben in die geheimnisvollen Schächte, zu den reichsten Goldadern echter, hoher Andacht. Sonst hätte nicht dieser, ein Peter von Kindheit an, ein Schüler des Nikolaus Esch und Justus Landsberger, von diesen geistlichen Übungen schreiben können: „Da lernte ich im Geiste und in der Wahrheit zu Gott beten.“ Und nun heißt es weiter im „Geistlichen Vermächtnisse“: „Ich erkannte, daß das Leben in der Gesellschaft Jesu für mich passe und daß es mir großen Segen bringen werde. Ich saß

1. Von Rhymwegen nach Köln und Mainz. 1521—1543.

sozusagen gleich Matthäus an der Zollstätte. Da vernahm ich deutlich Gottes Stimme. Widerstehen wollte und durfte ich nicht. So stand ich denn mit Matthäus auf, gab dieser bösen Welt den Abschied, zerriß diese Bande. Von da an war es mein einziges Herzensanliegen, daß ich Christus dem Herrn, der den Gnadenblick mir zugeworfen hatte, nachfolgen möchte auf dem Kreuzwege, auf dem er mir vorangegangen war, arm, keusch und gehorsam."

Die Gesellschaft besitzt jetzt noch das kostbare Blatt, auf welchem Petrus Canisius sich ihr zu Mainz eigenhändig verschrieben und geschenkt hat. „Nach reiflicher Überlegung“ so ist da zu lesen, gelobt er dem allmächtigen Gott, der seligen Jungfrau Maria, dem heiligen Erzengel Michael und allen Heiligen, von jetzt an sich unter den Gehorsam der Vereinigung zu begeben, „welche die Gesellschaft Jesu Christi heißt“.

Er will fürderhin ein Leben der Armut führen, soweit nicht der Obere der Gesellschaft oder an seiner Statt P. Faber, der ihn jetzt in das Noviziat des Ordens aufgenommen hat, es anders verordnen. Auch will er baldigst nach Rom zu den Apostelgräbern wallfahren, wosfern nicht P. Faber etwas anderes bestimmt. Findet er nicht endgültige Aufnahme in die Gesellschaft, so wird er nach deren Rat in einen andern Orden treten. Das alles „aus Liebe zu unserem Herrn Jesus Christus, dann auch zur Ehre und zum Dienste der glorreichen Jungfrau Maria, des hl. Michael und aller Heiligen, sowie zum Heile seiner Seele“. Daraufhin, seinem Entschlusse zum Zeugnis und Siegel, empfängt er den hochheiligen Leib des Herrn im Sakramente des Altars. Es war am Feste der Erscheinung des Erzengels Michael, dem 8. Mai 1543. Peter trat eben in sein 23. Jahr. Er nannte danach diesen Mainzer Tag seinen zweiten Geburtstag und den P. Faber seinen zweiten Vater, der ihn in Christus wieder geboren habe. Noch kurz vor seinem Tode äußerte er sich: „Meines Erachtens ist die Berufung zum Ordensstande die größte von allen Wohlthaten, die der Herr mir jemals erwiesen hat.“

Ein Stimmungsbild aus dieser Zeit bildet der bekannte Brief, den Canisius aus Mainz an einen seiner Freunde richtete. „Ich kann

es", so liest man darin, „kaum beschreiben, welch mächtigen Einfluß diese geistlichen Übungen auf mein geistiges wie auf mein sinnliches Leben ausgeübt haben. Ich fühlte, wie meine Seele von himmlischen Gnadenstrahlen durchglänzt wurde. Ich verspürte gewissermaßen neue Lebenskraft. Es war mir, als ob die Fülle der göttlichen Gaben auch auf meinen Leib überströmte, als ob mein ganzes Wesen erstarke, als ob ich in einen ganz andern Menschen umgewandelt würde.“

2. In Köln. 1543—1547.

Nach Köln zurückgekehrt, wohnte Canisius wieder bei Heerl. Auch Alvaro fand hier Unterkunft.

Es waren kaum einige Wochen nach der Rückkehr von Mainz verflossen, da ließ Canisius unter dem Namen Petrus Nobiomagus in Köln ein Werk erscheinen, das offenbar zum weitaus größten Teil schon vor seiner Mainzer Reise druckfertig vorlag. Es sind die Predigten seines Lieblings-schriftstellers Johannes Tauler nebst dessen Briefen, Gedichten und Weissagungen.

Die meisten Predigten waren wenigstens schon fünfmal gedruckt; aber Canisius fand darin, wie er versichert, viele dunkle und verdorbene Stellen. Er beschloß, sie aus den handschriftlichen Quellen zu verbessern. Solche boten sich ihm besonders in dem Kloster der Dominikanerinnen von St. Gertrud zu Köln, in dem Tauler einst gewohnt und gepredigt hatte. Eine Anzahl Stücke ist in dem Buche zum erstenmal veröffentlicht. Einige derselben sind allerdings mit Unrecht Tauler zugeschrieben. Die Vorrede ist vom 3. Juni 1543; sie enthält eine warme Verteidigung und Lobpreisung Taulers. Ist es Fügung oder Zufall? Man hat der Gesellschaft Jesu vorgeworfen, sie wolle nichts wissen von jenem höheren, mit besondern Erleuchtungen und Erhebungen verknüpften Glaubens- und Liebesleben in Gott, das man die „Mystik“ zu nennen pflegt; und nun ist unter den vielen Tausenden von Werken, die im Lauf der Zeiten von Jesuiten

herausgegeben wurden, das allererste eine Gesamtausgabe der Schriften eines hochberühmten Mystikers des Mittelalters.

Im übrigen waren Canisius und Alvaro weit davon entfernt, sich ausschließlicher Beschauung hinzugeben. Ihr Eifer in Werken leiblicher Barmherzigkeit ging so weit, daß Faber sie auffordern mußte, darüber nicht das Studium zu veräußen. Er kam im Juli oder August selbst nach Köln reiste aber schon im September nach Belgien weiter. Bald darauf erhielt Canisius die Nachricht von einer schweren Erkrankung seines Vaters. Er eilte nach Rhymwegen. Durch den unverhofften Anblick seines Erstgeborenen wurde der Kranke derart erschüttert, daß er im selben Augenblick verschied Mittlerweile war Faber nach Köln zurückgekehrt. Er schrieb seinem Novizen einen warmen Beileidsbrief und mahnte ihn zugleich, wieder nach Köln zu kommen. Peter kam, aber nicht allein; er hatte drei junge Freunde bei sich. Zwei von ihnen wurden Kartäuser, der dritte schloß sich der Gesellschaft Jesu an. Aus Rhymwegen traf nun die Kunde ein, daß Peters Stiefmutter sehr erregt sei und gegen Faber bittere Vorwürfe erhebe. Ein Schwindler, sagte sie, habe sich an ihren Sohn herangedrängt, um dessen reiches Erbteil zu erhaschen. Faber schrieb ihr: „Nicht ich, sondern Christus hat Euern Sohn zu dieser Lebensweise berufen. Er will ihn haben. Wollt Ihr ihn Christus verweigern? Wie ich höre, dreht sich alles bei Euch um zeitliches Gut. Um Peters Seele kümmert man sich wenig.“ Die Frau scheint sich bald beruhigt zu haben.

In Köln entfaltete Faber eine rege Tätigkeit. Er gab die geistlichen Übungen und predigte in lateinischer Sprache. Als um dieselbe Zeit aus Belgien eine Anzahl junger Ordensgenossen eintrafen, mietete man mit des Canisius Geld ein

Haus auf der Burgmauer. Gute Leute schenken um der Liebe Christi willen Betten, Wäsche und was sonst zum Leben notwendig war. Faber leitete seine Jünger auf dem Wege der Tugend. Zu ihrem Vorsteher ernannte er den Löwener Priester Leonhard Kessel. Da wurde dem Rat der Stadt angezeigt, auf der Burgmauer sei man daran, einen neuen Orden zu gründen. Möchte der Kölner Bürger noch so katholisch sein, solch eine Botschaft hörte er nicht gern; nahmen ihm doch die Klöster ohnehin schon im engen Ring der Stadt viel schönen Platz weg; ein noch größerer Stein des Anstoßes war es, daß sie keine Steuer bezahlten. Manche Stadtväter waren auch bang, es möchten unter dem Deckmantel des Klosterlebens aufrührerische Schwarmgeister sich einnisten. Dazu kamen die Häreien des Erzbischofs Hermann von Wied. Dieser seltsame Herr konnte kaum ein wenig Latein. Er war mehr bedacht, Hasen und Wildschweine zu erjagen, als seine geistliche Herde zu weiden. Jetzt war er zum willenlosen Werkzeuge einiger Neuerer geworden, die mit List und Gewalt die Kölner vom katholischen Glauben losreißen wollten. Jenes Burgmauergefinde, herrschte er den Rat an, müsse fort. Das sei eine wahre Pest, eine Teufelsrotte. Er werde nicht ruhen und rasten, bis der letzte Jesuit über die Grenze des Erzbistums gejagt sei. Einige Ratsherren kamen, die Sache zu untersuchen. Die Antwort der Genossen lautete: Sie wollten der alten christkatholischen Religion gemäß leben: ihre Lebensweise sei vom Papste selber ausdrücklich gutgeheißen. Das Ungewitter schien beschworen zu sein. Faber reiste ruhig nach Portugal ab. Doch am 28. Juli 1544 erschien der Bürgermeister Goswin von Bomersheim mit mehreren Räten und verkündete der jungen Schar — es waren ihrer neun —

den Ausweisungsbeschluß. Da half keine Verwahrung. Binnen acht Tagen, hieß es, mußten sie die Stadt räumen. Canisius suchte Hilfe beim Rektor. Gleich ihm hatten seine Gefährten das akademische Bürgerrecht erhalten. Die Hochschule besaß ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihre großen Freiheiten. Aber da wurde ihm entgegnet, diese neue Gründung werde bald wieder in sich selbst zusammenfallen; er möge doch das Schiff verlassen, bevor es versinke. Bald kamen auch seine Freunde, um ihm Vorstellungen zu machen. Es sei, sagten sie ihm, jammerschade um sein Wissen und seine Rednergabe. Jene Fremden solle er ziehen lassen, wohin sie wollten, er selbst aber müsse in Köln bleiben. Ein ansehnlicher Lehrstuhl und eine fette Pfründe seien ihm sicher. In der That wollte man ihn im Gereonsstift unterbringen. Man bot ihm sogar eine Stelle an der Domkirche an. Canisius blieb fest. Er reichte dem Rektor eine förmliche Rechtfertigungsschrift ein. Sie machte auf diesen und auf die Dekane der Fakultäten einen guten Eindruck. Der Rektor wurde nun beauftragt, bei der Stadtbehörde vorstellig zu werden. Man hielt es für das beste, daß die kleine Niederlassung sich freiwillig auflöse. So zog denn Canisius wieder zu seinem alten Gastgeber Heerl. Zwei seiner Mitbrüder wurden von den Dominikanern, zwei in der Kartause aufgenommen; andere fanden anderswo Unterkunft. Dem Leibe nach getrennt, wollten sie um so mehr im Geiste geeint sein. Doch der Rat konnte noch immer nicht zur Ruhe kommen. Eines Tages zog bewaffnete Macht aus, um die Genossen alle zu fassen. Der junge Rhyweger sollte der erste sein, der Bande und Kerker zu kosten bekam. Er war von den Schlimmen der Schlimmste. Da erschien ein rettender Engel. Der hochangesehene Domini-

laner Johannes Stempel trat den Schergen in den Weg und machte die Anschläge zunichte. Canisius und die Seinen versäumten nicht, ihre Lage dem P. Claudius Jajus mitzuteilen, der zu den ersten Gefährten des Ordensstifters Ignatius gehörte und damals im Süden Deutschlands tätig war. Jajus antwortete, sie möchten allesamt Köln verlassen und zu ihm nach Augsburg kommen. Doch die Vorsehung wollte es anders. Einer der Genossen fiel in tödliche Krankheit. Man erachtete es als eine Liebespflicht, daß zwei sich seiner Pflege widmeten. Die Wahl fiel auf Canisius und Kessel. So blieben diese in Köln zurück. Bald schlug auch die Stimmung der Bürgerschaft um. Zwei neue Bürgermeister wurden gewählt, die dem Orden zugetan waren. Canisius konnte dem Grafen Oswald von 's Heerenberg, der großmütig Wohnung und Unterhalt in seinem Lande angeboten hatte, antworten: „Wir wohnen wieder unser sieben in einem Hause zusammen.“ Es hatten sich nämlich neue Gefährten angeschlossen.

Die Miete des Hauses wurde von dem Gelde bestritten, das Canisius aus seiner Heimat bezog. Am 22. Dezember 1545 schrieb er: „Hier ist große Teuerung. Ich weiß nicht, ob ich zusammenbringen kann, was wir zum Leben brauchen. Aber der wahrhaft reiche Gott lebt noch. Er wird die nicht im Stich lassen, die ihn ehrlich suchen. Jedenfalls werde ich nicht zugeben, daß irgend jemand durch uns angebettelt wird.“ Fügen wir es gleich hinzu: Die Notlage der Kölner Jesuitenniederlassung dauerte auch nach des Canisius Abgang von Köln noch Jahrzehnte fort. Aber die Jesuiten hielten mit wunderbarer Zähigkeit auf diesem Posten aus. Köln, sagt der neueste Geschichtsschreiber der deutschen Jesuiten, wurde der Haupt- und Stammsitz des Ordens in Deutschland. Die meisten Neugründungen Norddeutschlands gingen von Köln aus. Das Kolleg lieferte Arbeiter nach Oberdeutschland, Belgien und noch weiter. Kessel, der erste und langjährige Rektor, wurde mit Recht der Vater vieler Völker genannt.

Dazu stand das Kolleg im Rufe besondern Eifers und hoher Frömmigkeit. Im Jahre 1582 hatte sein Gymnasium 1000 Schüler.

Die häuslichen Sorgen hinderten Canisius mit nichten an wissenschaftlichem Streben. Schon im September 1544 konnte er melden, auf Verlangen der Vorsteher des Montaner-Gymnasiums erkläre er dort alle Feiertage das Matthäusevangelium. Im folgenden Dezember disputierte er mehr als zwei Stunden lang über die Buße. Der Erzbischof von Lund, der Weihbischof, die ganze juristische und philosophische Fakultät, eine Menge Theologen waren zugegen. Manche konnten keinen Platz mehr finden. Es ging glänzend. Alles war des Lobes voll. Kurze Zeit darauf richtete die theologische Fakultät an die Ordensobern die Bitte, sie möchten diesen trefflichen jungen Mann noch einige Jahre in Köln bleiben lassen, damit er sich auf die Erlangung der Doktorwürde vorbereite. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, Canisius werde bald eine andere Hochschule beziehen. Das Gerücht war nicht ganz grundlos. Allzugern wäre der strebsame Jüngling nach Löwen oder nach Paris gegangen; da herrschte regeres Leben; da gab es mehr zu hören und zu lernen. Doch die Leiter des Ordens dachten anders. Faber schrieb ihm: „Ich wußte schon lange, daß ihr beide, Du und Alvaro, anderswo viel bessere Fortschritte machen könntet; aber der geistliche Nutzen so vieler Seelen stand mir höher. Ich wollte euch lieber in Köln ungelehrt, als anderswo hoch- und grundgelehrt wissen. So sehr liebte ich Köln.“ Canisius ergab sich in sein Schicksal. „Wenn mich nicht der Gehorsam von hier abzieht“, versicherte er Faber, „so will ich dem einen heiligen Köln diesen armseligen Körper, diesen kleinen Geist, alle meine Zeit, alle meine Studien, kurz mich und all das

Meinige im Leben und Sterben zum Opfer bringen. Ich schulde den Kölnern viel mehr, als ich ihnen vergelten könnte, wäre ich auch imstande, ihnen statt meiner viele zu schenken.“ Als er so redete, war er bereits Bakkalaureus der Heiligen Schrift. Durch besondere Vergünstigung seiner Lehrer hatte er diesen Grad außerhalb der gewohnten Zeit und vor Erreichung des vorgeschriebenen Alters erlangt. Er mußte nun jede Woche vor den Theologieprofessoren disputieren und dreimal wöchentlich einen Brief des hl. Paulus erklären. An den Feiertagen fuhr er im Montaner-Gymnasium fort, das Matthäusevangelium auszulegen.

Die Heilige Schrift war so recht die Grundlage seiner theologischen Bildung. Er hat sich einmal den Satz aufgeschrieben: „Das beste, was der Mensch mit seinen Augen tun kann, ist Tränen göttlicher Liebe vergießen und die Heilige Schrift lesen.“ Sein Geist war wirklich ganz versenkt in die göttlichen Bücher. Wenn er predigt, wenn er Schriften verfaßt, selbst wenn er zwanglose Freundesbriefe schreibt, lehren die Heldengestalten, die Vorbilder, die Gleichnisse, die Sprachweisen der Bibel unablässig in seiner Rede wieder. Er lebt und webt in der Heiligen Schrift.

Dazu kamen in Köln die Väterstudien. Im Jahre 1546 lieferte Canisius in zwei Foliobänden eine lateinische Ausgabe der Werke des machtvollen Vorkämpfers gegen den Arianismus und den Nestorianismus, des hl. Cyrillus von Alexandrien. Man fand in seinem Buche einiges, was noch nicht ans Licht getreten war; so die berühmte Schrifterklärung, die den Namen „Glossyra“ trägt. In der Widmung des ersten Bandes sagt der Herausgeber dem Mainzer Erzbischof Sebastian von Heusenstamm: „Jetzt sollten wir Bischöfe haben, wie es Athanasius, Ambrosius, Cyrillus waren. Dann würde auch in den Fürsten der Geist eines Konstantin und eines Theodosius aufleben.“ Der zweite Band ist den Kölner Theologiestudierenden gewidmet. Sie werden vor denen gewarnt, die kein größeres Verbrechen kennen als das, was sie „Barbarei im Ausdruck“ nennen. „Bei den Büchern“, sagt Canisius, „muß man zuvörderst auf die Richtigkeit der Sache sehen, nicht auf die Schönheit der Sprache.“

Sonst fällt man Menschen zur Beute, die mit dem Honig süßer Redensarten den Giftbecher - falscher Lehren bestreichen.“ So spricht kein Stubengelehrter. Hier regt sich bereits der apostolische Geist des hl. Ignatius. Noch deutlicher macht er sich erkenntlich in dem Folio-band, der sich im gleichen Jahre 1546 an die Cyrillusausgabe angeschlossen. Es waren die Schriften des heiligen Papstes Leo des Großen. Hertzliche Arbeit, erklärt Canisius in der Vorrede, habe dieses Buch ihm gekostet. So sehr seien Leos Schriften bisher verstümmelt und verzerrt gewesen. „Aus Leo“, sagt er, „kann man sehen, wie die alten Christen über Fasten, Nachtwachen, Almosen gedacht, was sie von der Überlieferung, vom Gehorsam gegen die Kirche, von der Fürbitte der Heiligen, vom Meßopfer gehalten, wie hoch sie die Gewalt des Papstes geschätzt haben.“

Daß Canisius über der Beschäftigung mit Schrift und Vätern die Pflege der Scholastik nicht versäumt hat, läßt sich schon aus dem erschließen, was über die Kölner Hochschule gesagt worden ist. Uebrigens beweist die ganze spätere Lebensführung des Seligen, daß er die Scholastik überaus hoch geschätzt hat. So schrieb er, um ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1551 aus Ingolstadt einem jugendlichen Kölner Freund: er solle sich ja nicht in seinen Studien auf die Väter allein beschränken. Die Scholastik sei eben jetzt besonders notwendig; denn, so heißt es wörtlich, „sonst können wir die Scheingründe unserer Glaubensgegner nicht genügend durchschauen und widerlegen“. Dann empfiehlt er ihm noch mit kräftigen Worten die Schriften des hl. Thomas von Aquin. Man braucht nur des Canisius großes Werk über die Gottesmutter Maria flüchtig zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß er den Aquinaten über alle andern Lehrer stellt. Oft beruft er sich auf ihn; er kann ihn nicht nennen, ohne ihn als den Fürsten der Gottesgelehrten, als die hellste Leuchte der Scholastik zu preisen.

Unterbrochen wurden die wissenschaftlichen Arbeiten des Kölner Gelehrten durch einige Reisen. Anfang 1545 ging er nach Dieß zu Meister van Esch. Er brachte ihm für die frommen Mütterlein seines Beginenhofes Almosen mit, die der Kartäuserprior gespendet hatte. Sie gingen dann zusammen nach Löwen und erlangten von dem Kanzler und dem Rektor der Hochschule das Versprechen, eine Niederlassung der Gesellschaft Jesu in der Stadt anbahnen zu helfen. Im Juni des gleichen Jahres kam Canisius zum Reichstag nach Worms. Dort lernte er den P. Nikolaus Bobadilla kennen, der gleich Faber und Jajus zu den ersten Vätern des Ordens gehörte. Er wurde auch dem Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg, vorgestellt. Sofort gewann er das Herz dieses edlen Kirchenfürsten. Im Juni des folgenden Jahres weilte er zu Rymwegen, um, wie er in seinem Briefe vom 20. Juni 1546 sagt, „der Last seines Vermögens sich zu entledigen“. Diesmal waren, wie es scheint, die großen Reichthümer zu teilen, die Peter und seine Schwester Wendeline von ihrer Mutter Agidia geerbt hatten. Peter bat die Schwester, das bessere Stück des Erbes für sich zu nehmen. Von seinem Anteil gab er verschiedenen armen Klöstern des Gelderlandes reichliche Almosen. Zusammen mit seiner Stiefmutter machte er auch eine Stiftung für seine Vaterstadt. Sie ist erst in neuester Zeit durch einen Rymweger Geschichtsforscher aus dem Schutt der Vergessenheit ausgegraben worden. Fünf unbemittelte Schüler der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ sollten jeden Freitag in der Stephanskirche die Messe hören. Danach mußte man einem jeden einen fünf Pfund schweren Laib Brot schenken und obendrein noch einen guten Hering. Zu gleicher Zeit wurde vereinbart, daß zwölf Jahre lang die

Kölner Kartäuser jährlich hundert Taler in Almswegen sollten erheben können, die sie für den Unterhalt der Kölner Jesuiten verwenden mußten.

Canisius war damals schon in die Reihen der Geistlichkeit aufgenommen. Am 20. Dezember 1544 hatte ihm Weihbischof Köpel die Diakonatsweihe erteilt. Auf dessen Weisung ging er sogleich nach der Weihe in eine verwaiste Landpfarrei und versah während der Weihnachtstage das Predigtamt. Bald darauf öffnete sich seinem Predigteifer eine Kirche, die jetzt noch eine der edelsten Blüten im Kranze der Kölner Andachtstätten bildet. Einige Jahre hindurch predigte er jeden Samstag und Sonntag in der Kirche Maria am Kapitol. Wie er selbst berichtet, fühlte sich besonders die gebildete Männerwelt von ihm angezogen. Unter dessen war der Tag der Priesterweihe herangekommen. Es war wieder Weihbischof Köpel, der ihm die Hände auflegte. Canisius brachte am Pfingstfeste, dem 13. Juni 1546, in der Marienkirche der Augustinerinnen von Groß-Mazareth sein erstes Messopfer dar. Kirche und Kloster sind jetzt verschwunden. Warum hat er gerade diese Stätte auswählt? Der Grund ist wohl dieser: An der Spitze der Ordensfrauen stand, wie es scheint, Maria von Oisterwijk, die hochgebildete, gotterleuchtete Verfasserin geistlicher Schriften. Diese Frau hat die ersten Jesuiten Kölns mit vielen Wohlthaten bedacht. Canisius und seine Gefährten haben sie „unsere Mutter“, „unsere getreueste Mutter“ genannt. Auch später noch hat Canisius ihrem und ihrer „liebsten Schwestern“ frommem Gebet sich empfohlen. Er schätzte sich glücklich, ihnen während seines Aufenthalts in Italien Dienste leisten zu können.

Mit väterlicher Liebe wachte über die nordischen Erstlinge seines Ordens der heilige Stifter Ignatius. Mit seinen Briefen tröstete er

die kleine Kölner Gemeinde, die so manchemal von dem wehmütigen Gefühl der Vereinsamung beschlichen wurde. Er erzählt ihnen vom Wachstum und von den Siegen der Gesellschaft und teilt ihnen freigebig von dem Schatz der geistlichen Gnaden mit, die er von Papst Paul III. erhalten hat. Bobadilla schrieb aus Köln, wo er vorübergehend sich aufhielt, an Faber: „Canisius ist ein gutes Kind; er wächst jeden Tag an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Und wiederum aus Rüttich: „Canisius ist eine kostbare Perle, alles ist gut an ihm, möchte er nur nicht verborben werden.“ Diese Sorge teilte auch Jajus. Sein Schreiben an Canisius brachte Glückwünsche zur Priesterwürde. Dann aber hieß es: „Nimm Dich in acht! Laß Dich nicht erdrücken von der Last äußerlicher Beschäftigungen! Studiere auch nicht zu viel! Halte Dir den hl. Thomas von Aquin vor Augen! Thomas wollte zum vornehmsten Lehrer den gekreuzigten Heiland haben. Von dem pflegte er sich Rat zu erholen, bevor er den Lehrstuhl oder die Kanzel bestieg.“

Petrus Canisius bedurfte in der That reicher Erlösergnade. Er war berufen, in den Kölner Kirchenwirren sich seine ersten Sporen als Gottesstreiter zu verdienen. Göttlichen und kaiserlichen Rechten zum Hohn versuchte der mit der Kirche zerfallene Erzbischof und Kurfürst Hermann von Wied die Einwohner Kölns der neuen Lehre zuzuführen. Sie sollten ihren katholischen Gottesdienst verlieren, sollten Predigern ihr Ohr leihen, deren Wort ihnen ein Greuel war. Geistlichkeit, Hochschule, Bürgerschaft setzten sich einmütig zur Wehr. Seele des Widerstandes war der weltkundige, willensstarke Domherr Johannes Gropper. In dem jugendfrischen, tatenlustigen Niederländer fand er einen seiner besten Gehilfen. „Mit Gropper“, meldet Canisius in einem Briefe, „stehe ich auf sehr vertrautem Fuße; ich liebe ihn als meinen Vater und verehere ihn als meinen Herrn.“ Im August 1545 kam Kaiser Karl V. durch Köln. Da trat auf Groppers Betreiben Canisius vor den

Fürsten und schilberte ihm die gefährdete Lage der kölnischen Kirche. Das gleiche tat er bei Karls Beichtvater, dem Dominikaner Peter von Soto. Der Kaiser stellte sich auf die Seite der Kölner. Er mahnte und warnte den Erzbischof. Trotzdem wurde die Gefahr immer größer. Hermann schrieb für den 6. Januar 1546 einen Landtag nach Bonn aus. Da sollte eine aus Zwingli's und Luthers's Sakungen gemischte Religion eingeführt werden. Nun mußte Peter in aller Eile nach den Niederlanden zum Kaiser reiten und im Namen von ganz Köln schleunige Hilfe begehren. Er brachte einen scharfen Erlaß zurück. Dem Erzbischof und seinen Ständen wurde verboten, vor dem nächsten Reichstag irgend etwas über Religionsangelegenheiten zu beschließen. Da die Gefahren noch nicht völlig verschwanden, übernahm Canisius im Februar 1546 eine zweite Sendung, die erst durch die neuesten Forschungen bekannt geworden ist. Ihr Hauptzweck war dieser: Der Kaiser sollte einige Anhänger Wieds aus Köln entfernen und den kirchlichen Eifer der Stadtverwaltung schärfen. Diesmal traf der Gesandte das Hoflager in seiner Vaterstadt Rymwegen. Da wollten nun die Leute ihren Landsmann auch predigen hören. Die Predigt gefiel. Wie Canisius an Gropper schrieb, setzte man ihm heftig zu, er möchte in Rymwegen bleiben und das Wort Gottes auch fernerhin verkünden. Er aber wand sich los.

Im Kölner Streit waren die Würfel gefallen. Hermann von Wied wurde am 16. April 1546 vom Papst gebannt und abgesetzt. Graf Adolf von Schauenburg wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Für die Ausführung des Befehls hatte der Kaiser zu sorgen. Der neue Erzbischof versäumte nicht, den allzeit marschbereiten Canisius in seinen

Dienst zu nehmen. Im Dezember des Jahres 1546 treffen wir ihn zu Sittich. Die Räten des Erzbischofs seien leer; man brauche Geld in Köln. So lautete seine Voricht an Bischof Georg von Österreich und dessen Kapitel. Die Herren bewilligten einige hundert Gulden, nach heutigem Geldwert wohl 1000 und mehr Mark. Bis sie zusammengelegt waren, beschäftigte Caninius sich mit Predigen. Zu Weihnachten mußte er im bischöflichen Balast der Festredner sein. Einmal hatte er auch eine Ansprache an die Domgeistlichen zu halten.

Nach Köln kehrte er nur zurück, um sofort andern Aufträgen sich zu unterziehen. Erzbischof Adolf wollte durch den Rantius und andere Herrschaften des Rätierhofs vom Papst einige wichtige Gnaden erlangen. Er wünschte auch, daß der Kaiser den Ständen des Erzbistums befehle, ihm als ihrem neuen Herrn zu huldigen. Karl führte eben seinen siegreichen Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund. Caninius trat sein Quartier zu Geislingen in Württemberg. Überall wurde ihm gnädige Aufnahme zuteil, beim Rantler Granvella, beim Buzelanter Raves, beim kaiserlichen Beisitzer Soto, beim kaiserlichen Geheimschreiber Obernburger. Lebhafteste Freude empfand Cardinal Truchseß, als er Caninius wieder sah. Er nötigte ihn, Herberge bei ihm zu nehmen und seine Pferde in seinen Stall einzustellen. Am 25. Januar 1547 konnte Caninius zugleich mit dem Kaiser und dem Cardinal in Ulm einziehen. Ulm hatte in zwinglichem V�lberhaß die Altäre seines wundervollen Münsters zerichlagen. Jetzt mußte es demütig zu Kreuze kriechen. „Welch vornehme, reiche, wahrhaft kaiserliche Stadt“, schreibt Caninius an Gropper, „und ich kann hier alle Tage Messe lesen.“ Dann fügt er bei: „Ihr habt alle am Hof viele

Freunde. Ihr sollt erhalten, was Ihr wollt. Seid nicht bangel! Spart weder Zeit noch Geld!“ Die Huldigung der Stände erfolgte am 31. Januar 1547. Wied wurde von seinen protestantischen Bundesgenossen im Stich gelassen und verschwand im Dunkel des Privatlebens. Wäre es gelungen, Köln dem alten Glauben zu entfremden, so hätte die neue Lehre rheinauf rheinab offene Straße gehabt. Nun blieb die ehrwürdige Bischofsstadt, was sie seit vielen Jahrhunderten gewesen war, sie blieb das Herz des katholischen Rheinlandes, die Freude und der Stolz aller katholischen Deutschen.

3. In Italien. 1548—1549.

Canisius kehrte vorerst nicht nach Köln zurück. In Ulm hatte ihm Kardinal Truchseß den Wunsch ausgesprochen, er möchte nach Trient zur allgemeinen Kirchenversammlung gehen, wo seit dem Dezember des Jahres 1545 P. Jajus die Stelle des Kardinals vertrat. Sein Gehilfe sollte nun Canisius werden. Da er vor wenigen Monaten von Ignatius die Weisung erhalten hatte, sich selbst den Aufenthaltsort zu wählen, konnte er jetzt wohlgemut nach den Tiroler Alpen wandern. In Trient traf er außer Jajus noch zwei andere Ordensgenossen; es waren die Patres Jakob Laynez und Alfons Salmeron. „Wenige Gottesgelehrte“, so meldete er nach Rom, „dürfen im Konzil eine ganze Stunde reden. Dem P. Laynez aber werden wegen seiner einzigartigen Gelehrsamkeit vom vorsitzenden Kardinal drei Stunden und wohl noch mehr zum Sprechen eingeräumt.“ Am 11. März 1547 beschloß die Versamm-

lung ihre Übersiedlung nach Bologna. Drei Tage danach machten sich Laynez, Salmeron und Canisius dahin auf den Weg. Weil aber zu Padua Salmeron in eine schwere Krankheit fiel, unterbrachen auch seine Gefährten die Reise. Am 12. April reisten endlich Laynez und Canisius nach Bologna. Hier fanden täglich stundenlange Zusammenkünfte statt. Die Konzilstheologen, die besten Köpfe ihrer Zeit, mußten vor Kardinälen und Bischöfen die Fragen erörtern, über welche dann die Väter ratschlagen und beschließen wollten. Zweimal durfte Canisius das Wort ergreifen. Er sprach von der Beichte und von der Ehe. Daneben half er seinen Ordensbrüdern, wenn sie die Zeitirrtümer aufzeichneten und deren Widerlegungen aus Schrift und Vätern zusammenstellten.

Eine zeitweilige Unterbrechung des Konzils war im Anzuge. Ignatius rief deshalb den jungen Rymweger nach Rom. Er wollte einen so auserlesenen geistlichen Sohn in seine Arme schließen und selbst an seinen Beruf die letzte Feile anlegen. Anfang September 1547 sah Petrus das heiße Sehnen seines gläubig-frommen Gemüthes erfüllt. Er betrat den Boden der heiligen, der Ewigen Stadt. Das Professhaus der Gesellschaft Jesu nahm ihn auf. Zwanzig Tage, so berichtet man, mußte er dort in strenger Zurückgezogenheit verbringen. Dann erst durfte er mit den Hausgenossen verkehren. War Bologna für ihn eine Schule des Geistes gewesen, so sollte er in Rom eine Schule des Herzens finden. Ein römischer Ordensgenosse schrieb am 13. November 1547 über ihn nach Löwen: „Er ist eifrig beschäftigt mit Übungen der Demut!“ Man weiß, was Ignatius unter solchen Übungen verstand. Er hieß seine Schüler, mochten sie auch Prälaten oder Professoren gewesen sein, in der Küche Schüsseln und Teller

waschen. Er befahl ihnen, auf offener Straße zu betteln. Tage und Nächte mußten sie in den Siechenhäusern die Kranken bedienen. Sie mußten darauf gefaßt sein, daß während des Essens der Laienbruder Antonio Rion, ein Mann von merkwürdiger Zungenfertigkeit, auf der Kanzel des Vorlesers erschien und über ihre kleinen Fehler die ätzende Lauge seines Tabels ergoß. Jene Monate hatten übrigens auch noch einen andern Zweck. „Ich ergehe mich täglich in heiligen Betrachtungen“, meldete Canisius den Kölner Kartäusern. „Ich bemühe mich, in das Verständnis des Geistes unserer Gesellschaft mehr und mehr einzudringen. Unser Vorsteher, Magister Ignatius, ist mir dabei ein überaus kundiger Führer.“

Es war eine männliche Zeitung, kräftige Kost, was Ignatius bot. Das zeigen die Aufzeichnungen, die Canisius und andere hinterlassen haben. Als man Ignatius fragte, welches der kürzeste Weg zur Vollkommenheit sei, erwiderte er: „Viel Widriges aus Liebe zu Christus leiden, das bringt Freude des Heiligen Geistes. Erbittet euch diese Gnade von Gott!“ Er pflegte auch zu sagen: „Eine gewisse Freudigkeit darf man nie verlieren. Man soll immer munter sein im Herrn.“ Zum Maßstab der Tugend nahm der Heilige nicht die fromme Miene, auch nicht die sanfte Gemütsart oder die Süßigkeit, die einer im Gebet empfand; er schaute auf die Sorgfalt, mit der man die bösen Neigungen bekämpfte. „Überwinde dich!“ Das war sein Wahlspruch. „Könnte ich doch“, schrieb Canisius an einen Freund, „Dir mein Glück schildern! Ich darf vertraulich verkehren mit so vielen erlesenen Mitbrüdern und mit unserem allerwürdigsten Vorsteher Ignatius. Niemals habe ich so viel gewonnen wie in dieser Zeit. Von Tag zu Tag lehrt mich die Erfahrung deutlicher, wie sehr Ignatius nach dem Heil der Deutschen dürstet.“

In diese seligen Tage hinein fiel eine Botschaft von der Insel Sizilien. Die Stadt Messina verlangte ein Kollegium der Gesellschaft Jesu. Der Ordensstifter legte allen,

die im Hause lebten, die Frage vor: „Seid ihr bereit, nach Messina zu gehen? Wollt ihr dort jedes Amt übernehmen, das man euch anweist?“ Sie mußten drei Tage lang überlegen und dann schriftlich Bescheid geben. Noch ist die eigenhändige Antwort von Canisius vorhanden. Er ist bereit, immer in Rom zu bleiben oder auch nach Sizilien, nach Indien und in jede andere Gegend sich zu verfügen. Soll er nach Messina gehen, so wird er dort mit Freuden jedes Fach lehren, das man ihm zuweist. Man kann ihn auch zum Pförtner oder Koch oder Gärtner machen. Ähnlich lauteten die Erklärungen aller andern. Canisius wurde zum Lehrer der Beredsamkeit bestimmt. Vor der Abreise mußte jeder der Probe halber in seinem Fache vor Ignatius Schule halten. Dann stellten sie sich dem Papste vor. Paul III., eine hagere, ehrfurchtgebietende Erscheinung mit klugem Antlitz und durchdringenden Augen, ging eben, wie ein Augenzeuge berichtet, auf und ab und betete die Vesper. Er hieß die Ankömmlinge eintreten, kam nach einiger Zeit und setzte sich in ihre Mitte. Canisius war auserwählt, im Namen aller zu sprechen. In kurzer, aber zierlicher lateinischer Rede setzte er den Zweck ihres Kommens auseinander. Der Papst erwiderte in einer halbstündigen Ansprache. Sie atmete die Liebe eines Vaters zu seinen Kindern. Darauf segnete er jeden einzelnen. Bereitwillig gewährte er allen die erbetenen geistlichen Gnaden; dann unterhielt er sich eine Zeitlang mit ihnen in vertrautem Gespräch. Auf diese Weise trat der Sohn des Nordens, der erste deutsche Jesuit, zum erstenmal in engere Fühlung mit einem römischen Papst, und, bedeutungsvoll genug, es war der Papst, der die glanzvolle Reihe der Reformpäpste des 16. Jahrhunderts eröffnete, der Papst, der zuerst in

der Gesellschaft Jesu den Finger Gottes erkannt und sie feierlich bestätigt hatte.

Am 18. März 1547 verließen die zehn Ordensgenossen, die das sizilianische Kolleg eröffnen sollten, die heilige Stadt. Am 8. April zogen sie in Messina ein. Das Kollegium von Messina war die erste Anstalt des Ordens, die vorherrschend dem Unterricht auswärtiger Schüler diente. Der Rektor Jeronimo Nadal richtete allmählich alles nach dem Muster von Paris ein, wo er selbst studiert hatte. Die Pariser Schule galt eben noch immer als die erste der Welt. Die kleinen Sizilianer zeigten viel Lernbegierde. Man wollte sie aber nicht bloß unterrichten, man wollte sie auch erziehen. „Als das beste Erziehungsmittel“, meldete Canisius seinen Kölner Mitbrüdern, „erweist sich die häufige Beichte. Alle, selbst die Kleinsten, beichten wenigstens einmal im Monat. Jede Woche ist Christenlehre.“ In der Domkirche wurden an den Sonntagen von einem Priester des Kollegs die Briefe des hl. Paulus ausgelegt; auch der Vizekönig fand sich ein. Eine Anzahl junger Leute meldete sich für die geistlichen Übungen. In der Schule erklärte Canisius das altklassische Lehrbuch der Beredsamkeit, das den Namen des Herennius trägt, und eine Rede Ciceros. Er war ein guter Lateiner. Manche seiner lateinischen Briefe zeichnen sich durch Glätte und Feinheit des Ausdrucks aus. Man erzählt, er habe bis in sein vorgerücktes Alter Jahr für Jahr etwas aus Cicero gelesen.

Einen glorreichen Tag erlebte er seiner eigenen Schilderung nach im Frühling des Jahres 1549. Das Kölner Damenstift St. Maria am Kapitol hatte ihm zwei Häupter von Gefährtinnen der hochgefeierten Jungfrau und Märtyrin Ursula verehrt; es war das wohl der Dank für seine Predigtthätigkeit an dieser Kirche gewesen. Canisius ließ nun die Reliquien nach Messina kommen und übergab sie

auf Weisung seines Ordensgenerals dem Räte der Stadt. Der ließ sie in festlichem Zuge nach der Kirche des Kollegs übertragen. Das Domkapitel mit dem Weihbischof, der Adel, die Behörden, die Orden, die Studenten begleiteten die reichgeschmückte Bahre, auf der man den Sarg trug. Die Fackeln flammten, die Pöbel klangen, die Trompeten schmetterten. In der Kirche bestieg der Rektor die Kanzel. Er erklärte Sinn und Wert der Heiligenverehrung und sagte den Messinesen: „Glaubt nicht, wir erwarteten, daß ihr diesen Heiligtümern zu Ehren uns Almosen bringet! Wir begehren nur eines: das Heil eurer Seelen.“

In Messina predigte Canisius lateinisch und italienisch. Auch hielt er Vorträge über die christliche Vollkommenheit bei den Bisterzienserinnen von Maria di Montalto. Wenn er am Meeresufer stand, sah er die Schiffe aus dem Hafen nach dem nahen Griechenland segeln. Da erglühete sein Herz zuweilen in dem Gedanken, vielleicht werde eines Tages auch er auf einem solchen Schiffe ausziehen, um Athen durch das Band des katholischen Glaubens wieder mit Rom zu verknüpfen. Aber nicht nach Griechenland, nach Deutschland führte ihn die Hand Gottes.

Herzog Wilhelm IV. von Bayern sah mit Schmerz, wie in seinem Gebiete die katholische Religion immer mehr an Boden verlor. Die Reihen der Geistlichkeit waren gelichtet. Die Ärgernisse häuften sich. In den Klöstern war Zuchtlosigkeit eingerissen. Die Schulen lagen danieder. Ein Teil des Adels und der Bürgerschaft hatte offen mit der alten Kirche gebrochen. Unter dem gemeinen Volke drohten Gottvergessenheit, Böllerei, Unzucht um sich zu greifen. Auch der geistige Mittelpunkt des Landes, die Hochschule von Ingolstadt, wurde in das Verderben hineingezogen. Die Studentenschaft verwilderte. Ihre Zahl nahm erschreckend ab. Johannes Eck, Luthers mächtigster Gegner, hatte in Ingolstadt so lange sein Licht leuchten lassen. Aber er

war tot. Die theologische Fakultät hatte wenige Schüler, Lehrer nur mehr einen oder zwei, zeitweilig gar keinen. Vergebens hatte der Herzog sich in Löwen, Paris, Köln um Ersatz umgesehen. Nun wandte er sich an den Papst. In dessen Auftrag bestimmte Ignatius für Ingolstadt die Patres Jajus, Salmeron und Canisius. Zunächst jedoch beschied der Ordensstifter Canisius zu sich nach Rom. Er wollte ihn dort die vier feierlichen Ordensgelübde ablegen lassen und dadurch auf das engste mit der Gesellschaft Jesu verbinden. Canisius traf im Sommer des Jahres 1549 zu Rom ein. Am 2. September erbat er für sich und seine Reisegefährten den päpstlichen Segen. Vom Papste weg lenkte er seine Schritte nach der Peterskirche. Hier war es ihm, als ob die Apostelfürsten Petrus und Paulus den Segen des Papstes bestätigten. Mehr als einmal glaubte er an diesem Tage die Stimme Gottes in seinem Innern zu vernehmen. Sie sagte ihm, er solle mit dem Schutzgeist von Deutschland zusammenarbeiten; für Deutschland solle er zu leben und zu sterben begehren; ein Apostel von Deutschland solle er werden. Zwei Tage später, wenige Stunden vor der Gelübdeablegung, war er wieder im Dom von St. Peter, an der Grabstätte der Apostelfürsten, wo einst Bonifatius seine Sendung nach Deutschland empfangen hatte. Er kniete vor dem Altar, der das heiligste Sakrament barg. Da überkam ihn eine unsägliche Bangigkeit. „Meine Seele“, schreibt er in seinen „Bekenntnissen“, „lag gewissermaßen auf dem Boden, ganz träge, unrein, von Sünden und Leidenschaften entstellt. Nun tatest du mir, o Heiland, sozusagen dein heiligstes Herz auf. Du hiehest mich aus diesem Born trinken. Ich sollte Wasser des Heiles aus deinen Quellen schöpfen. Da empfand ich ein heißes

Verlangen, es möchten daraus Ströme von Glauben, Hoffnung und Liebe in mich sich ergießen. Ich dürstete nach Armut, Keuschheit und Gehorsam. Ich wagte es, an dein hochheiliges Herz heranzutreten und meinen Durst aus ihm zu stillen. Daraufhin versprachst du mir ein Gewand, das meine nackte Seele bedecken sollte. Es bestand aus drei Stücken: Friede, Liebe und Beharrlichkeit."

Das ist die berühmte Herz-Jesu-Erscheinung des seligen Petrus Canisius. Johannes Janssen hat es für angezeigt erachtet, sie in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ zu erzählen. Jacinto Vergader, der gottbegnadete Dichter Kataloniens, hat sie in einem schönen Liede besungen. Papst Pius X. hat sie in einem Schreiben an das Junsbrüder Canisianum ausführlich dargelegt. Auf Canisius selbst hat sie tiefen Eindruck gemacht. Das Bild des Heilandes mit seinem geöffneten, von Segen überfließenden Herzen ist nie dem Auge seines Geistes entschwunden. Noch ist ein Büchlein erhalten, in das er seine Liebesgebete zusammengetragen hat. Es folgte ihm von Ort zu Ort. Die Überlieferung besagt, er habe es auf seinem Sterbebett in den erstarrenden Händen gehalten. Da sieht man, wie er morgens sich dem Herzen Jesu aufopfert, wie er abends liebend von ihm Abschied nimmt. Fängt er den Tag über eine neue Arbeit an oder hört er die Stunde schlagen, so schickt er einen Liebesgruß zum Herzen Jesu hin. In den geistlichen Ansprachen an seine Ordensbrüder mahnt er sie: „Beschauet das Herz eures Erlösers! Bewundert es! Eifert ihm nach! Einet eure Herzen mit dem Herzen Jesu!“ Die Heilandsbetrachtungen, die seinem Katechismus oft beige druckt sind, malen die unermessliche Liebe des Herrn. „Darum“, so heißt es hier, „sollst du in jeder Versuchung deine Zuflucht nehmen zum liebenswürdigen Herzen Jesu.“

Doch kehren wir nach Rom zurück! Am 4. September 1549 brachte sich Petrus Canisius in der kleinen, später abgetragenen Ordenskirche Maria bella Strada durch die Professgelübde Gott zum Brandopfer dar. Es war während des Messopfers, das der hl. Ignatius feierte.

Vom Altar blickte jenes Bild Mariens auf ihn herab, das jetzt in der Kirche des Namens Jesu, der Hauptkirche der Gesellschaft Jesu, als vielverehrtes Gnadenbild aufbewahrt wird. „Am Anfang dieser Messe“, so spricht Canisius in den „Bekenntnissen“ zum Heiland, „enthülltest du mir wiederum meine Armseligkeit und Erbärmlichkeit. Es war zum Grausen und zum Verzweifeln. Aber um die Zeit der Wandlung tröstetest du mich Armen, du Vater der Erbarmungen. Du verziehest mir meine Sünden. Huldvoll ludest du mich ein, von nun an ein neues Geschöpf zu sein. Auch deine glorreiche Mutter segnete mich.“

Noch fehlte eines, was dem Lehrer der heiligen Wissenschaften besonderes Ansehen verleiht. Es war die theologische Doktortürde. Ignatius verordnete, die drei für Ingolstadt bestimmten Ordensgenossen sollten sie zu Bologna sich holen. Der Name Bologna war in deutschen Landen wohlbekannt. Scharen von deutschen Jünglingen zogen nach dem Süden, um aus den Brunnen dieser Hochschule Weisheit zu trinken. Die theologische Prüfung pflegte in Bologna sehr streng zu sein. Canisius berichtet selbst: Als er daran dachte, habe ihm das Herz im Leibe gezittert. Den Vorsitz führte diesmal ein Gelehrter von Weltruf. Es war der Dominikanerbischof Ambrogio Catarini. Er hatte sich zwei Väter seines Ordens beigeßellt. Alles ging gut. Der Konzilssekretär Massarelli meldete dem Kardinal Cervini, die Jesuiten hätten der Meinung entsprochen, die man von ihnen gehegt habe. Die Doktortürde erhielten sie am 4. Oktober 1549 vom Kardinal Giovanni Maria del Monte, der vier Monate später als Julius III. den päpstlichen Thron bestieg. Vor Beginn der Feierlichkeit warf sich der angehende Doktor Petrus Canisius in heißem Gebet am

Grab des hl. Dominikus nieder. Auch den hl. Franz von Assisi, dessen Fest eben gefeiert wurde, rief er inbrünstig an. Er habe das Gefühl gehabt, berichtet er später, daß die beiden großen Ordensstifter ihm für sein Lehramt viel Segen und reichen Lohn versprächen.

4. In Ingolstadt. 1549—1556.

Die drei Gelehrten reisten am 8. Oktober 1549 von Bologna ab. In Dillingen machten sie dem Kardinal Truchseß ihre Aufwartung. Von da begaben sie sich nach München, um sich dem Herzog Wilhelm IV. vorzustellen. Beide Fürsten zeigten sich ihnen überaus gnädig. Am 13. November trafen sie in Ingolstadt ein. Sie wurden in der Herberge von dem Lehrkörper der Hochschule bewillkommt. Canisius antwortete auf die Begrüßungsrede. Des andern Tags bezogen sie ihre Wohnung im Universitätsgebäude. Die Kost erhielten sie aus dem Georgianum, einem von Herzog Georg dem Reichen gestifteten Konvikt für Theologiestudierende, das später mit der Hochschule nach München gewandert ist. Da Ingolstadt im Bistum Eichstätt liegt und der Bischof zugleich Kanzler der Hochschule war, fuhren die Ankömmlinge alsbald nach Eichstätt, um sich den bischöflichen Segen zu erbitten. Der Empfang, den ihnen der treffliche Fürstbischof Moritz von Hutten bereiteete, war feierlich und herzlich zugleich. Am 26. November begann Canisius seine Vorlesungen über die Sakramente. Er legte ihnen das althergebrachte Lehrbuch des Petrus Lombardus zugrunde. Nicht lange darauf erschien Leonhard von Eck, des Herzogs allgebietender Kanzler, in Begleitung

einiger adeligen Herren. Sie wollten Canisius hören. Hochbefriedigt gingen sie von dannen. Noch ist ein handschriftlicher Quartband zu sehen, in dem sich der neue Lehrer der heiligen Wissenschaften vom Jahre 1550 an den Stoff für seine Ingolstädter Vorlesungen gesammelt hat. Die Einleitung bildet eine Lobpreisung des göttlichen Heilandes; sie besteht aus ungefähr fünfzig Ehrennamen Christi, von denen die meisten der Heiligen Schrift entnommen sind. Über die drei Jesuiten schrieb am 28. März 1550 der Universitätskammerer Dr. Johannes Bäurle nach München: „Es sein fürwahr treffliche Männer, und, wie die Gelehrten halten, lesen sie nit übler dann Doktor Hans Eck, der allergelehrtest Theologus, und mögen der Universität ein groß Ansehen machen.“ Als besorgter Haushalter fügte er noch bei, dreihundert Gulden jährlich könnten genügen, die drei zusammen zu unterhalten. Die Ernte war aber vorerst herzlich gering. Im Jahre 1550 schrieb Canisius nach Rom: „Unter unsern Zuhörern sind vier oder fünf, die für theologische Vorlesungen die rechte Vorbildung haben. Die andern gehören an das Gymnasium oder höchstens in das erste Jahr der Philosophie. Unsere Kapelle liegt mitten in der Stadt. Sie ist allen Studenten leicht zugänglich. Fast jeden Tag wird hier eine Messe gelesen, zu der man mit zwei Glocken läutet. Aber wenn wir auch Geld gäben, wir könnten keine zwei Leute in diese Messe bekommen.“ Doch er ließ den Mut nicht sinken. „Wie die Sachen in Deutschland liegen“, meldet er seinem Ordensgeneral, „scheint mir jeder Erfolg, wenn auch noch so gering, von großer Bedeutung zu sein.“ So dachte auch Ignatius. Daß wenige, antwortete er Canisius, was er in Ingolstadt erreiche, solle er höher anschlagen als noch so Großes, was er glaube

anderstwo wirken zu können. Canisius beschränkte sich nicht auf die vier Wände des Hörsaales. Er lud hoffnungsvolle Jünglinge ein, in seine Wohnung zu kommen. Dort unterrichtete er sie täglich in den Wissenschaften wie in den geistlichen Dingen. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage mußten sie lateinische Vorträge und deutsche Predigten halten. Auch lernten sie das Disputieren, eine Übung, die beinahe gänzlich abgekommen war. Für arme Schüler wurde Geld gesammelt. Gegen alle Gewohnheit gingen allmählich manche Studenten jeden Monat zur Beichte und zur Kommunion. Auch Professoren empfangen die Sakramente. Tag für Tag sah man nun viele Studenten in der Messe. Der Antwerpener Arzt und Altertumsforscher Samuel Quicdeberg erzählt in einem 1571 zu Köln herausgegebenen Werke: Er habe in Ingolstadt Sprachen und Geschichte studiert. Da habe er oft den P. Canisius „in höchst glänzendem Latein“ den Studenten predigen hören. Canisius betete auch mit seinen jungen Freunden, die um ihn knieten, gemeinsam und laut für den Frieden der Kirche, für den glücklichen Fortgang der Kirchenversammlung und für andere allgemeine Anliegen. Sein Vorschlag, eine Vorlesung über die „Summa“ des hl. Thomas von Aquin einzuführen, kam wenigstens in der Folgezeit zur Ausführung. Überdies predigte der seeleneifrige Mann in deutscher Sprache für das Volk. Es geschah das eine oder das andere Mal in der Mauritiuskirche, die jetzt noch besteht, meist aber in der Kreuzkirche, die später verschwunden ist. So groß war der Zulauf, daß die Leute vor der Türe standen und an den Fenstern lauschten. Sonst, sagt ein Bericht, pflegten viele nach dem Evangelium oder während der Predigt oder gleich nach der

Wandlung wegzulaufen; jetzt bleiben sie bis zum Ende des Gottesdienstes.

Ein eigentümliches Arbeitsfeld eröffnete sich dem Unermüdlichen am 18. Oktober 1550. Er wurde einstimmig zum Rektor der Hochschule erwählt. Die Satzungen verboten eigentlich die Wahl eines Ordensmannes, doch wurden bisweilen Ausnahmen zugelassen. Canisius nahm die Wahl an; denn P. Jajus, dessen Ratschläge er nach der Weisung des Ordensgenerals befolgen mußte, hatte ihm dazu geraten.

Die Annahme kostete ihn ein Opfer. Man begreift das, wenn man im Universitätsarchiv zu München die Ingolstädter Senatsprotokolle durchblättert. Beschränken wir uns auf die Zeit, da Canisius Rektor war. Da ist ein Student, der nie in einer Vorlesung gesehen worden ist. Er hat einen Studiengenossen auf dem Tanzboden verwundet und auch noch andern Unfug getrieben. Der Rektor sieht sich gezwungen, ihn auf zwei Jahre von der Hochschule auszuschließen. Ein „Kooperator“ wird auf Befehl des Rektors durch den Notar gemahnt, binnen vierzehn Tagen seine Schulden zu zahlen. Ein „gefrönter Dichter“ ist gestorben, ohne zuvor seine Schulden bezahlt zu haben. Nun muß Canisius sehen, wie er mit den Gläubigern fertig wird. Man beschließt, den Wirten sagen zu lassen, sie dürften den Studenten nicht mehr borgen, es wäre denn auf Anweisung der Eltern oder des Hofmeisters. Ein Student hat nachts auf der Straße geschossen und einer ehrsamten Bürgerschaft den Schlaf verdorben. Der Rektor Canisius und sein Senat versprechen zehn Gulden Belohnung dem, welcher den Namen des Bösewichts aufkundschaftet und zur Anzeige bringt. Ein Student, der viel gesündigt hat und ausgewiesen werden soll, hat einen Fürsprecher gefunden. Er darf bleiben; doch muß er schriftlich versprechen, jeden Tag zwei Vorlesungen zu hören und am Ende jeden Monats dem Rektor ein Zeugnis vorzulegen. Auch ist es ihm verboten, Waffen zu tragen. Endlich muß er an den Winterabenden um 8 Uhr zu Hause sein, widrigenfalls wird er unfehlbar aus der Hochschule ausgestoßen. Der Abt eines Klosters ist von einem Behrer der Arzneikunde geheilt worden.

Er schickt ihm zum Dank nach Ingolstadt ein Schwein. Aus Versehen wird aber das Tier einem andern Medizinprofessor in das Haus gebracht. Darob Klagen und gegenseitige Erbitterung. Der Senat sucht Frieden zu stiften. Schließlich versprechen die beiden durch Handschlag dem Rektor Canisius, sich fürderhin nicht mehr zu befehlen. Diese Beispiele mögen genügen.

Die Rektoren waren nur ein halbes Jahr im Amt. Die Zeit war zu kurz für ein nachhaltiges Eingreifen. Doch stellte Canisius wenigstens schriftlich zusammen, was in Studien und Sittenzucht am meisten der Verbesserung bedurfte. Das Verzeichniß reichte er dem Kanzler der Hochschule und, wie es scheint, auch der herzoglichen Aufsichtsbehörde ein. Einige Mißbräuche wurden übrigens sofort behoben. So wurde die Einfuhr und der Verkauf von glaubensfeindlichen und sittengefährdenden Schriften verboten. Im Georgianum war das kirchliche Fastengebot ganz in Vergessenheit geraten. Das Argerniß verschwand. Canisius hatte sich den Regens Erasmus Wolf enge angefreundet und ihn bewogen, die geistlichen Übungen des hl. Ignatius zu machen. Wolf wurde durch sein Beispiel der gute Engel der Hochschule. Einen angenehmen Eindruck machte es, daß die Jesuitenprofessoren — an die Stelle von Jajus und Salmeron war Nikolaus Goudan getreten — bei den Doktorpromotionen auf die üblichen Abgaben verzichteten. Sie waren bei Lehrern und Schülern wohlgekommen.

Das zeigte sich auch, als das Amt des Vizekanzlers erledigt wurde. Es war nach der Kanzlerwürde die höchste Ehrenstelle der Hochschule. Außer dem Vorsitz bei den akademischen Feierlichkeiten waren damit die Einkünfte einer Eichstättener Domherrnpründe verbunden. Alle sagten, Canisius müsse dieses Amt erhalten. Der Herzog richtete ein eigenes Schreiben an den Ordensgeneral. Aber Ignatius

erlaubte nur, daß sein Jünger die Amtsverrichtungen ohne jegliches Gehalt so lange besorge, bis ein Nachfolger gefunden sei. Eine große Freude erlebte der stellvertretende Vizekanzler am 4. Februar 1552. Er durfte mit dem theologischen Doctorbirett den Dominikaner Johannes Fabri schmücken, der als Schriftsteller wie als Prediger sich um das katholische Deutschland große Verdienste erwerben sollte. Ein harter Schlag für die kleine Jesuitenniederlassung war das unerwartete Hinscheiden des Herzogs Wilhelm IV. Rasch folgte ihm sein Kanzler Eck. Mit ihnen schien die Hoffnung auf ein Ingolstädter Kollegium begraben zu sein. Wilhelms Sohn Albrecht V. hatte gute Worte, aber keine Thaten.

Ignatius wartete eine Zeitlang. Dann beschloß er, die Seinen vorläufig von Ingolstadt abzuberaufen. Anderswo gab es genug zu tun. Bischof Julius Pflug von Raumburg hatte Canisius zu sich eingeladen. Das Domkapitel von Straßburg hatte sich an den Papst gewendet, um ihn zum Prediger zu erhalten. Der Bischof von Breslau wollte in Reisse ein Kollegium errichten. Ignatius traf jedoch eine andere Wahl. Der römische König Ferdinand I. verlangte von Papst Julius III. für das Kollegium, das er im Sommer 1551 zu Wien begonnen hatte, einen Zuwachs an Lehrern. Das benutzte Ignatius. Er machte den Papst darauf aufmerksam, daß die zwei Ingolstädter Patres für einige Zeit verfügbar seien. So befahl Julius ihre Sendung nach Wien.

Zehn Tage nach Empfang der Weisung hatten die beiden auf Geheiß ihres Generals die Wiener Reise anzutreten. Bei des Canisius Abschiedspredigt flossen viele Tränen. Vergebens hatte der Herzog versucht, die Patres aufzuhalten. Er spendete jetzt hundert Gulden Reisegeld. Die Hochschule gab nach deutschem Brauch ein Abschiedsessen, und die Vornehmsten der Stadt begleiteten die Scheidenden zum Schiff. Es war Anfang März 1552.

Albrecht V. konnte sein Zögern einigermaßen entschuldigen. In sein erstes Herrscherjahr fiel der Kriegszug des Kurfürsten Moriz von Sachsen gegen den Kaiser. Dazu trieben die bairischen Landstände die Regierung durch unbequeme Forderungen in die Enge. Es wurden auch Stimmen laut, die den jugendlichen Fürsten gegen die Jesuiten einzunehmen suchten. Nach und nach jedoch klärten sich die Dinge. Man stellte dem Herzog vor, er sei im Gewissen verpflichtet, das Kolleg zu errichten; denn dafür habe der Papst seinem Vater erlaubt, mehrmals von der Geistlichkeit des Landes den Zehnten zu nehmen. Albrecht erbat sich von Rom Canisius und einige andere Jesuiten. Durch ihre Gelehrsamkeit und ihr lauterer Leben, schrieb er, hätten die Väter bei der Hochschule sehr viel Gutes geschafft, und durch ihren Predigteifer hätten sie beim Volk schöne Früchte gezeitigt. Schon habe er Befehl gegeben, ein Grundstück zu kaufen; dort solle ein Kolleg errichtet und mit Einkünften versehen werden.

Im Dezember des Jahres 1555 kam Canisius selbst nach Ingolstadt, um mit der Beamtenschaft nähere Vereinbarungen zu treffen. Außer dem Kollegium verlangte er ein theologisches Konvikt. Da könne man die künftigen Diener des Altars zu Wissenschaft und Frömmigkeit anleiten. Von dem großen Haufen, der in der Stadt herumlungere, sei nichts zu erwarten. Die Räte saßen lange und schrieben viel. Endlich brachten sie einen Entwurf zustande, dem Canisius beipflichten zu sollen glaubte. Die Sache war gut. Aber sie war wie mit eisernen Schrauben in den Rahmen eines streng verpflichtenden Vertrags eingezwängt. Das konnte Ignatius nicht annehmen. Er hätte die Ordenssatzungen verleugnen müssen, die er eben erst verfaßt hatte. Doch der kluge Heilige wußte sich zu helfen. Alles, schrieb er zurück, solle aus freien Stücken von der Gesellschaft geleistet werden; auch auf der Regierung solle keine Rechtsverpflichtung lasten. Er setze sein Vertrauen auf den Herzog, diese „festeste Säule der katholischen Kirche in Deutschland“.

Die Liebe werde stärker sein als aller Vertragszwang. Solchen Worten konnte niemand widerstehen.

Unterdessen war aber Canisius in Ingolstadt nicht müßig. Während der zwei Monate, die er dort blieb, trug er Pastoraltheologie vor. Das ganze Georgianum kam, ihn zu hören. An den Feiertagen predigte er zweimal. Die eine Predigt hielt er auf Bitten der Räte in der gotischen Frauentirche, die noch jetzt den schönsten Schmuck der Stadt bildet. Daneben unterzog er die lateinische Sprachlehre seines französischen Ordensgenossen Hannibal Codrett einer Umarbeitung und ließ sie in Ingolstadt neu drucken. Im gleichen Jahre 1556 gab er dort auf Veranlassung des Ordensvisitators Jeronimo Nadal ein lateinisches Gebetbuch heraus, das er „Lesungen und Gebete der Kirche“ betitelte. Man fand darin eine Blütenlese aus den gottesdienstlichen Büchern der Kirche. Den Episteln und Evangelien der Sonn- und Festtage war für deren leichteres Verständnis eine kurze Inhaltsangabe beigelegt. Die studierende Jugend, die man vom mütterlichen Herzen der Kirche wegzureißen suchte, sollte mit deren Denken und Fühlen innig vertraut gemacht werden; sie sollte angeleitet werden, den Gottesdienst zu verstehen und mitzufeiern; sie sollte, um es kurz zu sagen, lernen, mit der Kirche zu beten. Es war ein glücklicher Griff. Das Buch erlebte eine Reihe von Auflagen. Canisius leistete in diesen Tagen noch mehr. Auf Wunsch der Regierung arbeitete er einen Vorschlag für die Hebung der Hochschule aus. Wenn man ihn mit der Universitätsreform vom Jahre 1562 vergleicht, so zeigt es sich, daß fast alle seine Wünsche berücksichtigt wurden: Maßregeln gegen säumige Lehrer, Wiedereinführung der Dialektik des Aristoteles, bessere Beaufsichtigung des Georgianum,

Überwachung des Buchdruckes und des Buchhandels, Strenge bei den Doktorprüfungen, Einschränkung der übermäßig langen Ferien und des unmäßigen Aufwandes bei den Doktorpromotionen.

Am 7. Juli 1556 kamen 18 Jesuiten aus Italien in Ingolstadt an. Canisius, der gerade von Prag zurückkehrte, begrüßte sie am 4. August. Sie waren von Ignatius angewiesen, ihre zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten, namentlich aber ihr Schulwesen durch Canisius ordnen zu lassen. Das Samentorn war aufgegangen. Das Kollegium war eröffnet.

5. In Wien. 1552—1556.

Aus Köln schickte Petrus Canisius am 18. Mai 1545 nach Wien an Bischof Friedrich Raufea ein in gewähltem Latein verfaßtes Schreiben. Er bat den hochangesehenen Prediger und Schriftsteller, ihn unter seine Schützlinge aufnehmen zu wollen. Der Bischof antwortete: Er wolle Canisius zum Mitarbeiter haben. Canisius solle nur möglichst bald nach Wien kommen, da wollten sie sich herzlich umarmen. Doch Jahre mußten vergehen, der edle Raufea mußte in das Grab sinken, bevor unser Niederländer die Kaiserstadt sah.

Am 9. März 1552 trafen Canisius und sein Gefährte Goudan in Wien ein.

Die Lage der Kirche war in Oesterreich noch trauriger als in Bayern. Die Geistlichkeit war noch tiefer in der Achtung gesunken, noch weniger ihrem hohen Berufe gewachsen. In den meisten Klöstern lag die Ordenszucht fast gänzlich danieder. Der Adel streckte seine Hand nach dem Kirchengute aus und zwang den Gemeinden neugläubige Seelsorger

auf. Die Stände drohten dem Fürsten offen mit Aufruhr, wenn er ihnen nicht freie Religionsübung gewähre. Das Volk versank immer mehr in Unwissenheit und Roheit. Gesteigert wurde das Elend durch die häufigen Einfälle der Türken. Besonders herabgekommen war die Wiener Hochschule. Heftige Klagen wurden laut über den Unfleiß der Lehrer, über deren schlechte Gehälter, über die Verödung der Studienhäuser, über den Mangel von Zucht und Ehrbarkeit bei den Studenten. Im Laufe von zwanzig Jahren hatte die Hochschule der Kirche kaum zwanzig Priester gestellt.

Hier sollten die Jesuiten Abhilfe schaffen. Die ersten erschienen, wie wir sahen, im Jahre 1551. König Ferdinand I. brachte sie vorläufig in einem Teil des weiten, jetzt noch bestehenden Dominikanerklosters unter, wo er auch Schulräume für sie einrichten ließ. Er bezahlte die Miete. Canisius übernahm wahrscheinlich gleich nach seiner Ankunft die Leitung der Mittelschule; in ihren Bänken saßen neben den jungen Angehörigen des Ordens auch auswärtige Schüler. An den Freitagen hielt er Christenlehre. Von den Theologiestudierenden konnten manche wegen Armut oder aus andern Gründen sich nicht lange in Wien aufhalten. Ihnen trug er einen kurzen Abriß der Theologie vor, den P. Jajus verfaßt hatte. Später erklärte er an der Hochschule den ersten Korintherbrief und das Matthäusevangelium. Eine Zeitlang war er auch Dekan der theologischen Fakultät. Der Rektor des Collegiums der Gesellschaft schrieb am 2. Dezember 1553 an Ignatius: „Die Zahl der Zuhörer, die P. Canisius an der Hochschule hat, geht nicht über vierzehn oder fünfzehn hinaus. Diesen Morgen hatte er sechs oder sieben.“ Im folgenden Jahre mußte der neue Hochschullehrer mit dem Bischof von Triest und einigen königlichen Beamten die ganze Universität visitieren. Die Arbeit nahm drei Wochen in Anspruch. Es folgten Reformverhandlungen in der Hofburg, die bisweilen

vom Morgen bis zum Abend dauerten. Die Reformverordnung erschien, aber sie war so zahm gehalten, daß Canisius sie kaum loben konnte. Doch wurde wenigstens der Einfuhr glaubenswidriger Schriften ein Damm entgegengesetzt.

Der König stellte noch ein anderes Verlangen an den Gottesmann. Durch Wort und Beispiel sollte er das „erzherzogliche Kollegium“, eine Stiftung für junge Hochschullehrer, sittlich erneuern. So nahm er denn dort Wohnung, aß am gemeinsamen Tisch und war einer der zwei „Väter“ des Hauses. Das Leben gestaltete sich unter seinem Zepter friedlicher und ruhiger. Aber viel Gutes war nicht zu erreichen. Er erachtete es als eine Gunst des Himmels, daß er erkrankte und durch den Spruch des Arztes genötigt wurde, zu seinen Ordensbrüdern zurückzukehren.

Noch peinlicher war ihm ein weiterer Auftrag. Nikolaus Bourgeois oder Polites aus Brüssel war vom König nach Wien berufen worden, damit er an der stiftungsgemäß rein katholischen Hochschule Sprachen und Weltweisheit lehrte. Bald jedoch mißbrauchte er seine Stellung zur Bekämpfung der katholischen Kirche. Canisius redete ihm gütlich zu. Aber er predigte tauben Ohren. Nun wurde er beauftragt, mit dem Mann ein förmliches Glaubensverhör anzustellen. Das Urteil des Gerichtes lautete auf Ausweisung aus den österreichischen Ländern. Es sei nicht verschwiegen, wie Canisius in einem vertraulichen Briefe über diesen Fall sich ausließ. „Polites“, meint er, „wird jetzt in andern Gegenden Verwirrung anrichten. Man hätte besser getan, ihn in Österreich für immer gefangenzusetzen.“ Das ist eines der schärfsten Worte des sonst so milden Canisius. Aber wir dürfen nicht vergessen: was Polites tat, wurde damals keineswegs als bloß kirchliches Verbrechen betrachtet. Es galt auch als eines der schwersten Vergehen gegen die staatliche Ordnung, als ein Vergehen, das nicht nur mit Güterverlust und Verbannung, sondern auch mit dem Tode bestraft werden konnte. Lutheraner, Calviner, Anglikaner dachten darüber nicht anders als die Katholiken.

Das zeigt der Scheiterhaufen, auf dem Kalvin zu Genf den Arzt Servete verbrannte, und das Lob, das Männer wie Melancthon und Beza ihm dafür erteilten. Das zeigen auch die Galgen, die Heinrich VIII. und Elisabeth von England für die kirchentreuen Katholiken aufrichten ließen.

Die Wiener Hochschule bewahrte ihrem Canisius ein gutes Andenken. Sie setzte seinen Namen in das lateinische Loblied auf ihre großen Lehrer, das bis in das 18. Jahrhundert hinein alljährlich um Allerseelen im Stephansdom gesungen wurde.

Die Lehrtätigkeit an der Hochschule war für den Seligen nur eine von den vielen Seiten seines Wiener Wirkens. Eine andere bestand in der Verkündigung des Wortes Gottes. Zuerst predigte er in mehreren kleineren Kirchen und in einigen Frauenklöstern. Auch versah er einige Monate lang das Predigtamt in der Dominikanerkirche. Danach erschien ein Abgeordneter des Stadtrats und lud ihn ein, seine Kanzel in die Kirche „Maria am Gestade“ zu verlegen. Diese Kirche, auch „Maria-Stiegen“ genannt, war nach dem Dom das größte und besuchteste Heiligtum der Stadt. Jetzt ruht in ihr der hl. Klemens Maria Hoffbauer, der erste österreichische Redemptorist, der Reformator des josephinischen Österreich. Es währte übrigens nicht lange, so öffnete sich dem mächtigen Redner aus Nymwegen auch die Mutterkirche des Bistums, der herrliche gotische Stephansdom. Meist hatte Canisius einen andern Domprediger neben sich. Zeitweilig verwaltete er das Amt allein. Noch war es der Arbeit nicht genug. Canisius wurde auch zum königlichen Hofprediger ernannt. Mehr als einmal geschah es, daß er von der einen Kanzel herabstieg, um sogleich die andere zu besteigen. Von seinen Erfolgen nur ein einziges Beispiel! Die Schwiegertochter Ferdinands I., die Königin Maria von Böhmen, erlangte im Jahre 1553 vom Papst

ein Jubiläum. Canisius nahm den Anlaß wahr, vor König Ferdinand und seinem Hofe in mehreren Predigten die Würde und den Wert der Ablässe zu zeigen. Viele angesehene Männer gestanden, sie seien noch nie darüber belehrt worden, ja sie hätten bisher nicht gewußt, was der Ablass sei. Die Zahl derer, welche das Jubiläum gewannen, war über alle Erwartung groß.

Wohler als in der Hofluft fühlte sich der Diener Gottes bei den Verlassenen und Betrübten. Frohlockend schrieb er am 8. April 1552 seinen Kölner Freunden: „Heute habe ich mir Zutritt zu den Gefangenen verschafft. Ich werde mich bemühen, ihr Pfarrer zu sein.“ Zwei Wochen später berichtete dem hl. Ignatius der Wiener Rektor: „P. Canisius verwendet viel Zeit auf das Beicht hören, besonders bei den Gefangenen. Er gab sich sehr viel Mühe, sie vorzubereiten. Dann ließ er sie gemeinsam zum Tische des Herrn treten.“ Einmal begleitete er einen Missetäter zur Richtstätte. Als die Pest viele Tausende von Menschen hinraffte, brachten er und seine Mitbrüder den Kranken und Sterbenden leibliche und geistliche Hilfe. Im Jahre 1554 erschien zu Wien ein Trostbuch für Kranke, das zunächst für den Gebrauch der Priester und Krankenwärter in einem großen Wiener Siechenhaus bestimmt war. Den Grundstock der Schrift bilden Ansprachen, in denen die Kranken über die Hauptwahrheiten des Christentums unterrichtet und zu Geduld und Frömmigkeit angeleitet werden. Sie sind in drei Sprachen gedruckt: Deutsch, Lateinisch und Italienisch. Als Verfasser der Einleitung bekennt sich Canisius. Wahrscheinlich ist die ganze Schrift von ihm zusammengestellt.

In den Weihnachtstagen des Jahres 1552 ging der Selige auf eine Landpfarrei hinaus, die seit vielen Monaten

verwaist war. Er hielt Christenlehre für die Kinder, predigte täglich und versah die Kranken mit den Heilmitteln der Kirche. In Niederösterreich entbehrten über 250 Pfarreien des Seelsorgers. Canisius wurde von tiefem Mitleid ergriffen. In der Fastenzeit des Jahres 1553 wanderte er über Schnee und Eis von einem Orte zum andern, überall predigend und die Sakramente spendend.

König Ferdinand hatte keine helle Freude an solch rastlosem Schaffen. Er nannte die Jesuiten seine Söhne. Er wollte für alle ihre Bedürfnisse sorgen. Wenn gute Leute Hühner, Früchte und anderes herbeibrachten, wies Canisius sie ab. Eines Tages brachte ein Wiener ihm ein Kalb. Als es nicht angenommen wurde, legte er seine Gabe vor die Türe und ging weg; aber die Jesuiten mieteten einen Träger und ließen das Tier dem guten Mann zurückbringen. Auch die Wohnungsfrage ließ sich der König angelegen sein. Das Dominikanerkloster lag am Ende der Stadt. Das war ungünstig für die Jesuitenschulen. Da verordnete die Regierung kurzerhand, das bessergelegene Karmeliterkloster sei in ein Jesuitenkollegium umzugestalten. Die Kirche sei so groß, sagten die Beamten, und doch sei kaum eine Handvoll Mönche da, sie zu bedienen. Der König habe schon vor drei Jahren den Karmeliterprovinzial aufgefordert, das Haus genügend zu besetzen, doch es sei nichts geschehen. Das Kloster sei von des Königs Vorfahren gegründet und deshalb königliches Kammergut; darüber zu verfügen, sei des Fürsten gutes Recht. So sei es immer gehalten worden. Es waren die gewohnten Reden, mit denen die Staatswillkür ihre Übergriffe beschönigte. Canisius schüttelte den Kopf und meinte, hier gehe Gewalt vor Recht. Sein Grundsatz war: Bei Übertragungen dieser Art sei es unbedingt vonnöten, die Erlaubnis des Papstes, des obersten Verwalters alles Kirchengutes, einzuholen; wo immer möglich, habe man auch der Zustimmung des Ordens sich zu vergewissern, der bisher das Gut besessen habe. Aber Nikolaus Vanoj, der Obere der Wiener Jesuiten, glaubte sich fügen zu müssen. Der päpstlichen Bewilligung war er in diesem Fall von vornherein sicher. Später willigte auch der Karmelitergeneral ein. Die Schülerzahl stieg im Jahre 1554 auf etwa 300; sie betrug im 56

April 1556 schon 400, im September 1558 sogar 500. Die Kirche, den neun Chören der Engel geweiht, ist vor einigen Jahren wieder der Gesellschaft Jesu zum Gebrauche übergeben worden.

Schwere Nöte bereitete die königliche Gunst dem so sehr gewissenhaften Canisius auch in einer Angelegenheit, von der dessen ganze Zukunft abhing.

Am 20. Mai 1553 starb Bischof Christoph Wertwein. Der Wiener Bischofstuhl war neu zu besetzen. Dem König stand das Recht der „Nennung“ oder Ernennung des Bischofs zu. Der Papst gab die Bestätigung. Damals lebte zu Wien der Domherr Burkard van den Bergh, ein Bruder der Stiefmutter unseres Canisius. Van den Bergh hielt die Zeit für gekommen, seinen Verwandten auf den Leuchter zu erheben. Er ersuchte den päpstlichen Nuntius Martinengo, ihn dem König als Bischof vorzuschlagen. Der Nuntius glaubte eine Stimme vom Himmel zu vernehmen. Auch der König stimmte freudig zu. Man beschloß, Martinengo solle ein päpstliches Schreiben erwirken, das dem Ernannten die Annahme der Würde rundweg zur Pflicht mache. Kaum hatte Canisius von dieser Abmachung Kunde erhalten, so beschwor er den Nuntius, ihn zu verschonen. Er fühle sich, sagte er, so glücklich in der Gesellschaft Jesu. Das sei ein Zeichen, daß Gott ihn zu ihr berufen habe. Nun verbiete aber deren Regel die Annahme einer solchen Würde, es wäre denn, daß der Papst sie unter Sünde befehle. Also werde es nicht Gottes Wille sein, daß er in Wien den Hirtenstab führe. Auch wolle der Orden, daß die Seinen an jeden Fleck der Erde eilen könnten, wohin die Not der Kirche sie rufe. Darum dürfe er sich nicht an ein einzelnes Bistum binden. Zudem wisse man, von wem der Anstoß ausgegangen sei. Die Leute würden

sagen: Diesen Bischof hat sein Onkel gemacht und nicht der Heilige Geist. Der demütige Mann rief auch seinen Ordensgeneral zu Hilfe. Ignatius bewog wirklich den Nuntius und den König, von dem Vorhaben abzustehen. Canisius atmete auf. Doch seine Freude war von kurzer Dauer. Ein neuer Nuntius kam nach Wien. Ferdinand I. griff von den Berghs Gedanken wieder auf. Dem Gesandten am römischen Hofe, Didakus Lasso, wurde Aussicht auf reichen Lohn eröffnet, wenn er beim Papste einen Befehl durchsetzte, der dem Vater keinen Ausweg mehr lasse. Aber Julius III. wollte ohne Einwilligung von Ignatius keinen Schritt tun. „Ich mag“, sagte er Lasso, „diese Väter nicht betrüben; ich bedarf ihrer Arbeit.“ Der Gesandte gab alle Hoffnung auf. Da starb Julius III. Paul IV. folgte ihm auf den päpstlichen Thron. Abermals kam der König auf seinen Plan zurück. Er teilte dem Papste mit, er habe das Wiener Bistum Canisius zugebach. Es war im Jahre 1555. Kardinal Morone schrieb nach Wien, in Rom gelte die Besetzung des Wiener Stuhles, wie Ferdinand sie wünsche, als vollendete Tatsache. Schon liefen Glückwunschbriefe ein. Aber die Rechnung war ohne Ignatius gemacht. Luis Gonzalvez da Camara, der römische Hausgenosse des Heiligen, sagt in seinen Aufzeichnungen vom gleichen Jahre, der Ordensgeneral sei damals viel von Krankheit heimgesucht worden. Danach fährt Gonzalvez wörtlich fort: „Es brauchen nur Nöten und Drangsale sich einzustellen; dann ist unser Vater sofort gesund. So war es auch, als es sich darum handelte, daß Canisius Bischof werden sollte.“ In der That gelang es Ignatius, das drohende Ungewitter zu beschwören. Es war der letzte Sturm. Seitdem war von der Mitra keine Rede mehr. An den General schrieb Canisius: „Der König

will mir das Bistum nicht aufzwingen. Ich erachte das für eine größere Wohltat, als wenn er mich zum Erben aller seiner Länder einsetzen würde.“

Aber ist nicht Canisius eine Zeitlang Verwalter des Wiener Sprengels gewesen? Die meisten Lebensbeschreiber sagen es. Im Priesterseminar zu Wien wurde unter die Bilder der Wiener Oberhirten auch das Canisiusbild aufgenommen. Wirklich ist in der päpstlichen Kanzlei ein Breve abgefaßt worden, das besagt: Doktor Petrus Canisius wird auf ein Jahr mit der Verwaltung des Bistums Wien in geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten betraut. Das Domkapitel hat ihm Gehorsam zu leisten. Der Erzbischof von Salzburg muß für die Ausführung alles dessen Sorge tragen. Ignatius hat mit eigener Hand dem Schriftstück die Erklärung beigelegt, er stimme in seinem und seines Ordens Namen der Verfügung zu. An Canisius schrieb der Heilige, er möge in Gottes Namen dieses Kreuz ein Jahr lang tragen; der König habe der Gesellschaft so viel Gutes erwiesen; man müsse ihm in seiner großen Not diesen Trost gewähren. Doch siehe, im letzten Augenblick noch zog Ferdinand seine Forderung zurück. Damit war der Knoten gelöst. Canisius scheint das Bistum Wien nie verwaltet zu haben.

Im übrigen ward der König nicht müde, Zeit und Kraft seines getreuen Dieners in Anspruch zu nehmen. Im Jahre 1554 mußte der Pater mit dem Rektor des Wiener Kollegs und zwei eifrig katholischen Räten die Frage untersuchen, wie dem Niedergang der Religion in Osterreich Einhalt zu gebieten sei. Seine Ratschläge, die sich auf ein Gutachten des hl. Ignatius stützten, gipfelten in drei Sähen: Man soll für die verwaissten Pfarreien Wanderseelsorge einrichten. Es sind Konvikte zu gründen; besonders empfehlen sich Erziehungsanstalten für Söhne des Adels. Wien muß ein Priesterseminar erhalten. All dies, sagt ein angesehener österreichischer Geschichtschreiber, erwies sich in der Folge als angemessen und heilsam.

Zunächst trat das Konvikt in das Leben. Canisius hatte schon am 12. Oktober 1553 aus Wien an den Sekretär der Gesellschaft geschrieben: „Wir möchten eine Anzahl Jünglinge aus den ersten Familien wo möglich in einem Nachbarhause vereinigen und auf ihre Kosten unterhalten. Einer der Unserigen sollte die Leitung übernehmen;

er hätte für Leib und Seele der Zöglinge Sorge zu tragen. Man könnte ja weinen, wenn man täglich hört und sieht, wie die arme Jugend durch die Schlechtigkeit ihrer Erzieher verdorben wird.“ Die ersten Konvikturen wurden in einem Teil des Karmeliterklosters untergebracht. Später erhielten sie in einem Neubau ein geräumiges Heim, in dem sie während der Jahre 1564 und 1565 den hl. Stanislaus Kostka zu den Ihrigen zählen durften. Die Zahl mehrte sich langsam, aber stetig. Im Jahre 1574 waren es schon mehr als hundert.

Gleichzeitig mit dieser Anstalt wurde unter lebhafter Beteiligung unseres Seligen ein anderes Konvikt gegründet, das die Wiener Stiftung an Bedeutung weit übertrreffen sollte. Ignatius hatte sich entschlossen, in Rom ein deutsches Kollegium zu eröffnen. Begabte junge Männer aus allen deutschen Gauen sollten im Schatten des Stuhles Petri zu gelehrten, gottbegeisterten Priestern herangebildet werden, die in ihrem Vaterlande mit unermüdblichem Eifer den Weinberg des Herrn bebauten. Papst Julius III. und seine Kardinäle steuerten großmütig zu dem schönen Werke bei. Canisius ward zur Mithilfe aufgefördert. Er lud die deutsche Jugend und deren Eltern ein, sich diese Wohltat zunutze zu machen. Anfangs stieß das Angebot vielfach auf Gleichgültigkeit und Mißtrauen. Doch schon im April 1554 trafen in Rom 22 Jünglinge aus Österreich ein. Canisius hatte sie geschickt. Sie brachten einen Brief des Vaters mit. Der Papst ließ sich, obwohl krank, das Schreiben vorlesen; er hatte so viel Freude daran, daß er sogleich befahl, man solle für den Unterhalt der Ankömmlinge Ignatius 500 Goldgulden auszuhändigen. Papst Leo XIII. — das sei hier gleich bemerkt — hat im Deutschen Kollegium das marmorne Standbild des seligen Petrus Canisius aufstellen lassen. Der Mann Gottes hat das verdient. Bis zu seinem Tod ist er der Anstalt ein herzlicher Freund und eifriger Förderer

60

gewesen. Immer wieder sandte er junge Deutsche nach Rom. Den Zurückgekehrten stand er mit Rat und That zur Seite. In schweren Tagen kam er dem Collegium mit Almosen zu Hilfe. Daß er durch sein Eintreten dessen Bestand bis auf ferne Jahrhunderte gesichert hat, werden wir später des näheren erfahren.

Noch haben wir eines Werkes nicht gedacht, das für sich allein genügen würde, die Wiener Jahre des Gottesmannes zu einem der segensvollsten Abschnitte seines Lebens zu machen. Es ist sein Katechismus. Wir werden dessen Geschichte schon an dieser Stelle auch über Wien hinaus verfolgen. Das katholische Deutschland besaß schon verschiedene Katechismen; aber keiner konnte allgemeinen Beifall finden. Luthers Katechismus überflutete das ganze Reich. Canisius drückte deshalb schon 1550 und 1551 in seinen Ingolstädter Briefen das Verlangen nach einem neuen Katechismus aus. Aus dem gleichen Grunde trug im Jahre 1551 der römische König Ferdinand I. der Wiener Hochschule auf, für Abfassung eines „allgemeinen christlichen Katechismus“ zu sorgen. Kaum war nun Canisius in Wien angekommen, so mußte er auch schon diese Arbeit übernehmen. Am 7. August 1552 schrieb er nach Rom, er beschäftige sich mit dem Buche seit vielen Monaten; es koste ihn große Mühe. „Oft sagte ich meinem Obern, ich würde mit Freuden in die Frauenklöster gehen, in das Gefängnis, in die Krankenhäuser, wenn nicht dieses Geschäft mich zurückhielte. Der Pater gab mir immer zur Antwort, ich solle alles andere beiseite lassen und alle meine Zeit der Abfassung des Katechismus widmen.“ Anfang 1554 konnte er den ersten Teil dem König zuschicken. Ferdinand war höchlich zufrieden; nur wünschte er, daß die Stellen der Heiligen

Schrift und der Väter, auf welche die Lehren des Katechismus sich stützten, genau angemerkt wurden. Der Kanzler drängte sehr zur Vollendung. Am 25. April 1555 sandte Canisius das soeben erschienene Buch seinem Freunde Martin Cromer. Man hatte 4000 Stück gedruckt. Der ersten Ausgabe der „Summa“ folgte bald eine zweite und eine dritte.

Das Werk war lateinisch. In deutscher Übersetzung lautete der Titel: „Kurzer Inbegriff der christlichen Lehre in Frageform für den Gebrauch der christlichen Jugend“. An der Spitze des Buches steht eine Verordnung Ferdinands vom Jahre 1554, die für Niederösterreich und Görz den ausschließlichen Gebrauch des neuen Katechismus vorschreibt. Der Katechismus enthält 211 kurze Fragen. Sind auch die Antworten vielfach etwas lang, so ist doch der Ausdruck deutlich und bestimmt. Der Gehalt bedarf keiner Auseinandersetzung. Es ist die ganze, die reine katholische Wahrheit. Mit sichtlich Ausführlichkeit sind jene katholischen Lehren und Gebräuche behandelt, die gerade damals am meisten angefeindet wurden. Den Mittelpunkt des Katechismus bildet der göttliche Heiland. Er ist die Quelle alles Lichtes, er beherrscht alles und zieht alles an sich. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist sozusagen unsere Wiebergeburt. Verzeihung der Sünden wird uns „durch die Kraft des Leidens des Herrn zu teil“. „Christi Leiden, Blut, Kreuz, Wunden und Tod bringen den Sündern fort und fort Trost, Gesundheit, Kraft und Leben. Doch müssen wir Christus, unserem Haupte, gehorchen und mit ihm leiden, damit wir auch mit ihm verherrlicht werden.“ Das ganze Werk ist ein Gewebe von Worten der Schrift und Auslegungen der Väter. Luther, Melancthon, Zwingli, Hus sind nie genannt; selbst Namen wie Protestanten, Utraquisten, Augsburger Religionsverwandte sucht man vergebens. „Nach König Ferdinands Willen“, sagt Canisius, „sollte das Buch auf sanfte Weise die Gefallenen aufrichten und die Verirrten auf den rechten Weg zurückführen.“ König Philipp II. hatte beschlossen, in den Niederlanden die protestantischen Katechismen durch einen katholischen Gegenkatechismus aus dem Felde zu schlagen. Seine Gottesgelehrten sagten ihm, er könne nichts Besseres tun, als den neuen Wiener Katechismus einführen. Wer nach diesem Buch glaube und lebe, gehe sicher in den Himmel. Auch der hl. Ignatius

drückte seine Zufriedenheit aus. Die römischen Jesuiten, die von Amts wegen das Werk durchsahen, hatten nur Kleinigkeiten an ihm auszusetzen. Das Jahr 1566 brachte eine verbesserte und vermehrte Ausgabe. Sie trug den Namen des Verfassers an der Stirne. Mehrere Drucker hatten ihn bereits auf eigene Faust bekanntgemacht. Ferdinand, jetzt Römischer Kaiser, schrieb nun das Buch für alle seine Länder vor, und Philipp II. erklärte, daß in den Niederlanden kein anderer Katechismus zulässig sei. Manche Wahrheit ist hier noch kräftiger hervorgehoben als in den früheren Ausgaben, so die fühnende Kraft des Leidens Christi und die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes. Die Schriftbelege am Rande erreichen beinahe die Zahl 2000. Der Väterzeugnisse sind es ungefähr 1200.

Mit Unterstützung von Canisius gab sein Landsmann und Ordensbruder Peter Buys das lateinische „Christenlehrwerk“ heraus. Hier wurden alle Stellen der Schrift, der Väter, der Kirchenversammlungen und Rechtsbücher wörtlich angeführt, auf die Canisius nur kurz hingedeutet hatte. Es ist eine gewaltige Leistung, ein wahres Zeughaus von geistlichem Waffengeräte. Das Werk erschien 1569 und 1570 zu Köln und dann öfter an verschiedenen Orten.

Im Jahre 1556 ließ Canisius für den ersten Anfangsunterricht einen ganz kurzen Auszug aus seiner „Summa“, den kleinsten Katechismus, lateinisch und deutsch erscheinen. Noch fehlte ein größerer Auszug, ein Katechismus für jüngere Studenten. Auf Zureden einiger Böhmerer Professoren begann Canisius seine Abfassung 1557 zu Worms; er setzte sie zu Zabern im Elsaß fort und schloß sie in Ingolstadt ab. Das lateinische Büchlein erschien zuerst 1558 in Köln als „Kleiner Katechismus für Katholiken“; später wurde es auch „Katholischer Katechismus“ und „Unterweisungen in der christlichen Frömmigkeit“ genannt. Es hatte 122 Fragen. Meistens ist eine Auswahl von kernigen Andachtsübungen beigegeben. Für jeden Tag der Woche findet man eine kurze Betrachtung über eine Tugend, die der Heiland während seines Erdenlebens geübt hat. „Unter allen Übungen wahrer Frömmigkeit“, heißt es in der Einleitung, „gibt es nichts Vortrefflicheres, nichts, was Gott wohlgefälliger, den Menschen nützlicher und nötiger wäre, als daß man sich fleißig übe in der beständigen Betrachtung des Lebens und Leidens unseres Herrn Jesu Christi.“ Vergleicht man die drei Fassungen des Katechismus des

Canisius miteinander, so wird man wohl dieser mittleren die Palme zuerkennen.

Wo immer in Deutschland der apostolische Mann einige Zeit lang sich aufhielt, da finden wir ihn, den Katechismus in der Hand, mitten unter den Kleinen. Seine Erfahrungen und die Bemerkungen seiner Freunde benutzte er hinwiederum zur Vervollkommenung seines Buches. Noch 1596, ein Jahr vor seinem Tode, gab er den kleinsten Katechismus neu heraus. In der Vorrede sagt er, er habe das Büchlein „von Silben zu Silben“ abgeteilt, „damit die liebe Jugend desto leichter lesen lerne, welches ihr dann zum Schreiben bestens dienen wird“. Als eine Art von Ergänzung oder Erweiterung einzelner Katechismusstücke ließ er das „Beicht- und Kommunionbüchlein“ und die „Unterweisungen für Kranke und Sterbende“ erscheinen. Das Bild, dieser mächtige Lehrmeister der Jugend, tritt schon im ersten Druck des Katechismus auf. Eine Kölner Ausgabe von 1578 hat mehr als 20 Holzschnitte, eine Antwerpener Ausgabe von 1575 mehr als 50. Christoph Plantin, der Buchdruckerfürst von Antwerpen, schmückte 1589 das Buch mit 107 Kupferstichen. Viel Verbreitung fanden die Ausgaben mit den 103 hübschen Holzschnitten, welche P. Georg Wyrh um 1613 hatte herstellen lassen. Bis zum Tode des Verfassers hatte der Katechismus schon weit über 200 Auflagen erlebt. Er war übersetzt in das Böhmisches, Bretonisches, Deutsche, Englische, Flämische, Französische, Griechische, Italienische, Lettische, Polnische, Schottische, Schwedische, Slowenische, Spanische, Ungarische. Er hatte sich in den Volksschulen und Mittelschulen Deutschlands eingebürgert; zu Rom wurde er der studierenden Jugend vorgetragen; in Frankreich, Italien, Polen beherrschte er einen bedeutenden Teil der mittleren Lehranstalten; er wurde sogar im fernen Indien gebraucht. Im 17. Jahrhundert zählte man schon 400 Auflagen. In vielen Gegenden wurden die Worte „Canisi“ und „Katechismus“ gleichbedeutend. Das Buch hat sich bis in das 19. Jahrhundert hinein in vielen Schulen behauptet. Vielen Katechismen der Gegenwart hat es als Grundlage und Vorbild gedient. Die Bemühung des Seligen, von der Tridentiner Kirchenversammlung eine Gutheißung seines Wertes zu erlangen, blieb erfolglos. Die Väter von Trident haben überhaupt keinen Katechismus mit Namen empfohlen. Dagegen haben die Päpste mit ihrer Anerkennung nicht gegeizt. Unter Pius IV. wurden zu Rom 3000 Stück des Buches gedruckt. Der

hl. Pius V. ehrte das „Christenlehrwert“ durch ein Druckprivileg. Gregor XIII. ließ die „Summa“ in das Slowenische übersetzen und zu Rom mit prächtigen cyrillischen Buchstaben drucken. Pius IX. überhäufte im Seligsprechungsbriefe den Katechismus mit Lobsprüchen. Selbst die wenig jesuitenfreundliche Pariser Sorbonne sprach sich noch im 16. Jahrhundert wenigstens dreimal zugunsten des Buches aus. Der Italiener Cesare Cantù versichert in seiner Weltgeschichte, der Katechismus von Canisius sei unter den nachlutherischen katholischen Katechismen der berühmteste. Kaum anders denken die Protestanten unserer Tage. Wolfgang Menzel, Martin Philippsen, Leopold v. Ranke, Gerhard v. Bezold, Gustav Krüger stellen dem Werke glänzende Zeugnisse aus. Heinrich Böhmer sagt: „Es ist volkstümlich und klar geschrieben, ansprechend disponiert und gemäß dem Bedürfnis der Zeit stark biblisch gehalten.“ Gustav Kaverau versichert: „Die Katechismen des Canisius haben für die Kirche der Gegenreformation sicher eine ebenso große Bedeutung wie die Luthers für die Kirche der Reformation“; sie haben Canisius „zum wirksamen Behrmeister des katholischen Deutschlands“ gemacht.

Anderes war die Beurteilung, die das Buch in den nichtkatholischen Kreisen seiner Zeit fand. Die geschichtliche Treue fordert, daß wir auch hierfür wenigstens einige Belege bringen. Der Stuttgarter Prediger Lukas Osiander führte 1569 aus dem Katechismus den Beweis, daß der Teufel „die Jesuiten ganz und gar eingenommen habe“; sie üben „greulichen Mutwillen und Tyrannei“ in der Kirche Gottes; sie sollten nicht Jesuiten heißen, sondern „Jesuwider, Jebusiter, Esauiter, Jesabeliter“. Am meisten tobten einige von jenen Lehrern, die man heutzutage „Streittheologen“ nennt, weil sie überall Zwietracht säten und deshalb von ihren eigenen Glaubensgenossen oft verabscheut und abgeschüttelt wurden. Schon im Jahre 1556 ließ Johannes Wigand, Superintendent zu Magdeburg, seine „Verlegung aus Gottes Wort des Katechismi der Jesuiter“ erscheinen. „Von dem Evangelio“, heißt es hier, „weiß und lehrt dieser Katechismus nicht einen Pfifferstiel. Er führt die armen Seelen stracksweges zur Hölle zu. Der Hundsmüch hat ihm einmal vorgenommen, allen Greuel des Papstes oder Antichrists zu fressen, und schmeckt ihm wohl wie Zucker. Der Türke haut mit dem Säbel nach den Köpfen, und ist niemand, der sich nit davor entsetzt; aber dieser Seelmörder hat in dem Buche sein Schwert

gewehet und gezucket; da haue er nach den Seelen, dieselben ewig zu morden und dem Teufel in die ewigen höllischen Feuerflammen zu überschicken." Canisius wird mit Namen bedacht wie „grentlicher Gotteslästerer“, „grober Lölpel“, „Wolf“, „Papstefel“, „schwindelhafter Geist“. Als der Selige das Erscheinen des Buches dem hl. Ignatius mittheilte, fügte er bei: „Gepriesen sei Jesus! Wir sind als würdig erachtet worden, für seinen Namen Schmach zu erleiden.“

Der Verfasser des Katechismus dachte eine Zeitlang daran, eine Widerlegung dieser Anklagen erscheinen zu lassen. Schließlich indessen sagte er sich, die beste Widerlegung sei ein untadelhaftes, frommes Leben.

Dagegen glaubte Canisius zu einem Argerniß nicht schweigen zu dürfen, das sich in seiner nächsten Nähe, in Wien selbst, abspielte. König Ferdinands Erstgeborener, der böhmische König Maximilian, hatte sich Sebastian Phauler zum Hofprediger genommen. Phauler war Priester, hatte aber Frau und Kinder. Vor Ferdinand heuchelte er den Kirchlichgesinnten; im vertrauten Gespräch jedoch nannte er den Canisiuskatechismus eine „Summe des abscheulichen Papistentums, nur übertüncht, wie es bei der römischen Hure der Brauch sei“. Auf der Kanzel untergrub er vorsichtig aber zielbewußt und beharrlich den Glauben seiner katholischen Zuhörer. Seine Rednergabe war außerordentlich. Von allen Seiten, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen kamen die Oesterreicher herbei, um ihn zu hören. Maximilian war wie bezaubert. Man konnte schon sagen hören, er stehe nur mehr mit einem Fuß auf dem Boden der katholischen Kirche; bald werde er offen zu den Neugläubigen übergehen. König Ferdinand weilte damals beim Augsburger Reichstag. Unser Seliger legte ihm brieflich den Ernst der Lage dar. Ebenso schrieb er an Ferdinands Beichtvater, den Bischof von Raibach. Wie es scheint, brachte

er es auch dahin, daß er öffentlich mit Pphauser disputieren durfte. Pphauser verschwand aus Wien. Zwar rief ihn Maximilian bald wieder zurück; im Jahre 1560 jedoch mußte er ihm für immer den Abschied geben. Pphauser wurde lutherischer Pfarrer in Lauringen.

Aber König Maximilian konnte nie vergessen, was Canisius getan hatte; er grollte ihm, wie es scheint, bis an sein Lebensende. Mit ihm grollte, der Neugläubigen nicht zu gedenken, alles, was in Wien an halben, feigen, nach beiden Seiten hinkenden Katholiken zu finden war. Wenn König Ferdinand die Spendung der Kommunion unter beiden Gestalten verbot, wenn er die jährliche Beichte und Kommunion einschärfte, wenn er schlechte Bücher vom Markte wegnehmen ließ, wenn er der Vernachlässigung des Gottesdienstes in der Stephanstirche zu steuern suchte, so hieß es immer wieder: „Das hat Canisius getan; der ist der böse Geist des alten Königs.“ Als er im Dom gegen den Baienfeld gepredigt hatte, wurde am Tor des Gotteshauses eine Schmähschrift angeschlagen mit dem Titel: „Zwiegespräch über des Petrus Canisius gottlose Lehre vom Sakrament des Altars“. Sie wurde auch im Druck verbreitet. Mit einem Worte: Canisius war der bestgehaßte Mann von ganz Wien; er mußte sich auf alles gefaßt machen. An Ignatius schrieb er am 25. März 1555: „Man verbreitet Västerschriften gegen mich. Möchte ich doch würdig werden, für den heiligen Namen Jesu Schmach und Unrecht zu erleiden!“ Und zu Anfang des Jahres 1556 äußerte er sich: „Ich hoffe, es wird sich bald eine herrliche Gelegenheit bieten, für Christus das Blut zu vergießen.“

Es gab allerdings eine Waffe, die der heilige Mann nicht verschmähte, die er sogar sehr reichlich gebrauchte. Bonifatius hatte einst so viel für sich beten lassen in den Kirchen und Klöstern seiner englischen Heimat. Auch Canisius wurde nicht müde, sich und sein deutsches Arbeitsfeld dem Gebete seiner Freunde in der Nähe und in der Ferne zu empfehlen. Aus Rom wurde ihm am 25. Juli 1553 mitgeteilt, Ignatius habe auf seine Bitten hin eine eigene

Gebetsverordnung erlassen. Sie lautete: Alle Priester der Gesellschaft Jesu, wo immer sie sein mögen, auch Indien nicht ausgenommen, haben für das geistliche Wohl Deutschlands und anderer nördlicher Gegenden jeden Monat das Messopfer darzubringen, und zwar ohne Zeiteinschränkung, solange der Nothstand dieser Länder dauert. Alle, die nicht Priester sind, müssen in gleicher Meinung Gebete verrichten.

Canisius war auch selbst ein Meister in der Kunst des eifrigen Betens. P. Georg Scherer, der berühmte österreichische Kanzelredner, erzählt uns: Als junger Mensch lebte ich im Wiener Kollegium. Dort hielt auch P. Canisius sich auf. Mir war neben andern häuslichen Diensten die Sorge für dessen Zimmer übertragen. Einmal vernahm ich aus dem Zimmer ein starkes Geräusch. Ich ging hin und blickte durch das Schlüsselloch. Da sah ich den Pater auf den Knien liegen. Er betete inbrünstig, mit starker Stimme, er rief, er disputierte; es war, als ob er mit Gott kämpfte, wie einst Jakob mit dem Engel gerungen hatte. In meiner jugendlichen Einfalt dachte ich: In diesen Streit zwischen dem lieben Herrgott und dem P. Canisius will ich mich nicht einmischen. Sie werden sich auch ohne mich wieder friedlich zusammenfinden. Damit schlich ich von dannen.

Gott ließ den schwerkgeprüften Mann nicht ohne Tröstungen. Nicht die geringste von ihnen bestand darin, daß eine Reihe von ausgezeichneten Männern mit ihm Freundschaft schloß. Es seien ihrer einige genannt: Urban Weber, Bischof von Laibach, dessen schon gedacht worden ist; der Kratauer Domherr Martin Cromer, vom König von Polen an den Wiener Hof gesendet, hochverdient um Kirche und Vaterland durch seine geistlichen und geschichtlichen Schriften, in der Folge Bischof von Ermland; der kaiserliche Vizekanzler Jakob Jonas, auf des Canisius Betreiben vom hl. Ignatius zur Teilnahme an allen guten Werken und Verdiensten der Gesellschaft Jesu zugelassen; Johann Albrecht Widmanstetter, Kanzler der niederösterreichischen Regierung,

dann Domherr in Regensburg, großer Kenner der morgenländischen Sprachen; Wolfgang Lazius, Lehrer der Arzneikunde an der Wiener Hochschule und überaus anregender Geschichtsforscher; Friedrich Stapellage, gewöhnlich Staphylus genannt, nach seiner Rückkehr zur Kirche Gründer der Schule und der Druckerei zu Reisse, dann Lehrer der Heiligen Schrift an der Hochschule von Ingolstadt. Ihnen werden wir Matthäus von Taxis, den kaiserlichen Postmeister von Wien, anreihen dürfen. Jahrzehntelang beförderte er alle Jesuitenbriefe auf seine eigenen Kosten. Seiner großen Wohltätigkeit wegen wurde er vom Orden in die geistliche Gütergemeinschaft aufgenommen. Der reichbegabte Stuttgarter Bürgermeisterssohn Martin Eifengrein war um das Jahr 1555 von den Wiener Jesuiten zur katholischen Kirche zurückgeführt worden. Canisius war ihm in Wien ein väterlicher Freund und Berater. Wir werden später den vortrefflichen Mann in Bayern antreffen; er hat dort im Anschluß an unsern Seligen seine ganze Kraft für Wissenschaft und Glauben eingesetzt. Weitauß das wertvollste Band, das Canisius in Wien anknüpfte, bestand in seinen innigen Beziehungen zu dem ebenso frommen als gelehrten Ermländer Bischof Stanislaus Hosius. Sie dauerten fort, ja sie steigerten sich, nachdem Hosius Cardinal geworden war und als Vorsitzender des Trienter Konzils und als Großpönitentiar auf die Geschichte der Gesamtkirche entscheidenden Einfluß erlangt hatte.

Ungefähr im Jahre 1556 hörte Wien auf, ständiger Aufenthaltsort unseres Seligen zu sein. Kürzere oder längere Besuche hat er der Stadt bis zum Jahre 1561 abgestattet. In diese Besuchszeit fällt einiges von dem, was wir soeben gehört haben. Die Hauptarbeit hingegen war für Canisius mit dem Jahre 1556 abgeschlossen. Das Kollegium der Gesellschaft hatte seinen festen Sitz gewonnen.

An der Hochschule erfreute sich der Orden einer gesicherten Stellung. Das Konvikt war eröffnet. Die Wiener Kanzeln waren verjüngt. Schon hatte der Katechismus seinen Siegeslauf begonnen. Wenn Oesterreich ein katholisches Land geblieben ist, wenn es aus dem Wien Maximilians II. ein Wien Ferdinands II. und Leopolds I. geworden ist, so hat Petrus Canisius sein gutes Teil Verdienst daran.

6. In Prag, Regensburg, Rom. 1555—1557.

Das schöne, von der Natur so reich gesegnete Böhmen war geistig sehr verkümmert. Utraquisten, Böhmishe Brüder, Schwendfeldianer, Waldenser, Wiedertäufer, Lutheraner tummelten sich auf seinem Boden herum. Im ganzen Land war kein Bischof zu treffen. Böhmen soll damals dreißigtausend Städte und Dörfer gezählt haben; aber von den Städten hielten sich kaum mehr als vier ausgesprochen katholisch. Alle andern feierten als großes Fest den Tag, da Hus nach seiner Verurteilung durch die Konstanzener Synode von König Sigismund verbrannt worden war. Die Prager Hochschule, die älteste des Römischen Reiches, war nur mehr ein Schatten. Sie hatte wenig Vermögen, wenige Lehrer. Theologie wurde höchstens noch zeitweise gelehrt, und dann war der Lehrer stets ein Utraquist. Für die Katholiken hatte das volkreiche Prag kaum einen böhmischen Prediger, geschweige denn einen deutschen. Ein Glück war es, daß zwei gläubige und tatkräftige Männer die Zügel der geistlichen und der bürgerlichen Verwaltung in Händen hatten. Dompropst Heinrich Pisek, gewöhnlich Scribonius genannt, war vom Papst zum Verweser des Prager Erzbistums bestellt worden. Erzherzog Ferdinand regierte Böhmen im Namen seines Bruders Maximilian. Die böhmischen Katholiken hatten schon 1552 den König Ferdinand I. um ein Collegium der Gesellschaft Jesu gebeten. Als im Jahre 1554 Ferdinand eine Rundreise durch sein Kronland Böhmen machte, kam das Bedürfnis nach einer neuen Studienanstalt abermals zur Sprache. Der Bischof von Laibach, des Königs Begleiter, schlug vor, man solle den Jesuiten den „Dibin“ geben. Das Zölestinerkloster Dibin, von Kaiser Karl IV. kühn auf einen einzelfstehenden schroffen Sandsteinselsen gebaut, noch jetzt in seinen Ruinen bewundert, war einst reich und

mächtig gewesen. Es hatte aber durch Brand und Glaubenswirren viel gelitten. Um 1554 war nur ein einziger Mönch übrig. In den Zellen wohnten Leute aller Art, sogar Frauen. Canisius wurde von dem Plan unterrichtet. Er machte dagegen geltend, daß solch eine weltabgekehrte Lage nicht für seinen Orden passe. Mehr, sagte er, würde es zur Ehre Gottes und zur Erbauung des Nächsten reichen, wenn man die Gesellschaft in eine der Hauptstädte des Landes einföhre. Auf diese Vorstellungen hin beschloß der König, das Collegium solle in Prag errichtet werden und von den Einkünften des Dabin leben.

Ein Ausschuß wurde eingesetzt. Canisius wurde herbeigerufen. Um Anfang Juli 1555 traf er in Prag ein. Er suchte Unterkunft im Kloster der „Kreuzherrn mit dem roten Stern“, das heute noch besteht. Ihr Großmeister Antonius Brus nahm ihn mit offenen Armen auf; der edle Mann sollte später Bischof von Wien werden und endlich den wiederaufgerichteten Stuhl von Prag als erster Erzbischof besteigen. Großherzige Gönner fand Canisius auch an den Äbten des Prämonstratenserstiftes Strahow und des Benediktinerklosters Brewnow. Vor allem war nun ein Platz zu suchen. Prag, von der Moldau durchflossen, hatte nur eine Brücke, Karlsbrücke genannt. Sie verband die Altstadt mit der Kleinseite, auf deren Höhe die Domkirche und die Königsburg thronen. Ganz nahe bei der Karlsbrücke lag in der Altstadt das Predigerkloster zum hl. Klemens. Seine weiten, stattlichen Bauten waren während der Husitenkriege in Trümmer gesunken. Jetzt wohnten in einem notdürftig hergestellten Teil des Gebäudes ungefähr fünf Dominikaner. Sie hatten kaum genug zu essen. Man schlug ihnen vor, den Jesuiten ihr Kloster einzuräumen; dafür sollten sie das schöne Agneskloster außerhalb der Stadt erhalten, in dem nur noch zwei Klarissen lebten. Die König-

liche Kammer werde es ausbessern und einrichten lassen und für Vermehrung ihrer Einnahmen sorgen. Der Vorschlag gefiel. Die Mönche versicherten, ihre Ordensobern würden gerne zustimmen. Die päpstliche Erlaubnis ließ König Ferdinand durch zwei Kardinäle erbitten. Canisius schrieb am 14. Oktober 1554 an Ignatius: „Die dieses Kollegium anfangen, sollten gewappnet sein mit heiliger Geduld und mit großem Eifer. Ich meine aber nicht so fast einen Eifer zum Disputieren, als einen Eifer, dieses Land durch ihr Beispiel zu erbauen. Wenn sie so mit Tränen säen, dann werden sie mit Frohlocken ernten.“ Am 15. Juli 1555 konnte er dem General melden: „Auf Wunsch des Erzherzogs Ferdinand predigte ich im Dom. Es ging gut. Morgen reise ich nach Augsburg zum König, um die Kollegsgründung mit ihm zu besprechen. Ich habe große Hoffnung.“

Nach Augsburg brachte Canisius zwölf böhmische Jünglinge mit, die zu Rom im Deutschen Kollegium studieren sollten. Neun von ihnen erschienen wirklich in der Ewigen Stadt. Am zweiten Tag nach der Ankunft gaben sie zu verstehen, sie wollten lieber in die Gesellschaft Jesu eintreten als in das Deutsche Kolleg. Ignatius gewährte ihnen die Aufnahme in seinen Orden.

Als Canisius nach Prag zurückgekehrt war, nahmen ihn zunächst Bauorgen in Anspruch. König und Erzherzog hatten Geld versprochen. Doch ihre Kassen waren leer. Man mußte da und dort borgen. Im Frühjahr 1556 belief sich die Schuldenlast schon auf tausend Gulden. Das mag auch der Grund gewesen sein, warum das Canisianum — so nannte man den Bau — kein Meisterwerk war. Außer dem Speisesaal hatte es keinen heizbaren Raum. Das Dach war so schadhast, daß man im Winter des Jahres 1556 im Haus durch Wasser und Schnee waten mußte. Im

Jahre 1557 befürchtete man sogar, daß im nächsten Winter ein Teil der Kirche zusammenstürzen werde.

Auch der entlegene Döbichau wurde von Canisius und den Regierungsvertretern besucht. Sie besichtigten und verzeichneten die Fischteiche, den Viehstand, die Wälder. Vierzehn Tage kostete die Arbeit. Die Räte beschloßen, das ganze Gut der Stadt Bittau zu verpachten. Der Papst wurde gebeten, alles genehm zu halten. Auf den Klosterpfarreien mußten zwei Pfarrer sofort abgesetzt werden, da sie sich verheiratet hatten und die Sakramente nicht mehr nach katholischem Brauch spendeten. Ersatz war nicht zu finden. Doch Canisius sagte: Lieber keinen Pfarrer als einen schlechten! Nach Prag nahm er eine Ladung Bücher und Kirchenggeräte mit sich.

Im Prager Dom predigte er nun vor dem Erzherzog in deutscher Sprache an allen Feiertagen. Während der Fastenzeit kamen noch Predigten an einigen Wochentagen hinzu. Am Gründonnerstag durfte er die große lateinische Predigt halten, die man hohen Würdenträgern und gewandten Rednern zu übertragen pflegte, und zu welcher der Hof, der Adel und die höhere Beamtenenschaft sich einfand.

Am 21. April 1556 kamen aus Italien die ersten zwölf Jesuiten an. Die Vorbereitungen für ihren Empfang waren noch nicht zum Abschluß gekommen. Wochenlang konnten sie das Haus nicht verlassen, weil sie keine ordentlichen Kleider hatten. Auch an Betten fehlte es. Indessen sind wir, schrieb Canisius am 17. Mai 1556 an Ignatius, „fröhlich im Herrn und vertrauen vollkommen auf Gottes gütige Vorsehung“. Bald hatten sie denn auch den Trost, zu sehen, wie Fleisch und Fisch, Wein und Bier von Wohlthätern in das Haus gebracht wurden. Das Hauptverdienst an dieser

günstigen Stimmung kam ohne Zweifel unserem Canisius zu. Ursmar Goisson, der Rektor des Kollegiums, schrieb über ihn am 16. Juni 1556 nach Rom: „Der Erzherzog hat ihn sehr gern. Er ist überhaupt beliebt, sowohl bei den Prälaten und Baronen als auch beim Volke. Im Verkehr ist er sehr angenehm; er besitzt nämlich eine wunderbare Gabe, sich allen anzupassen; dabei ist er beredt, gelehrt und klug.“

Anders als die Katholiken dachten allerdings viele Nichtkatholiken „Wir sind“, berichtet Canisius, „hier sehr verhaßt; man sagt, daß wir dem Apostolischen Stuhl so sehr ergeben und der Neuerungsucht so abhold seien.“ Einmal, als er am Hochaltar der Klementskirche Messe las, wurde er, wie er selbst erzählt, „mit einem Stein begrüßt, den man durch das Fenster warf“. Bald darauf, am Himmelfahrtsfest, stürzte ein Böhme nach der Wandlung auf den Priester des Kollegs los, der die Messe las, warf ihm Götzendienst vor und hätte ihm einen Faustschlag versetzt, wenn nicht der Altardiener, von einem alten Manne unterstützt, den Menschen weggerissen und zur Kirche hinausgeführt hätte. Vom Befehlshaber der Hofburgwache kam die Botenschaft: Einige Lutheraner hätten verlauten lassen: Wenn die Jesuiten über die Karlsbrücke gingen, wollten sie diese Menschen in die Moldau werfen. Unser Seliger wurde darum, eine Zeitlang wenigstens, von Wachmannschaft begleitet, wenn er zum Erzherzog nach der Burg ging. Bei seinen Predigten scheint es an Spähern nicht gefehlt zu haben. Einmal hatte er, an Thomas von Aquin sich anlehnd, gepredigt: Man dürfe nicht beten: Christus, bitte für uns; vielmehr müsse man sagen: Christus, erbarme dich unser. Als Melancthon davon hörte, wurde er sehr erregt. Er werde, schrieb er dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, den Aberwitz des Prager Zynikers — so pflegte er Canisius zu nennen — in einer eigenen Schrift widerlegen. In den folgenden Jahren richteten dieses Predigtwortes wegen Martin Chemnitz, Flacius Illyricus, Konrad Schlüsselburg, die Mansfelder Prediger und andere sehr heftige Angriffe gegen den Gottesmann.

Am 29. Juni 1556 konnten trotz alledem die Jesuiten mit ihren Wohlthätern, dem Bistumsverweser Scribonius und dem Großmeister Brus, im neuerbauten Speisesaal ein frohes

Familienfest feiern. Am 8. Juli wurden die Schulen eröffnet. Der Erzherzog hatte seine Wandteppiche zur Ausschmückung der Kirche gesandt. Die Domherren sangen das Hochamt. Einer der Lehrer hielt eine vielbewunderte Rede. Canisius hatte sie zuvor durchgesehen. Da König Ferdinand den Wunsch ausgesprochen hatte, man möge der Hussiten wegen klein und bescheiden anfangen, so wurden vorerst nur die untersten Klassen eröffnet. An Sonn- und Festtagen wurde in der Kirche deutsch und böhmisch der Katechismus erklärt. Ignatius hatte erlaubt, daß man in die Schule auch Knaben aufnehme, die unter beiden Gestalten kommunizierten. Das benutzten gar manche Hussiten. Sie glaubten wahrgenommen zu haben, daß da die Kinder in einem Monat mehr lernten als anderswo in zwei Jahren. Dankbare Eltern und andere Freunde schickten Hasen, Hirsche und Eber ins Haus und drängten so heftig, daß man sie nicht zurückweisen konnte. Die adeligen Familien baten den Rektor flehentlich, er möchte ihre Söhne auch in Kost und Wohnung nehmen. „Das wäre“, äußerte sich Canisius, „wirklich der größte Dienst, den wir Gott und dem Lande Böhmen leisten könnten.“ Ignatius war ganz einverstanden. Wohl kam ein adeliges Konvikt einstweilen nicht zustande; doch wurde sehr bald der Grund zu einem Haus für arme Studenten gelegt. Im Jahre 1559 verfaßte Canisius eine Denkschrift, die zu Geldbeiträgen einlud. Der Dompropst ließ sie auf eigene Kosten drucken und verbreitete sie unter den katholischen Ständen. Das „neue Kolleg“, wie man die Anstalt nannte, schenkte später der Kirche und dem Vaterlande viele ausgezeichnete Männer.

Wie großartig das Prager Jesuitenkollegium sich entwickelte, zeigen noch heutzutage seine weit ausgebreiteten Gebäulichkeiten und die

verschiedenen Anstalten, die unter deren Dach ihr Heim gefunden haben. Das Kollegium wurde die Mutter einer ganzen Ordensprovinz. Allein in den Jahren 1661 bis 1678 haben die Jesuiten in Böhmen, Schlesien und Mähren über 29 500 Andersgläubige zur katholischen Kirche zurückgeführt.

Als unser Seliger im Sommer 1556 von Prag aus dem Ingolstädter Kollegium einen Besuch machte, fand er dort ein wichtiges Schriftstück vor. Am 9. Juni 1556 hatte der hl. Ignatius die Urkunde ausfertigt, durch welche er Petrus Canisius zum ersten Provinzial von Oberdeutschland ernannte. Die Provinz umfaßte das südliche Deutschland samt Österreich und der Schweiz. Eine schwere Bürde wurde damit auf die Schultern des Fünfunddreißigjährigen gelegt. Die eben erst gegründeten Ordenshäuser von Ingolstadt, Wien und Prag standen auf schwachen Füßen. Verschiedene andere Gründungen waren in Aussicht genommen. Sollten sie aber ins Werk gesetzt werden, so war der Haß vieler Gegner, das Mißtrauen und die Trägheit gar mancher Katholiken zu überwinden.

Sobald Canisius hörte, was ihm zugebachet sei, erhob er Gegenstellungen. Es fehle ihm, so entschuldigte er sich, an Urtheil und Erfahrung; auch sei er so anmaßend und heftig. Es war umsonst. Ignatius antwortete ihm, er habe ja schon in den letzten Jahren viele Provinzialarbeit geleistet; jezt komme noch der Titel hinzu und mit demselben Vermehrung des Ansehens und besondere Amtsgnade.

Wenige Tage darauf traf vom Sekretär der Gesellschaft die Trauerbotschaft ein, daß der Ordensstifter am 31. Juli das Zeitliche gesegnet habe. Das Antwortschreiben des neuen Provinzials spiegelt die Stimmung des ganzen Ordens wider. Die Totenklage wurde von heiliger Freude und froher Zuversicht verklärt. „Er ist so glücklich“, schrieb Canisius; „denn er ist ins Vaterland zurückgekehrt; hat er ja stets so gelebt, daß er nicht schlecht sterben konnte. Vom Himmel herab wird er für uns noch besser sorgen, als er es hienieden vermochte. Möchte ich doch eines solchen Vaters würdiger Sohn sein!

Möchte ich auf seine Fürsprache wenigstens den Schatten seines Geistes erlangen!"

Der Segen des hl. Ignatius begleitete den Provinzial nach Regensburg, wo er am Feste Mariä Himmelfahrt die Kanzel des Domes bestieg. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich versammelt. Katholiken und Nichtkatholiken waren von Bewunderung hingerissen. Nach Ingolstadt zurückgekehrt, erhielt er ein Schreiben des Domdekan's Christoph von Parsberg. Es enthielt die Bitte, er möchte auf Mariä Geburt abermals in Regensburg predigen; das ganze Domkapitel wünsche es. „Preisen Sie“, schreibt Parsberg, „die Gottesmutter, wie sie es verdient! Stellen Sie ihr die Ehre zurück, die ihr die Neugläubigen genommen haben.“ Zu Regensburg begann um diese Zeit der Reichstag. König Ferdinand wollte Canisius an seiner Seite haben. Doch der hatte zuvor noch verschiedene Reisen zu machen, nach Eichstätt, Passau, Padua, Dillingen. Anfang Dezember traf er als Begleiter des Kardinals Otto Truchseß beim Reichstage ein. Er nahm Wohnung im Hause des Dompredigers. Die Nahrung wurde ihm von dem Hof des Bischofs gebracht. Vom Beginn des Advents bis Mitte März predigte er, einige Unterbrechungen abgerechnet, jeden Sonn- und Feiertag. Im Advent fügte er jede Woche drei Predigten an Werktagen hinzu. Der Regensburger Dom ist eines der schönsten Gotteshäuser Deutschlands, ein wahres Juwel mittelalterlicher Gotik. Wenn Canisius auf der steinernen Kanzel stand, die gegenwärtig noch den Dom ziert, sah er eine erlauchte Zuhörerschaft zu seinen Füßen. Da saßen der Kardinalbischof von Augsburg, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Eichstätt, Merseburg, Würzburg. Als am 10. Januar 1557 statt seiner Bischof

Helding von Merseburg auf dem Predigtstuhl erschien, begann er mit den Worten: „Ich kann wohl gedenken, daß ihr der Meinung hierein kommen seid, euren vorigen Prediger Doktor Canisius zu hören. Ihn hat Gott zum Predigtamt mit solchen Gaben ausgerüstet, daß ich ihn billig von dieser Stelle nicht verdrängen sollte. Er kann sie viel besser versehen als ich. Darum möchtet ihr vielleicht Verdruß und Unwillen gegen mich fassen; aber die Römische Königliche Majestät hat allergnädigst von mir gefordert, daß ich allhie etliche Predigten halten sollte. Da hat es mir gebührt, daß ich untertänigst gehorsame.“ Das Zeugnis Heldings ist deswegen bedeutungsvoll, weil er selbst zu den gefeiertsten Kanzelrednern seiner Zeit gehörte. Um so ungehaltener waren die von der Kirche abgewandten Bürger Regensburgs und deren Glaubensgenossen. „Fortwährend“, heißt es in einem Briefe des Seligen, „dichten sie mir soundsoviele Schlechtigkeiten an. Wären nicht die Reichsstände da, sie würden mich mit Schimpf und Schande aus der Stadt weisen. Haben sie ja auch ehemals den P. Jajus weggejagt.“

Unterdessen sann der Reichstag auf Mittel und Wege, den Glaubenszwist aus der Welt zu schaffen. König Ferdinand berief einen Ausschuß von zwei Bischöfen und fünf Gottesgelehrten. Sie sollten ihm sagen, ob man ohne Schädigung des Apostolischen Stuhles den Gegnern zuliebe in den streitigen Stücken eine Milde rung zugeben könne. Unter den Gottesgelehrten sollte Canisius die erste Stimme haben. Kardinal Truchseß hielt dafür, daß Canisius das annehmen müsse, um die andern an unberechtigten Zugeständnissen zu hindern. Die Protestanten wollten ein Religionsgespräch. Das werde, gestand Kurpfalz, „zur Erweiterung“ ihres Evan-

geliums dienen. Tatsächlich hatten die bisherigen Religionsgespräche den Feinden der Kirche Gelegenheit geboten, ihre Lehre auszubreiten. Jeder Teil hatte sich den Sieg beigelegt. Streitschriften waren hin und her geflogen. Die Wunde am Leib der Kirche war erweitert und nicht geschlossen worden. Deshalb verfaßte Canisius eine eigene Denkschrift gegen die Religionsgespräche, und beharrten die geistlichen Stände darauf, daß nur von der allgemeinen Kirchenversammlung Heil zu hoffen sei. Der König war in schwieriger Lage. Ein gewaltiges Türkenheer bedrohte die österreichischen Lande. Er brauchte notwendig auch die Unterstützung der protestantischen Stände. Die konnte er aber nur um den Preis des Religionsgespräches erkaufen. Darum entschied er sich für das Gespräch, so jedoch, daß man nur freundschaftliche Auseinandersetzungen pflege und das Ergebnis dem nächsten Reichstage vorlege. Es wurde auch der Wunsch laut, der geistliche Vorbehalt möchte abgeschafft werden, kraft dessen Bischöfe und andere Geistliche Amt und Einkünfte verloren, wenn sie zum Augsburger Bekenntnis übertraten. Aber diese Zumutung wies Ferdinand entschieden zurück. Zum Schauplatz des Religionsgespräches wurde Worms erkoren. Man schritt zur Wahl der Teilnehmer. Auf jeder Seite sollten sechs Sprecher und ebenso viele Beisitzer sein. Canisius wurde vom katholischen Teil unter die Sprecher gewählt. Sein Ordensgenosse Goudan erhielt eine Stelle unter den Beisitzern. „Ich würde lieber in Indien betteln gehen“, schrieb Canisius an Laynez, den Generalvikar der Gesellschaft; „aber Gott der Herr wird durch meine Obern zu mir sprechen. Im Gehorsam ruht meine Hoffnung und meine Stärke“; dann fügte er, ein Psalmwort gebrauchend, hinzu: „Ich verlange im Hause Gottes nichts anders zu

sein als ein Lastthier alle Tage meines Lebens.“ Der König ersuchte in einem dringlichen Schreiben den Generalvikar, er möchte den zwei Vätern die Theilnahme am Gespräche in Kraft seines Amtes befehlen. Laynez erkundigte sich nach dem Willen des Papstes. Paul IV. aber antwortete, die beiden möchten nur getrost nach Worms gehen; er wünsche dort einige Männer zu haben, die der Schädigung des Glaubens und der Beeinträchtigung der päpstlichen Rechte vorbeugen könnten.

Die freien Stunden des Regensburger Aufenthaltes benutzte Canisius dazu, einen Israeliten im Glauben zu unterrichten, den er in sein Haus aufgenommen hatte. Er ließ zugleich einige kleine Schriften drucken, deren Inhalt nicht bekannt ist. Auf Wunsch des Cardinals Truchseß verfaßte er ein Gutachten über die Reform der Geistlichkeit. In diese Regensburger Zeit fällt auch sein Schreiben an einen jungen, hochbegabten Theologieprofessor der Dillinger Hochschule. Wilhelm van der Binde, gewöhnlich Bindan genannt, aus Dordrecht in Holland stammend, später erster Bischof von Roermond, hatte einige Schriften ausgearbeitet. Vor der Drucklegung sandte er sie Canisius zur Einsicht. Der antwortete ihm: „Gelehrte Männer sind mit mir der Ansicht, daß hier manches milder ausgedrückt werden sollte. Sie bringen allerlei unzutreffende Anspielungen auf die Namen Melancthon's, Kalvins und ähnlicher Männer. Das mag für Schönredner passen; aber Gottesgelehrte unserer Tage sollten sich nicht an solchem Flitter ergötzen. Mit derartigen Arzneien heilen wir die Kranken nicht, wir machen sie damit nur noch unheilbarer. Beherzt, würdevoll, nüchtern muß man die Wahrheit verteidigen; dann wird unsere Bescheidenheit allen Menschen kund werden; dann werden wir, soweit es möglich, auch von den Draußenstehenden ein gutes Zeugnis erhalten.“

Das Religionsgespräch sollte erst nach mehreren Monaten beginnen. Mittlerweile hatte der Provinzial Canisius mit einem Gefährten eine Romreise zu machen. Eine Generalversammlung der Gesellschaft war berufen, um dem Orden

ein neues Oberhaupt zu geben. Aber die spanischen Jesuiten konnten nicht kommen. Der Krieg zwischen Paul IV. und Philipp II. hielt sie zurück. Dazu traten innere Verwicklungen. Einige unruhige Köpfe lehnten sich gegen den Generalvikar Laynez auf und suchten das Ohr des Papstes für sich zu gewinnen. Canisius, dem ihr Treiben mißfiel, stand treu zum Vikar. Die Wahl wurde schließlich vertagt. Die Wartezeit benutzte der Gottesmann zu ermunternden Ansprachen an die Zöglinge des Deutschen Kollegiums. Bei seinen Mitbrüdern warb er um apostolische Arbeiter und um Gebetshilfe für Deutschland. In die gleichen Tage fielen allem Anscheine nach ganz oder teilweise die Cypriansstudien unseres Gelehrten. Die Ausgabe der Werke des heiligen Kirchenvaters Cyprian, die Erasmus von Rotterdam veranstaltet hatte, konnte den wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügen. Canisius unternahm es, sie nach den Handschriften der Vatikanischen Bibliothek zu verbessern. Schon hatte er ungefähr tausend abweichende Lesarten gesammelt, als er Rom verlassen mußte. Was noch fehlte, sollte durch die römischen Ordensgenossen ergänzt und nach Deutschland gesendet werden, wo er den Druck besorgen wollte. Als es aber verlautete, daß auch andere katholische Gelehrte sich mit einer Arbeit dieser Art beschäftigten, trat er zurück. Er hatte es nicht zu bedauern. Bald darauf erschienen verbesserte Cyprians-Ausgaben zu Rom, Paris und Antwerpen.

Die Rückreise ging über München. Man besprach sich dort über das Kollegium, das der Herzog in München errichten wollte.

7. Auf vielerlei Wegen. 1557—1559.

Mitte August 1557 traten Canisius und Goudan die Reise nach Worms an. Einige Tage hielten sie sich in Ellwangen auf, wo Cardinal Truchseß, zugleich gefürsteter Propst des Ellwanger Stiftes, sie, wie er schrieb, „mit höchstem Verlangen und brennender Liebe“ erwartet hatte. In Worms fanden sie Wohnung bei dem Domprediger Johann Zumwege, einem ehemaligen Schüler der Ingolstädter Jesuiten. Sie lebten auf Kosten des Königs. Die Domherren richteten ihnen eine der schönsten Kapellen des Domes zur Feier des heiligen Mesopfers ein. Canisius mußte gleich am ersten Sonntag die Domkanzel besteigen. Weh tat es ihm, zu vernehmen, daß der Kölner Domherr Gropper, gleich ihm zum Sprecher erwählt, nicht kommen wollte. Er schickte einen eigenen Boten nach Köln. Aber Gropper antwortete, sein Gewissen verbiete ihm die Teilnahme. Um so willkommener waren die drei Löwener Gottesgelehrten, die Philipp II. auf König Ferdinands Bitten gesandt hatte. Sie stehen mit uns, berichtet Canisius, auf vertrautem Fuße; sie arbeiten gemeinsam mit uns. Es war eine stattliche Versammlung, die sich in Worms zum Religionsgespräche zusammengefunden hatte. Den Vorsitz führte Bischof Pflug von Raumburg. Unter den katholischen Sprechern traf man Bischof Helbing von Merseburg, Weihbischof Delphius von Straßburg, die Löwener Kandesteyn, gewöhnlich Tiletanus genannt, und Rithovius, endlich den Laien Staphylus, den Canisius empfohlen hatte. Zu den Beisitzern gehörten neben dem Löwener Sonnius, der gleich Tiletan an der Trienter Kirchenversammlung teilgenommen hatte, die Dominikaner Gressnig und Sittard und der Mainzer Schriftsteller Wigel.

Auch im protestantischen Lager fehlte es nicht an berühmten Namen. Obenan stand Melanchthon.

Unter den Katholiken herrschte schöne Einmütigkeit. Nur eine Gestalt konnte Verdacht erregen. Es war der Würzburger Prediger Silvan. Schon auf der Reise nach Worms schmähte er über Canisius als einen „losen Mann“ und „Sophisten“. Er fiel später vom katholischen Glauben und schließlich von allem Christentum ab und wurde von den Kalvinern zu Heidelberg als Gotteslästerer enthauptet. Führer war auf katholischer Seite Bischof Helbing. Canisius hatte zu wiederholten Malen schriftlich und mündlich in aller Namen das Wort zu führen.

Noch finden sich im Wiener Staatsarchiv wichtige Schriftstücke aus der Wormser Zeit, die ganz von der Hand unseres Seligen geschrieben sind. Er und sein Gehilfe Goudan hatten so viel zu tun, daß sie oft nicht Zeit fanden, die heilige Messe zu lesen. Canisius wunderte sich, daß sie unter der Arbeitslast nicht zusammenbrachen. Es muß ein strenger Winter gewesen sein; denn Canisius ließ für sich und Goudan aus Köln Pelzmäntel kommen. Die Gemüter fingen indessen bald an sich zu erhitzen. Vor allem mußte man einen gemeinsamen Boden für die Verhandlungen haben. Doch nicht einmal darüber konnte man sich einigen. Melanchthon erklärte gleich in der ersten Sitzung, er und die Seinen würden niemals vom Augsburger Bekenntnis weichen; sie verwürfen die gottlosen Beschlüsse von Trient, und könnten die wahre Kirche nicht da finden, wo man wissentlich Gözen verteidige. Der Ansbacher Superintendent Karg sprach von Ablasshandel, von käuflichen Totenmessen, von dem Verderben, das Thomas von Aquin und Duns Scotus in der Lehre von der Buße und von der Gerechtigkeit und auf andern Gebieten angerichtet hätten. Canisius gab zu, daß Mißbräuche herrschten. Die Katholiken seien

nicht gewillt, sie zu entschuldigen. Aber man möge doch, so hat er, nicht schelten; man möge Liebe walten lassen, einer wissenschaftlichen Ausdrucksweise sich befleißigen und eine freundschaftliche Sprache führen. Vergebens. Er selbst verlor endlich das Gleichgewicht der Seele. In der sechsten Sitzung nannte er es eine hochmütige Anmaßung, eine von Mißgunst und Bosheit strotzende Mißachtung anderer, wenn man nur seine eigene Erklärung der Heiligen Schrift wolle gelten lassen und alle andern Erklärungen verwerfe; wenn man auf die andern als auf armselige Menschen herabsehe und sich selbst preise, als wäre man aus Göttern geboren. Melanchthon entgegnete den Katholiken, sie hätten einen richtigen Großsprecher gegen ihn ins Feld rücken lassen; doch die Vergeltung solle nicht ausbleiben. Sie bestand in der „Erwiderung“, die vierzehn Tage später die protestantischen Theologen dem Vortrage des Canisius zuteil werden ließen. Sie redeten von der päpstlichen Tyrannei, vom gottlosen Schwarm der Mönche und Mießpaffen. Die Katholiken, polterten sie, hielten an Gotteslästerungen und Gözenbildern fest; es sei ein großes Verbrechen, den teuflischen Bölibat zu verteidigen. An eine Einigung war nicht mehr zu denken. Die Katholiken sahen deutlich, daß die Gegner nur darauf bedacht waren, der Kirche möglichst großen Eintrag zu tun. Einen Anlaß zum Abbruch der Verhandlungen boten ihnen die Protestanten selbst, und sie ergriffen ihn mit Begier. Das Gespräch sollte nämlich nur zwischen Katholiken und Bekennern der Augsburger Konfession stattfinden. So hatte es der Reichstag beschlossen. Demgemäß gaben auf Verlangen der Katholiken die herzoglich sächsischen und die braunschweigischen Theologen die Erklärung ab, daß sie die Anhänger der Zwinglischen Abendmahllehre

und ähnliche Sektierer verdamnten. Darob wurden sie durch die andern, deren Haupt Melanchthon war, von den Sitzungen ausgeschlossen. Sie verließen die Stadt. Die Versammlung löste sich auf.

In Sachsen wurde erzählt, ja auch von Kanzeln verkündigt, Canisius habe nach seinem Zusammenstoß mit Melanchthon eine Predigt halten wollen; er sei aber plötzlich verstummt und tot niedergestürzt. Noch im Jahre 1557 erschien zu Frankfurt am Main und zu Pforzheim eine Flugschrift, worin Melanchthon den Katholiken die Schuld an dem Mißlingen des Einigungsversuches zuschrieb. Ihm setzte auf des Canisius und anderer Andringen der furthauerische Rat Bartholomäus Ratomus seine Schrift „Spaltung der Augsburgerischen Konfession“ entgegen. Sie ist Canisius gewidmet. Canisius gab auch selbst, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, einen „Gegenbericht“ gegen Melanchthons Ausführungen heraus. In der That war das Gespräch nicht am Streit der zwei Hauptparteien, sondern an den inneren Zwistigkeiten der Protestanten gescheitert. Das geben jetzt auch nichtkatholische Geschichtschreiber, wie Ranke, Maurenbrecher, Droysen, offen zu. „Von jenem Augenblick an“, sagt Maurenbrecher, „beginnt die Ebbe, die rückläufige Bewegung, der Anfang des Niederganges der protestantischen Strömung in Deutschland.“ Diesen Eindruck hatte wohl auch Canisius, als er an König Ferdinand schrieb: „Das Gespräch hat die Einigkeit der Katholiken durch die Uneinigkeit der Gegner befestigt.“ Er erhoffte noch eine andere Frucht: „Die Leute“, sagte er, „werden jetzt sehen, wie die katholischen Gottesgelehrten keineswegs die gottlosen und gehässigen Lehren halten, die ihnen in Schriften und Predigten angedichtet werden.“

Fügen wir noch eines bei: Als zu Worms die Religionsverhandlungen allmählich ins Stocken geraten waren, hatte der unermüdlche Mann seine freien Stunden dazu benutzt, die Knaben in der Schule zu unterrichten.

Von Worms aus machte Canisius einen achttägigen Ausflug nach seinem theuern Köln. Er wurde herzlich bewillkommenet. Zweimal mußte er beim Domherrn Gropper speisen. Auch Graf Johann Gebhard von Mansfeld, der

das Jahr darauf Erzbischof wurde, wollte ihn bei sich zu Tische haben. Ein anderes Mal nahm er eine Einladung der Kartäuser an. Er hielt dabei den Vätern eine geistliche Ansprache. Der Prior gab ihm für die armen Kölner Jesuiten ein Almosen von zweihundert Talern. Der Rat der Stadt sandte ihm den Ehrenwein, eine Auszeichnung, die man Fürsten und ähnlichen hohen Herren zu gewähren pflegte. In dem Jesuitenkollegium hielt der Pater einen lateinischen Vortrag über die freien Künste. Predigen mußte er an vielen Orten. Einer Einladung, im Dom zu predigen, folgte er erst, nachdem die Domherren ihn wiederholt gedrängt hatten. Es war am 1. November 1557, dem Allerheiligensfeste, mittags 12 Uhr. Sonst pflegten zu dieser Predigt wenige sich einzufinden; jetzt schätzte man die Zahl der Zuhörer auf dreitausend, unter denen eine große Menge Studenten sich bemerkbar machte. „Die Predigt“, heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „war so gelehrt und kunstvoll, wie man es in Köln viele Jahre nicht mehr gehört hatte. Als Canisius nach der Predigt den Dom verließ, lief das Volk zusammen und schaute ihn an, gerade als ob er ein Kaiser oder König gewesen wäre.“

Der nächste Besuch galt der Stadt Zabern im Elsaß, wo der Straßburger Bischof Erasmus von Limburg seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Erasmus wünschte schon lange mit Canisius zu verhandeln. Der Diener Gottes mußte einen Monat lang bleiben und dem Volk das Evangelium verkünden. Er ging auch in die Schule und erklärte den Knaben den Katechismus. „Ich habe“, erzählt er, „ihre Beichten gehört. Sie liebten mich wie einen Vater.“ Viel Arbeit brachten ihm die Weihnachtsfeiertage, an denen er die Stelle des Pfarrers vertrat.

Auch Kolmar, Schlettstadt, Rufach, Breisach wurden auf der Reise besucht. Canisius traf, wie er berichtet, in diesen Städten zu seiner großen Freude Männer von echt katholischer Gesinnung und aufrichtiger Frömmigkeit.

An Straßburg durfte er nicht vorübergehen. Es war der Sitz eines hochadeligen Domkapitels. Was über das Freiburger Kolleg mit dem Kapitel vereinbart wurde, ist unbekannt. Dagegen wissen wir dieses: Am 17. Januar 1558 stand der Selige im Straßburger Münster auf der viel bewunderten, mit steinernem Bildwerk kunstreich gezierten Kanzel. Von ihr herab hatte einst Johannes Geiler von Kaysersberg, einer von Deutschlands größten Predigern, seine Donnerstimme über die vieltausendköpfige Menge hinrollen lassen. Auch jetzt war die Zuhörerschaft außerordentlich zahlreich. Die Katholiken empfanden großen Trost; waren sie ja in Straßburg mehr als anderswo von der andersgläubigen Mehrheit bedrückt. Das Kapitel wollte kaum zugeben, daß der Gottesmann die Stadt verlasse. Als Zeichen ihrer Dankbarkeit erteilten sie ihm die Erlaubnis, aus dem Domschatz Reliquien zu entnehmen. Er wählte sich einen Finger des Johannesjüngers Polykarpus, dazu Überreste von den Leibern des Papstes Kyrillus und anderer Heiligen. Ein ansehnliches Geldgeschenk, das ihm das Kapitel später nach Ingolstadt sandte, schickte er zurück. Einen Lichtpunkt der Stadt Straßburg bildete das Kloster der Dominikanerinnen von St. Margaretha und St. Agnes. Inmitten der größten Bedrängnisse hielten die heldenmütigen Jungfrauen an ihrem heiligen Berufe fest. Canisius unterließ nicht, ihnen mehrmals das Brot des Wortes Gottes zu brechen.

Die Reise ging weiter nach Freiburg im Breisgau, das unter österreichischer Herrschaft stand. Canisius fand hier, wie er meldet, viel katholisches Leben. An der Hochschule wirkten tüchtige Gottesgelehrte. In einem seiner Briefe lobt er auch die gute Lage der Stadt und ihre schönen Häuser. Noch in seinen alten Tagen erinnerte er sich mit Vergnügen seines Freiburger Besuches bei dem greisen Heinrich Voriti Glarean, dem hochberühmten Sprachenkenner und lorbeergekrönten Dichter. Glarean hatte anfänglich den neuen Lehren zugejubelt, war aber dann zu besserer Einsicht gekommen und stand nun um so entschiedener für die alte Kirche ein. Die Lehrer der Freiburger Hochschule erwiesen dem Jesuitenprovinzial Aufmerksamkeiten aller Art. Sie besprachen sich eingehend mit ihm über die Gebrechen ihrer Anstalt und gaben ihm Verbesserungsvorschläge mit, die er dem König Ferdinand unterbreiten sollte.

In einem Wagen, den das Straßburger Kapitel gestellt hatte, fuhr Canisius durch Württemberg hindurch. Er fand dort, um mit seinen eigenen Worten zu reden, noch manche „Überreste des Volkes Gottes“. Sein nächstes Ziel war Dillingen, der Fürstensitz der Bischöfe von Augsburg. Hier geschah es, daß Cardinal Truchseß, des Beispiels seines göttlichen Meisters eingedenk, den einfachen Ordensmann nötigte, sich von ihm die Füße waschen zu lassen. Er bot ihm auch die Leitung der Hochschule an, die er mehrere Jahre zuvor in Dillingen gegründet hatte.

Mit der Hochschule hatte der Cardinal eine Druckerei verbunden. Hier wurde im Jahre 1558 die Sauretanische Vitanei in lateinischer Sprache gedruckt. Dem Druck war die Mahnung beigefügt, man möge die Vitanei an den Samstagen und besonders an den Marienfesten in der Kirche singen. Bis dahin war die Sauretanische Vitanei in Deutschland soviel wie unbekannt gewesen. Der Dillinger Druck

ist der älteste, den man überhaupt kennt. Selbst Italien hat unseres Wissens keinen älteren aufzuweisen. „Sehr wahrscheinlich“, so spricht sich der Geschichtsforscher Nikolaus Paulus aus, „hat Canisius jenen Druck besorgt.“

Es war wohl in jenen Tagen, daß aus Wien schlimme Nachrichten einliefen. Man fürchtete, König Ferdinand werde nicht mehr imstande sein, dort das katholische Kirchentwesen aufrechtzuerhalten. Der Herzog von Bayern bot den Wiener Jesuiten sein Land als Zufluchtsstätte an. Der Provinzial Canisius hingegen dachte nicht daran, seine Ordensgenossen aus der Stadt zurückzuziehen. Dem Generalvikar der Gesellschaft gegenüber erklärte er sich bereit, selbst nach Wien zu gehen und „sich mitten in das Feuer hineinzuwurfen“. An einen andern Ordensgenossen schrieb er: „Wien wird uns vielleicht Märtyrer bescheren. Möchten wir doch wert sein, ihr Los zu teilen!“ Doch es kam nicht so weit. Die Gerüchte erwiesen sich als übertrieben.

Ende Januar 1558 war der Wanderer wieder in Ingolstadt. König Ferdinand rüstete sich um diese Zeit zur Fahrt nach Frankfurt am Main. Dort wollte sein Bruder Karl V., des Herrschens müde, durch seine Gesandten die Kaiserkrone in die Hände der Kurfürsten niederlegen lassen. Ferdinand, der römische König, sollte sie erben. Im katholischen Lager befürchtete man, daß die drei protestantischen Kurfürsten den Anlaß benutzen würden, von Ferdinand weitere Zugeständnisse zum Nachteil der Kirche zu erpressen. Canisius war deshalb sorglich darauf bedacht, den Fürsten noch vor dem Frankfurter Tag zu treffen. Er fand ihn um Mitte Februar zu Nürnberg. Ferdinand schüttete ihm, wie Canisius an Laynez schrieb, sein ganzes Herz aus. Er war sehr niedergeschlagen, fühlte sich in zeitlichen und geistlichen Dingen verlassen, versicherte aber, ein christlicher König sein und bleiben zu wollen. In Frankfurt widerstand er denn wirklich mannhaft der Zumutung, den Krönungsseid zu ändern. Wie seine Vorfahren schwur er, „die Christenheit und den

Heiligen Stuhl zu Rom, auch die päpstliche Heiligkeit und die christliche Kirche in gutem Befehl, Schutz und Schirm zu haben“. Er bewog auch die geistlichen Kurfürsten zu dem Versprechen, die Sittenverbesserung ernstlich in die Hand zu nehmen. Canisius benutzte die Gewalt, die er als Provinzial von Oberdeutschland besaß, dazu, den neuen Kaiser durch Gebet zu unterstützen. Alle Priester der Provinz mußten sieben Messen lesen, und alle andern Ordensangehörigen mußten an sieben Tagen jedesmal die sieben Bußpsalmen mit der Allerheiligenlitanei beten, um dem Kaiser die sieben Gaben des Heiligen Geistes zu erflehen. Überdies schrieb der Selige an den Rektor des Kölner Kollegs und bat flehentlich, man möchte dort das gleiche tun.

Jetzt führte eine Einladung des Herzogs Albrecht den Provinzial nach München; man wollte dort über die Kollegien von Ingolstadt und München verhandeln. Besonders aber wünschte der Bayernfürst Hilfe für seine Stadt Straubing, wo der Pfarrer und der Prediger unter der Hand irrige Lehren ausgestreut und das Volk gegen die Kirche verheßt hatten. Als die Sache ruchbar geworden, waren sie, den Zorn des Herzogs fürchtend, aus Bayern entwichen. Das Übel war schwer und bedurfte für seine Heilung einer wahren Meisterhand. Canisius wollte den Versuch wagen. Das Straubinger Karmeliterkloster kann sich rühmen, ihm ein gastliches Heim geboten zu haben. Er predigte drei- oder viermal jede Woche. Zuerst verbreitete er sich über das Leiden Christi. Dann beleuchtete er die Geheimnisse des Altarsakramentes.

Wie die noch handschriftlich erhaltenen Predigtentwürfe zeigen, war seine Sprache anschaulich und lebendig. So führte er am Gründonnerstag aus: „Die ersten Christen waren ein Herz und eine Seele.

Wie aber steht es jetzt bei uns? Da ist keine Einigkeit. Ein jeder will weiser sein denn der andere. Keiner weicht bald. Soviel Dörfer und Märkte, soviel Glauben. Sie wollen alle disputieren und zanken vom Glauben. Dem Einen will Fasten nit gefällig sein; der Ander streit wider die Beicht; der Dritt will Gott allein beichten; der Viert hat Mangel an der Meß; der Fünft mocht zwei, drei oder vier Sakrament; darneben hat er bei jedem Sakrament sein eigen Bedunken. Der Sechst verändert so oft seinen Glauben, so oft er neue Bücher liest und neue Prediger hört. Summa, ich halt dafür, daß unter der Sonnen kein leichtfertiger, unbeständiger und wankelmütiger Volk izunder sei, dann wir vollen und tolln Teutschen. Was uns mehr zur fleischlichen Freiheit und dem alten Adam gemäßer ist, das heißt uns Gottes Wort und Evangelium."

Der Kanzler Wolfgang Biepedt faßte in einem Schreiben an den Herzog seine Eindrücke in die Worte zusammen: Der P. Canisius ist „ein gar gelehrter, beredter Mann, der sich sonderlicher und loblicher Bescheidenheit auf der Kanzel gebraucht.“ In den Ostertagen hatte der Pater die Genugtuung, viele von den Bürgern das Abendmahl nach katholischem Brauche nehmen zu sehen. Leider nötigte ihn der Ruf zur Generalwahl seines Ordens, nach anderthalb Monaten Straubing zu verlassen. Sonst wäre es ihm wohl gelungen, die Ordnung dauernd herzustellen. Eine gründliche Sinnesänderung hat einige Jahre später der Franziskaner Johannes Nas durch seine packenden Volkspredigten erreicht. Canisius hatte ihm die Wege bereitet. Herzog Albrecht ließ seinen Straubinger Zahlmeister wissen: Weil Doktor Canisius das Predigtamt in der Stadt „christenlich, mit allem Fleiß und, wie mir bericht, mit gutem Frucht versteht“, so soll er bei seinem Abzug als „gebürliche Ergöblichkeit“ fünfzig Goldgulden erhalten. Canisius lehnte sie ab. Doch bat er brieflich den Fürsten, er möchte dem

Karmeliterprior, der ihm ein guter Wirt gewesen sei, die Auslagen ersetzen.

Nun war es für den Provinzial Zeit, nach Rom zu ziehen.

Auf dieser Reise ereignete sich ein Zwischenfall, der an sich geringfügig ist, aber die Sinnesart des heiligen Mannes so recht kennzeichnet. In Doreto klopfte Canisius an die Thür des Kollegiums der Gesellschaft Jesu. Der Bruder Pförtner fragte ihn, ob er einen Empfehlungsbrief seines Obern bei sich habe. Nein, lautete die Antwort; er sei selbst der Vorsteher der oberdeutschen Provinz. Das kann Euch nichts helfen; das kann jeder sagen, erwiderte der Pförtner, und damit schlug er die Thür vor dem Wanderer zu. Canisius setzte sich ruhig auf eine Bank in der Nähe des Hauses. Etwa eine Stunde verging; da kehrte einer der Väter des Kollegs von der Wallfahrtskirche zurück. Er erkannte den Pater und fragte ihn staunend, warum er hier sitze. Canisius theilte ihm mit, was geschehen war. Bald ging die Haustür weit auf, und der Rektor des Kollegs und andere Insassen baten den Provinzial höflich um Vergebung für den angetanen Schimpf. Doch Canisius lächelte und sagte, er habe nichts zu verzeihen; der Pförtner habe recht gehandelt.

Die Wahl des Generals war auf den 2. Juli, das Fest Mariä Heimsuchung, anberaumt. Nach der Ordensverfassung muß beim Beginn der Wahlhandlung einer der Versammelten in einer lateinischen Ansprache den Wählern ihre Verpflichtungen in Erinnerung bringen. Der Redner ist durch geheime Abstimmung zu bezeichnen. Die Stimmen fielen auf Canisius. Als General ging aus der Wahlurne der bisherige Generalvikar, der Spanier Jakob Lahnez, hervor. Am 6. Juli wurde die Versammlung, fünfundzwanzig Mann stark, vom Papst empfangen. Die Gesellschaft Jesu zählt Paul IV. nicht unter die Päpste, die ihr in hervorragendem Maße gewogen waren. Er konnte gnädig und gütig sein; aber er konnte auch Feuer und Flammen sprühen wie der Jesus

seiner neapolitanischen Heimat. Doch dieser Tag war ein guter, ein gesegneter Tag. Paul lobte die Wahl als den Kirchengesetzen entsprechend, als fromm und heilig. Er pries die Gesellschaft und bestätigte ihr alle Gnaden, die seine Vorgänger verliehen hatten. Die Väter sollten, sagte er, vertrauensvoll an ihn sich wenden; er sei stets bereit, sie anzuhören. Den Segen, den er ihnen spendete, wollte er auf alle Ordensmitglieder, wo immer in der Welt sie weilten, ausgedehnt wissen. Canisius zeichnete sofort nach der Rückkehr die Papstrede auf und schickte sie nach Deutschland, damit sie in den Kollegien die Runde mache. Es war die erste Generalkongregation des Ordens. Sie prüfte die von Ignatius verfaßten Satzungen und verlieh ihnen Gesetzeskraft. Daran reihten sich viele andere wichtige Beschlüsse.

Die Missionäre des Ordens pflegten über ihre Arbeiten in Ostindien, Japan, Brasilien, Kongo und andern überseeischen Gegenden Berichte nach Rom einzusenden. Canisius schickte von Rom aus einige derselben in Abschrift an Herzog Albrecht von Bayern. Hier sieht man, heißt es in seinem Begleitschreiben, „Gottes Gerichte. Das Wort Gottes ist nicht angebunden. Es zieht von den Juden zu den Griechen, von den Griechen zu den Deutschen. Auch an die Deutschen ist es nicht gekettet. Es wird von undankbaren und unwürdigen Menschen weggenommen und auf ein Geschlecht übertragen, von dem unsere Voreltern keine Ahnung hatten.“ Albrecht V. war bis ins Mark katholisch; dabei war er aber etwas schwerfällig und nicht leicht aus seiner Gemütsruhe zu bringen. Von dieser Besung jedoch wurde er mächtig ergriffen. Er habe sich, antwortete er, aufrichtig gefreut über die Bekehrung so vieler Ungläubigen in so fernen Landen und über den Feuereifer dieser neuen Christen. Er sei aber auch traurig und bange geworden beim Gedanken an die deutsche Heimat, wo er so viel Abfall wahrnehme und so eisige Kälte. Canisius, so fügte er bei, möge doch noch mehr solche Zeitungen schicken. Man mußte sofort den Bericht ins Deutsche übersetzen, denn auch die Herzogin wollte ihn lesen.

Canisius verließ die Ewige Stadt schon einen Monat vor Abschluß der Generalversammlung seines Ordens. Den Anlaß dazu bot die Ständeverammlung des Königreichs Polen, die im Herbst 1558 in Petrikau zusammentreten sollte. Viele Sekten machten sich im Lande breit, und es stand zu befürchten, daß zu Petrikau ihnen noch weiterer Spielraum eröffnet würde. Das zu verhindern, sandte Paul IV. den Bischof Camillo Mentuati von Satriano als Nuntius nach Polen. Er verlangte, daß zwei Jesuiten den Nuntius begleiteten. Der General Lagnez bestimmte Canisius und gesellte ihm Theodorich Mattheuß, einen jungen Priester aus Amsterdam, bei. Schon in Wien raffte der Tod diesen überaus tugendhaften und gebildeten Mann von unseres Seligen Seite weg. P. Dominikus Mengin trat an seine Stelle. In Wien wurde Canisius auch vom Kaiser empfangen. „Er hat mir“, heißt es in einem Canisius-Briefe, „sehr viele Geheimnisse seines Gewissens eröffnet.“ Die Weiterreise ging durch unwirtliche Gegenden. Oft fand man kaum ein Bett zur Nachtruhe, geschweige denn eine Stätte zur Feier des Messopfers.

Als sie sich Krakau näherten, kamen ihnen der Statthalter und viele Vornehme entgegengeritten. Der König war abwesend. Canisius fand die Stadt, wie er sich ausdrückt, „wahrhaft königlich“. Er erbaute sich auch an der Frömmigkeit des einfachen polnischen Volkes. Höchlich staunte er über den Schmuck der Gotteshäuser und über die Schätze, mit denen die Freigebigkeit der früheren Könige die Domkirche beschenkt hatte. „Wäre nur alles andere bei euch ebenso glänzend bestellt!“ So schrieb er nach Wien an den Krakauer Stiftsherrn Cromer. Er hatte Grund zu seufzen.

Die Priesterschaft war zwar zahlreich und begütert, zeigte aber wenig Bildung. Mehr als einmal wurden Canisius und sein Begleiter Mengin auf der Straße verhöhnt. Schlimmer war, daß trotz der Abmahnungen des eifrigen Krakauer Bischofs Andreas Zebrzydowski jeden Sonntag gegen zehntausend Menschen aus der Stadt auf ein Dorf hinausliefen, um einen neugläubigen Prediger zu hören. Als treu katholisch bewährten sich die Lehrer der Krakauer Hochschule. Canisius hielt ihnen und den Geistlichen der Stadt einen lateinischen Vortrag. Auch der Nuntius, der Bischof, der Statthalter waren zugegen. Die Rede gefiel, meldete Mengin, „den Gelehrten gar sehr, wie ich oft aus deren Mund hörte. Viele wünschten sie handschriftlich oder gedruckt vor Augen zu haben.“ In den Schulen wurde bereits der kleine Canisius-Katechismus gebraucht. Der Bischof beschloß nun, eine eigene Ausgabe für Polen zu veranstalten. Sie erschien in Krakau 1560 mit einer Vorrede, die der Rektor der Hochschule geschrieben hatte. Nach einmonatiger Rast besuchte die Gesandtschaft den Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen Nikolaus Dzierzgowski in seinem Schlosse zu Lowitsch, wo der dem Tode nahe Greis ihnen einen fürstlichen Empfang bereitete.

In der Reichstagsstadt Petrikau sahen sie endlich auch den König Sigismund August, einen unbedeutenden Mann, der an Körper und Geist kränkelte. Canisius hatte ihm ein Schreiben des Kaisers Ferdinand I. zu überreichen. Ferdinand bezeichnete darin den Schutz der katholischen Religion als heilige Fürstenpflicht und empfahl die Stiftung eines Jesuitenkollegs in Krakau. Die großen Hoffnungen, die der Papst an die Sendung der zwei Jesuiten geknüpft hatte,

gingen nicht vollkommen in Erfüllung. In Petrikau kam fast niemand zu ihnen, um sich über den Glauben belehren zu lassen oder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. „Wir tun hier beinahe nichts anderes“, schrieb Canisius am 30. Dezember 1558 an Laynez, „als zu Hause studieren und den guten alten Nuntius trösten.“ „Der Nuntius“, fügte Mengin ergänzend bei, „hat uns einen bösen Buben zu Unterricht und Erziehung übergeben. Jetzt betet und studiert der Junge schon fleißig. Der Pater Provinzial bereitet mit großer Sorgfalt eine im Buchhandel vergriffene Schrift des Bischofs Hosius für den Neudruck vor.“ Dabei mußten die päpstlichen Boten zusehen, wie die Adeligen den Bischöfen und dem König zum Trotz in ihren Herbergen neugläubigen Gottesdienst halten ließen. Einer der bittersten Katholikenfeinde des Reiches, der Fürst Nikolaus von Radziwill, Großkanzler von Litauen, rückte mit tausend Pferden heran. Viele Große, sogar einige Bischöfe, zogen ihm entgegen, und vom König wurde er geehrt wie kein zweiter. Die Gegner der Kirche forderten, daß man die Glaubensfrage auf einem Nationalkonzil entscheide, und daß die Bischöfe von der nächsten Königswahl ausgeschlossen würden. Doch so hart sie auch dem König zusetzten, Sigismund ließ sich auf keine Änderung in Kirchensachen ein. Schließlich wurde darum die Religionsverhandlung auf die nächste Tagung verschoben. Canisius aber erhielt von Laynez Befehl, nach Augsburg zum deutschen Reichstag zu gehen, bei dem der Kaiser sich seiner bedienen wollte. Nuntius Mentuati drückte dem Ordensgeneral seine Zufriedenheit mit Canisius aus; der Pater, schrieb Mentuati, habe sich als einen „treuen Diener unseres Herrn Jesu Christi und einen ganz und gar geistlichen Mann“ bewährt.

Hatte auch der Selige den unmittelbaren Zweck seiner Sendung nur sehr unvollständig erreicht, so war es ihm doch gelungen, das Verständnis und die Hochschätzung für seinen Orden in Polen zu verbreiten. Wenn in der Folgezeit polnische Eltern ihre Söhne mit Vorliebe in die Jesuitenschulen von Dillingen und Wien schickten, und wenn allmählich auch im Lande selbst nicht wenige Jesuitenkollegien entstanden, deren jedes ein Mittelpunkt kirchlicher Erneuerung wurde, so waren das Früchte, für die Canisius den Samen gestreut hatte. Seine Briefe aus Polen, die sich kaum von eigentlichen Nuntiaturreportagen unterscheiden, blieben in Rom nicht ohne Eindruck. Der Heilige Stuhl fühlte sich mächtig angespornt, der polnischen Kirche Hilfe zu bringen. Er lernte das Heilmittel kennen, dessen sie vor allem bedurfte. Es war die Reform der Geistlichkeit, der hohen und der niedern. In Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ wurde die Behauptung aufgestellt, Canisius habe verlangt, daß der Protestantismus in Polen „blutig und schnell“ ausgerottet werde. Das ist eine Fabel.

8. In Augsburg. 1559—1562.

Es war Anfang März 1559, als Canisius in Augsburg eintraf. Der Reichstag war im Gange. Des Seligen Hauptaufgabe war, den Bischöfen als Ratgeber zu dienen. Es fehlte den Oberhirten an Männern, die in der Glaubenslehre und im Kirchenrechte bewandert waren. Manche ihrer Räte waren gar nicht katholisch. Ein heiliger Mann wie Canisius konnte mit seinen Worten voll Salbung, Weisheit und Kraft die Zweifelnden aufklären, die Schläfrigen aufrütteln, die Nieder gebeugten aufrichten. Die Bischöfe versicherten denn auch dem Kaiser, sie seien entschlossen, Synoden zu halten, Schulen zu gründen und an die tief eingewurzelten Mißbräuche die Axt anzulegen. Der Würzburger Bischof Friedrich von Wirzburg erklärte

sich sogar bereit, in seiner Bischofsstadt ein Jesuitenkollegium zu stiften.

Wie eine Gewitterwolke lag eben damals über der Kirche Deutschlands der Zwist zwischen Kaiser und Papst. Karl V. hatte die römische Kaiserkrone niedergelegt, und Ferdinand I. hatte sie angenommen, ohne daß der römische Papst gefragt worden war. Dazu hatten Fürsten an der Handlung teilgenommen, die in offener Auflehnung gegen die Kirche standen. Paul IV. aber hielt den mittelalterlichen Begriff der römischen Kaiserwürde in seinem vollen Umfange fest; deshalb weigerte er sich, Ferdinand als Kaiser anzuerkennen. Blinder Eifer schürte das Feuer. Ferdinand wurde in Rom als halber Ketzer verdächtigt; und doch war er, wie Canisius nach Rom schrieb, „eben jetzt wie nie zuvor besorgt, vor Gott und allen Guten mit reinem Gewissen dazustehen“. Der Forderung, den geistlichen Vorbehalt abzuschaffen, setzte Ferdinand ein „Nie — um keinen Preis!“ entgegen. Ferner erklärte er, er sei nicht befugt, der Kirchenversammlung von Trient das vorzuschreiben, was die Gegner der Kirche begehrt. Der Jesuitenprovinzial ließ für ihn durch seine Ordensgenossen viele Messopfer, Gebete, Bußübungen Gott darbringen. Oft beriet er sich mit Kardinal Truchseß über Mittel und Wege, Frieden zu stiften. Auch an seine römischen Mitbrüder wandte er sich. Der General Baynez antwortete: „Wir geben uns hier Mühe, Papst und Kaiser zu versöhnen.“ Da griff Gott selbst ein. Er rief Paul IV. aus diesem Leben und setzte an dessen Stelle den kaiserfreundlichen Pius IV.

Hatte unser Seliger dem Kaiser geistliche Hilfe gebracht, so erwies er sich als Helfer in geistlichen und leiblichen Nöten zugleich an den armen Studenten der Domschule. Sie wohnten, ungefähr zweihundert an der Zahl, da und dort in der Stadt umher, mitten unter tausend Zerstreuungen und schlechten Beispielen. Der Jugendfreund ging zu den Bischöfen und sammelte Almosen, um ihnen ein Haus kaufen und eine feste Tagesordnung geben zu können. Auch das Deutsche Kollegium zu Rom erfuhr seine Liebe. Dem Erzbischof von Salzburg schienen einige lateinische Schriften

des Bischofs Stanislaus Hosius überaus zeitgemäß zu sein. Er wünschte sie in deutscher Übersetzung zu haben. Canisius lieferte sie. Als ihm der Erzbischof zum Dank 100 Goldgulden geben wollte, erwiderte er: Wenn der hohe Herr ein Almosen geben wolle, so möge er dem Deutschen Kollegium die Spende zukommen lassen. Ein anderer Kirchenfürst, der Erzbischof von Mainz, versprach ihm, er wolle einige junge Männer auf seine Kosten im Kollegium unterhalten.

Um diese Zeit erging an Canisius ein Ruf, der für die nächsten sieben Jahre seines Lebens von entscheidender Bedeutung war. Im Jahre 1558 war der hochverdiente Prediger des Augsburger Doms, der Dominikaner Johannes Fabri, aus dem Leben geschieden. Ein Nachfolger war nicht zu finden. Man nahm Zuflucht zu Canisius. Zunächst sollte es nur eine vorübergehende Aushilfe sein; hatte er ja auch schon bei dem Reichstag des Jahres 1555 zweimal in Augsburg auf der Kanzel gestanden. Jetzt hielt er während der Karwoche vier Predigten über das Leiden des Heilandes. Sie ernteten allgemeinen Beifall. Bischof, Domkapitel, Adel und Volk vereinigten sich in dem Verlangen, diesen Mann zum Domprediger zu haben. Am 29. Mai 1559 schrieb der Domdekan Christoph von Frenberg im Namen des ganzen Kapitels an den Ordensgeneral Vaynez: Wir haben den Doktor Canisius inständig gebeten, das Amt des Dompredigers zu übernehmen. Er ist bereit, wofern nur sein General ihm zustimmt. „Ihr könnt kaum etwas Frömmeres, Gott Wohlgefälligeres, der Kirche Nützlicheres tun, als daß Ihr diesen Euren erlauchten Mitbruder, dessen Gelehrsamkeit und Heiligkeit in ganz Deutschland wohlbekannt ist, bei uns bleiben und das Predigtamt übernehmen lasset.“ Der General war einverstanden. Am 24. Juni 1559 führte

sich der neue Prediger bei seinen Zuhörern ein. Ich nehme mir nicht heraus, sagte er, etwas Besseres leisten zu wollen als „der vorige hochwürdige, sehr gelehrte und wohlberedte Domprediger. Ja ich bekenne öffentlich, es sei solche Geschicklichkeit, Übung und Erfahrung in mir nicht zu finden“. Er bat auch alle, sie möchten „um Gottes willen frei zu ihm kommen und Rede und Antwort fordern“, falls sie etwa durch eines seiner Worte sich gestoßen fühlten. Die Augsburger Dompredigerstelle war kein Ruheposten. Zu den Predigten der Sonntage und der vielen Feste kamen drei Werktagspredigten in jeder Adventswoche und ebensoviele in jeder Fastenwoche. Die Fronleichnamsoktav verlangte für jeden Tag eine Predigt. In den Fastenzeiten der Jahre 1561 und 1562 fügte der Mann Gottes freiwillig jede Woche zwei Katechismuspredigten hinzu, so daß ihm nur noch der Samstag frei blieb. Eine große Zuhörerschaft konnte sich der neue Prediger nicht versprechen. Von den beiläufig 80 000 Bewohnern der Stadt waren nur noch ungefähr 7000 katholisch. Dazu kamen nach Schätzung des Kardinals Truchseß über tausend Personen, die im katholischen Glauben nicht standhaft geblieben waren, jedoch gute Hoffnung auf Rückkehr zur Kirche boten. Aber auch die erklärten Katholiken zeigten wenig Eifer. An einem Karfreitag der nächstvorhergehenden Jahre zählte man, so wird berichtet, bei der Predigt nicht mehr als fünfzig Zuhörer. Doch einen Apostel konnte das nicht schrecken. Es mehrte seinen Durst nach dem Heile der Seelen und machte sein Herz überquellen von Gottvertrauen und Tatenlust.

Noch sind sehr viele Augsburger Predigten des Seligen im handschriftlichen Entwurfe vorhanden. Er hat sie zumeist diktiert, und zwar viel häufiger lateinisch als deutsch. Gehalten wurden sie aber

alle in deutscher Sprache. Alles hat er selbst durchgesehen und verbessert. Viele Seiten sind ganz von seiner Hand geschrieben. Die Aufstellung des Hauptsatzes, die Einteilung, die Beweisführung, die Widerlegungen und Nutzenwendungen, alles trägt das Siegel der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Ein Ordensgenosse bekundet, Canisius habe die Nächte vor den Predigten zum großen Teile schlaflos verbracht.

bleiben wir vorerst stehen bei den Predigten der ersten vier Jahre. Wir sehen, der Redner hat es sich zum Gesetz gemacht, stets das Evangelium des Tages zu erläutern. Auch die Bedeutung des Festes oder der heiligen Zeit legt er wenigstens mit kurzen Worten dar. Im Anschluß daran werden bestimmte Gruppen von Wahrheiten in stetiger Aufeinanderfolge beleuchtet. Den Anfang machen die ersten fünf Gebote Gottes; danach und daneben werden die letzten Dinge des Menschen behandelt. Die Irrtümer und Laster der Zeit stehen im Vordergrund der Betrachtung. Wo der Augenblick es heischt, werden die Zusammenhänge unterbrochen. So an den Festen der Gottesmutter und beim Jubiläumsablaß. Der pfalzneuburgische Hofprediger Hieronymus Rauscher hatte 1562 ein Buch herausgegeben, das schon durch seinen Titel die Neugierde der urteilslosen Menge reizen mußte: „Hundert auserwählte, große, unerschämte, feiste, wohlgemästete, erstunkene papistische Lügen, womit die Papisten die fürnehmsten Artikel ihrer Lehre verteidigen“. Die Schandschrift war bald zu Augsburg in aller Händen; sie wurde gierig verschlungen. Canisius verwandte eine eigene Predigt dazu, die unsägliche Roheit und Verleumdungssucht des Schreivers an den Pranger zu stellen. Er selbst sprach sehr gemäßigt. Offen gestand er, mit den Ablässen hätten manche Diener der Kirche, selbst solche von höherem Rang, ein ähnliches Spiel getrieben wie der Verräter Judas mit seinem göttlichen Meister. Dabei eiferte er aber gegen die, welche von der Geistlichkeit übel zu reden und die Anordnungen der kirchlichen Obern zu behindern pflegten. „Heißt das nicht die Ordnung stören, wenn die Schafe über die Hirten urteilen? Ist's nicht unrecht, wenn wir Freude daran haben, Schlimmes von ihnen zu hören und zu sehen? So hat ehemals Cham an der Blöße seines Vaters sich ergötzt. Das, sagst du, tut der Papst. So machen es die Kardinäle, die Bischöfe, die Prälaten, die Mönche. Woher weißt du das? Man hat es, entgegnet einer, von Rom geschrieben; man hat es auf dem Markt

gesagt, beim Essen gehört. Also ist es wahr, ist es ein Evangelium! Ist es nicht ein unevangelischer Frevel und eine unchristliche Unfönnigkeit, daß die Neue Welt, ja ein schwarzer Schmied, ein grober Maurer, ein Tagelöhner, Bauer, Stallbub sich untersteht, über heilige Dinge zu urtheilen? Sie verdammen, verlachen, verlästern das, was sie nicht verstehen. Sind es ja Leute, die kaum lesen können, die nicht einmal das Vaterunser und die zehn Gebote wissen." Doch nicht bloß zu tadeln verstand der Domprediger; er verstand auch zu bitten, besonders dann, wenn seine Lieblinge, die armen Studenten, der Hilfe bedurften. „Sie haben jetzt“, sagte er auf der Kanzel am 23. November 1561, „eine kalte und strenge Zeit. Gebt doch einen Beitrag für ihre Bekleidung, wie ihr es im verflossenen Jahre getan habt! Sie beten und singen ja auch alle Tage für uns, und das Betteln ist ihnen verboten.“ Drei Wochen später ließ er sich wieder vernehmen: „Ich hoffe, ihr vergeßt nicht auf die armen Studenten.“ Gerade ihr Singen mag sie ihm besonders teuer gemacht haben; denn in seinen Predigten offenbart er sich als warmer Freund des deutschen Kirchenliedes. Dafür nur ein Beispiel. Am 1. Januar 1561 stand er auf der Kanzel. Die Neujahrspredigt sollte beginnen. Da ruft er: „Zuerst ein Lied dem neugebornen Christkind zu Ehren! Singet das Lied: ‚Der Tag, der ist so freudenreich!‘“ Vor der Predigt pflegte er von der Kanzel herab jenes Gebet den Gläubigen vorzusprechen, das unter dem Namen „Gebet für die allgemeinen Anliegen der Christenheit“ oder „Allgemeines Gebet“ bekannt ist. Den leitenden Gedanken hat schon der Apostel Paulus gegeben; die jetzige Gestalt aber hat es allem Anschein nach von Canisius erhalten. Der Selige hat damit so recht dem gläubigen Christenvolk aus der Seele gesprochen. Seine Worte senkten sich mit süßem Wohlkaut in dessen Ohr ein und vererbten sich von den Vätern auf die Kinder und Kindesinder durch den Wechsel der Zeiten hindurch. In wenig geänderter Form klingt das „Allgemeine Gebet“ heute noch Sonntag für Sonntag durch die Hallen unzähliger Gotteshäuser Deutschlands und Österreichs.

Es war wirklich eine Sonne aufgegangen im Augsburger Dome. Ein neuer Frühling erwachte. Giacomo Soranzo, der venezianische Gesandte am Kaiserhof, schrieb am 13. No-
102

vember 1559 aus Wien an seinen Dogen: „Aus Augsburg vernimmt man, daß seit langer Zeit zur katholischen Predigt kein solcher Zulauf war wie jetzt.“ Ein Schreiben des Domdekans an den Mainzer Kurfürsten vom 3. Februar 1560 besagt wörtlich: „Wir haben bis anher erfahren, erfahren es auch noch täglich, daß Doktor Canisius, unser Domprediger, bei beiden, dem Magistrat und dem Volk der Stadt, bisher und in so kurzer Zeit eine treffliche und unverhoffte Frucht gebracht hat.“ Einige Monate später berichtete das Domkapitel nach Rom: Durch des Paters Predigten seien 900 Personen zur Kirche zurückgeführt worden; denn um so viele sei die Zahl der österlichen Kommunionen dieses Jahr gestiegen. Im folgenden Jahre gewährte Pius IV. einen Jubiläumsablaß. Über die Tage, welche Augsburg der Gewinnung des Ablasses gewidmet hatte, meldete man dem Kardinal Truchseß: „In hundert Jahren hat die Stadt keine solche Andacht gesehen wie in dieser Zeit. Der Zubrang zu den Sakramenten und die Teilnahme an den Bittgängen war wunderbar groß. Die Katholiken mehren sich hier Tag für Tag.“ Canisius selbst äußerte sich in einem Schreiben an Kardinal Hosius: „Große Freude bereitet es mir, daß jetzt sehr viele öfter beichten und kommunizieren als früher. Da werden sie, denke ich, fortan fester im Glauben stehen und unbescholtener leben als zuvor.“ Zuweilen mußten er und sein Gefährte ganze Tage bis tief in die Nacht hinein im Beichtstuhl ausharren. Beträchtlich war die Zahl derer, die jede Woche zum Tische des Herrn gingen. Ein niederländischer Ordensmann, der auf einer Romreise durch Augsburg kam, schrieb an seine Freunde: „In Augsburg sah ich eine Frömmigkeit, wie ich sie in Köln nicht getroffen habe. Viele Gläubige, und unter

ihnen vornehme Leute, knieten während der ganzen Messe auf dem bloßen Boden."

Eine weitere Frucht dieser Predigten bestand darin, daß manche Zuhörer sich angetrieben fühlten, durch die Geistesübungen des hl. Ignatius ein noch tieferes Verständniß des Heilandes zu gewinnen. Zu ihnen gehörten Graf Jakob von Montfort und seine Ehefrau Katharina aus dem Hause der Fugger, ferner Elisabeth von Weißenstein, die Gattin des feinreichen Hans Fugger. Großes Aufsehen erregte die Sinnesänderung von zwei andern Frauen der fuggerischen Familie. Sibylla, aus dem gräflichen Hause Eberstein, hatte von Kindheit auf im lutherischen Bekenntnisse gelebt. Sie hielt daran unerschütterlich fest, auch nachdem sie dem Freiherrn Markus von Fugger-Kirchberg war angetraut worden. Jetzt entschloß sie sich gleich vielen Glaubensgenossen, einige Predigten des Jesuiten anzuhören. Es kam zu Besprechungen unter vier Augen. Die Gräfin ließ sich von Canisius die geistlichen Übungen erteilen. Die Folge war, daß sie ihm eine Lebensbeichte ablegte und in die katholische Kirche aufgenommen wurde. Schon die ersten Lebensbeschreiber unseres Seligen haben diese Bekehrung mit einem wunderbaren Traumgesicht in Verbindung gebracht, in dem Sibylla den ihr bis dahin unbekannten Mann geschaut haben sollte. Wie dem auch sei, Sibylla zeigte sich von jetzt an als überzeugte und glaubensfreudige Tochter der Kirche. Zur Dankagung ließ sie im Fuggerhaus eine Kapelle erbauen. Ihres inneren Glückes suchte sie auch andere Augsburger Frauen theilhaftig zu machen. Sie zerschnitt ihre Prachtkleider, um gottesdienstliche Gewänder daraus zu fertigen, und unterstützte die armen Katholiken der Stadt mit reichlichen Almosen. In ihre Fußstapfen trat Ursula aus dem tirolischen

Geschlecht der Ritter von Diechtenstein, die Gemahlin des Freiherrn Georg von Fugger-Weißhorn. Als Canisius in Augsburg sich niederließ, war sie fast nur mehr dem Namen nach katholisch. Monate konnten vergehen, bis sie wieder einmal über die Schwelle eines Gotteshauses trat. Durch die Predigten unseres Seligen aber und durch seine Unterredungen mit ihr wurde sie wie neugeboren. Von da an konnte man sie selbst an Wochentagen stundenlang vor den Altären knien sehen. Ihr Haus, sagt ein gleichzeitiger Bericht, könnte man beinahe ein Kloster nennen, so oft ruft sie Kinder und Gesinde zum Gebete zusammen. Von ihrem Manne erlangte sie vorerst wenigstens, daß er wieder anfing, in die Messe zu gehen. Dabei war sie eifrig bedacht, den Schmuck der Kirchen zu mehren und Almosen für die Armen zu sammeln; ja sie nähte mit eigener Hand für die Armen Hemden und anderes Linnenzeug.

Dank der Predigtthätigkeit des Seligen kam auch der jungfräuliche Stand wiederum zu höheren Ehren. „Die Eltern sündigen“, so mahnte er von der Domkanzel aus, „wenn sie ihre Kinder zum Heiraten zwingen.“ Wohlweislich fügte er bei: „Sie sündigen aber auch, wenn sie die Kinder nötigen, ledig zu bleiben oder in einen Orden zu treten.“ Aus freiem Antrieb entschlossen sich manche Augsburger Jungfrauen, im Schoß ihrer Familie ein der Welt abgestorbenes Leben zu führen. Andere wählten den Klosterberuf. Auch Töchter reicher und vornehmer Eltern nahmen den Schleier.

Unter ihnen war Anna Jakobäa, eine Tochter der Ursula Fugger. Bei ihr folgte dem schönen Anfang ein unschönes Ende. Mehr als zwanzig Jahre hatte sie das Ordenskleid getragen und schon seit längerer Zeit verwaltete sie das Amt der Subpriorin in ihrem Kloster,

das ganz nahe am Fuggerhause lag. Da ließ sie sich von Heiratsgelisten übermannen. Sie stieg über die Klostermauer und floh nach dem protestantischen Heidelberg. Daran schloß sich ihr Abfall vom katholischen Glauben und ihre Heirat. Um ihren Schritt zu entschuldigen, gab sie vor, im Bunde mit ihrer Mutter habe der Jesuit Canisius sie durch Vorspiegelungen und Drohungen in die Rutte hineingezwängt. Canisius ist zu seinen Lebzeiten viel geschmäht worden. Er hat auch in den folgenden drei Jahrhunderten einzelne Tabler gefunden. Aber die Worte jener bedauernswerten Frau ernst zu nehmen, das ist unseres Wissens keinem in den Sinn gekommen. Erst in neuester Zeit hat die Fabel einigen Glauben gefunden.

In jenen Jahren begannen die Wiedertäufer sich wieder in Augsburg zu regen. Der Schneider Johann Jakob war sozusagen ihr Bischof. In seinem Hause kamen sie zusammen. Der Stadtrat ließ ihn ergreifen und in Ketten legen. Canisius aber nahm sich seiner an. Der Mann schwor feierlich seine Irrtümer ab, wurde katholisch und gewann seine Freiheit wieder.

Überall, wo in Augsburg Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen waren, fand der Domprediger sich ein. Im Dominikanerinnenkloster zur hl. Katharina wollte die Priorin Susanna Ehinger eine bessere Klosterzucht einführen. Canisius war dabei ihr Berater und ihre Stütze. Übel stand es mit dem Augsburger Brevier. Das Bistum besaß von alters her seine eigenen, von der römischen Gottesdienstordnung verschiedenen Bräuche. Schon längere Zeit war das Brevier nicht mehr gedruckt worden, und auch die, welche das Buch in Händen hatten, beteten ihren Anteil nicht zu Ende, weil das Offizium über die Maßen lang war. Canisius schrieb am 21. Oktober 1559 nach Rom: Auf Wunsch der Domherren „verwende ich täglich ungefähr zwei Stunden auf Verbesserung des Breviers“. Eine verbesserte Ausgabe

erschien im Jahre 1570. Wieweit der Selige daran beteiligt war, bleibt noch festzustellen. Einen weiteren Mißstand bildete der Mangel eines genügenden religiösen Unterrichtes für die Kinder der höheren Stände. Canisius und sein Gefährte Wilhelm Elberer begannen darum ihnen in der Dompredigerwohnung Christenlehre zu halten. Bald wurde die Behausung zu enge. Im Protokoll des Augsburger Domkapitels ist wörtlich zu lesen: „1560 den 16. Septembris hat Herr Canisius gebeten, ihm in seinen Hof noch ein Stüblein für die Knaben zu bauen, und ist ihm bewilligt.“ Auch arme Leute, meldet P. Elberer, sprechen oftmals bei uns vor. Wir empfehlen sie dann den reichen Katholiken der Stadt. Die Genügsamkeit suchten die zwei Ordensmänner durch ihr eigenes Beispiel zu predigen. Die Einfachheit ihres Haushaltes ging fast ins Übermaß. Die ganze Dienerschaft bestand in einem Studenten, der zugleich Koch und Schreiber war. Als der Ordensvisitator Rabal dies gewahrte, ließ er sogleich zwei jüngere Ordensgenossen nach Augsburg kommen.

Durch Kardinal Truchseß hörte Papst Pius IV. vom Wirken des Augsburger Dompredigers. Er fühlte sich gedrängt, ihm ein Zeichen seiner Anerkennung zu geben. Noch verwahrt das Münchener Reichsarchiv das Breve, das Pius am 8. März 1561 an Canisius gerichtet hat. Der Papst freut sich über den reichen Erntesegen. Canisius, sagt er, möge fortfahren, recht viele Seelen zu gewinnen. Gott werde ihm den Lohn geben, den er dem guten und getreuen Knechte verheißen habe. Wenn Canisius etwas wünsche, was zum Gedeihen seines Werkes beitragen könne, werde der Papst es gerne gewähren. Die Gnaden, die der Diener Gottes wünschte und erhielt, kennzeichnen ihn so

ganz als den Jünger dessen, der das geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen wollte. Es wurden ihm besondere Vollmachten erteilt, die den Irrgläubigen die Rückkehr zur Kirche erleichterten. Ferner konnte er auf gute Gründe hin die Pflicht des Fastens erlassen und die Lesung gewisser verbotener Bücher erlauben. Endlich durfte er den Priestern den Gebrauch des kurzen „Kreuzbreviers“ gestatten.

Mit der seelsorglichen Arbeit verband der Unermüdlliche die schriftstellerische Tätigkeit. Er stand, solange er in Deutschland weilte, fortwährend auf hoher Warte, und sobald er wahrnahm, daß es den Gläubigen an einem zeitgemäßen Buche gebrach oder daß die Kirche von einem Gegner angegriffen wurde, suchte er Abhilfe zu schaffen.

Im Jahre 1560 erschien zu Dillingen das Andachtsbuch, das man unter dem Namen des deutschen „Betbuches“ von Canisius kennt. Seinen ersten Teil bildet der Katechismus; der zweite Teil enthält die Gebete. Sie sind kindlich, innig und zart. Viele tragen den Namen von Heiligen. Sind es auch nicht immer deren Worte, so weht doch stets deren Geist darin. Der Druck ist rot und schwarz. Jede Seite ist reich, fast üppig mit Blumen, Früchten, Vögeln und Engelsköpfen umrahmt. Ungefähr hundert Holzschnitte zieren das Werk. Canisius sandte zwölf von diesen Büchern an die Kaisertöchter, die zu Innsbruck Hof hielten. Kaiser Ferdinand selbst hatte so großes Gefallen an dem Werk, daß er es ins Latein übersetzt zu sehen wünschte. Der rasch vergriffenen Auflage folgten mit verändertem Titel wenigstens sechs Neudrucke.

Im gleichen Jahre 1560 kam zu Köln die Verteidigungsschrift „Für die Gesellschaft Jesu“ heraus, die der Augsburger Konvertit

Stephan Agricola verfaßt hatte. Canisius sorgte dafür, daß der Erzbischof Johann Gebhard von Mansfeld die Druckkosten übernahm. Als im folgenden Jahre zu Nürnberg die deutsche Übersetzung einer hugenottischen Fehrschrift ans Licht trat, brachte es Canisius durch seine Bemühungen dahin, daß noch im gleichen Jahre von Dillingen aus eine Gegenerklärung des französischen Abels ihren Weg durch die deutschen Lande nahm. Das Jahr 1561 brachte auch ein Buch für den Schulgebrauch. Es waren die Briefe des hl. Hieronymus, dieses christliche Seitenstück zu Ciceros Briefen. Schon lange zuvor hatte Erasmus von Rotterdam die Schriften jenes Kirchenvaters herausgegeben. Aber er hatte seine Arbeiten durch bissige und ans Schlüpfrige streifende Anmerkungen und Zusätze entstellt. Jetzt lieferte Canisius eine geläuterte Ausgabe, handlich und billig. Die Vorrede benutzte er zur Verherrlichung des gerade damals viel gelästerten heiligen Lehrers, des Schutzherrn der Dillinger Hochschule. Zum Lobe des Buches genügt es, zu sagen, daß die Dillinger Ausgabe ungefähr vierzigmal neu aufgelegt worden ist. Von anderer Art war eine Veröffentlichung des Jahres 1562. Der größte Heiligenkalender der Kirche ist das Martyrologium. Bekanntlich hat aber erst Papst Gregor XIII. um 1582 die Kirche mit einer amtlichen Ausgabe des römischen Martyrologiums versehen. Die früheren Martyrologien verdankten dem Fleiß einzelner Gelehrten ihr Dasein. Ein deutsches Martyrologium gab es vor 1562 überhaupt nicht. Ein solches zu schaffen unternahm Adam Walasser, ein wackerer Saie aus Ulm, der dreißig Jahre zu Dillingen die Feder geführt und mehr als dreißig fromme Bücher dem katholischen Deutschland geschenkt hat. Canisius über sah, verbesserte und vermehrte Walassers Arbeit. Das Titelblatt zeigt den Namen des „Doktor Petrus Canisius“. Die lange Einleitung über die Verehrung der Heiligen und ihre Reliquien ist von ihm verfaßt. Man findet in dem Buche auch die Namen von Männern und Frauen, die nicht auf die Altäre erhoben waren, aber doch im Rufe der Heiligkeit und der Wundermacht standen. So geschieht des Kanzlers Gerson von Paris eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Am 28. Januar heißt es: „Item zu Aachen (selige Gedächtnis) des heiligen großen Carolus, Königs in Frankreich und römischen Kaisers, welcher von wegen seiner großen Taten Carolus Magnus genannt wird.“ Nun folgt das Lob dieser Taten. Es klingt

aus in die Worte: „Dessen alle Teutschen sich billig in Gott berühen sollen, daß sie haben diesen Carolum Magnum, ein auserwähltes Werkzeug zur Pflanzung und Mehrung der christlichen Religion im teutschen Land.“ Am Anfang des gleichen Jahres 1562 sandte Canisius nach Trient eine von ihm besorgte Ausgabe „Auserlesener Gebete“. Das Buch gefiel den Vorstehenden der Kirchenversammlung so gut, daß sie bestimmten, einige dieser Gebete sollten bei den Andachten verwendet werden, welche die Väter während der nahen Fastenzeit abhalten wollten.

Ein Mann von so viel Eifer und Tatkraft war ein seltener Schatz. Kein Wunder, daß das Augsburger Kapitel ihn sorgfältig hütete. Vergebens bat der Kurfürst von Mainz, man möchte ihm den Pater für kurze Zeit überlassen. Umsonst beantragte die bayrische Regierung, man möchte Canisius erlauben, zu Landsberg einige Bußpredigten zu halten. Als er im Mai 1560 nach Wien reisen sollte, schrieben die Domherren an Kardinal Truchseß: „Wir haben niemand, der das hungrige Völklein mittlerweile mit solchen süßen und angenehmen Worten und Lehren speisen und beieinander halten könnte, wie es der Doktor Canisius tut durch seinen gutherzigen getreuen Fleiß.“

Aber daß der Provinzial seine Kollegien visitierte und die Gründung neuer Ordenshäuser einleitete, das konnte nun einmal nicht verhindert werden. Es ist nicht möglich, ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten. In den vier Jahren, die uns jetzt beschäftigen, besuchte er zweimal Wien und Prag; er kam einmal nach Landsberg, viermal nach München und nach Innsbruck, achtmal nach Ingolstadt. Auf Wunsch des Kardinals Truchseß hielt er einige Predigten in Ellwangen, ohne jedoch einen greifbaren Erfolg zu erzielen.

Die Gründung des Münchener Kollegs war seit dem Reichstage des Jahres 1559 eine ausgemachte Sache. Lange hatte der Provinzial gezögert. Er hatte die Kolleggründungen von Landshut und Straubing auf spätere Zeiten verschoben,

weil es not tue, zuerst die schon bestehenden Kollegien zu festigen. Die Annahme von München hatte er endlich dem Herzog zugesagt. Dort flöbe, schrieb er dem Ordensgeneral, der angesehenste unter den Lateinlehrern geflissentlich der Jugend das Gift falscher Grundsätze ein. Ein Prediger liebäugle mit den Lutheranern, und irrige Lehren seien in der Stadt gang und gäbe. Dabei gelte München als „die schönste Stadt in ganz Deutschland“. Zu dieser Erwägung kam noch, wie Canisius später verriet, eine außerordentliche Erleuchtung während des Gebets, in der ihm Gott für die neue Gründung Glück und Segen verhieß. Die ersten sieben Genossen langten am 20. November 1559 in München an. Am folgenden Tag, dem Fest der Opferung Mariens, versammelte sie der Provinzial um sich und munterte er sie auf, sich ganz für die Hauptstadt Bayerns zu opfern. Bis zur Errichtung eines Neubaus waren sie im Augustinerkloster untergebracht, wo nur mehr zwei oder drei alte Mönche lebten. Sie übernahmen sofort die Predigten in der Klosterkirche. Bei einem seiner folgenden Münchener Besuche erwirkte ihnen Canisius den Zutritt zu den Gefängnissen und den Armenhäusern der Stadt. Auch wurde die Errichtung eines Konvikts für arme Studenten beschlossen.

Ende Juni 1562 wurde in Innsbruck, der Lieblingsstadt des Kaisers Ferdinand I., das Kollegium der Gesellschaft Jesu eröffnet. Der Provinzial brachte in der noch nicht ganz vollendeten Heiligkreuzkirche das Messopfer dar. Es war die erste Messe in diesem herrlichen Bau, der bald darauf dem Franziskanerorden übergeben wurde und noch jetzt in dessen Händen ist. Darauf fand drei Tage nacheinander feierlicher Gottesdienst statt. Drei Lehrer der neuen Anstalt hielten lateinische Reden. Die Mitglieder des Kaiser-

hauses und die Vertreter des Staates bekundeten die regste Teilnahme. Ein kaiserlicher Erlaß besagte: In die neue Schule würden alle Kinder aufgenommen, wenn sie nur lesen könnten, und der Unterricht sei unentgeltlich. In der Regierung und in der Rechnungskammer saßen viele Räte, die sich durch Gelehrsamkeit, Klugheit und Frömmigkeit hervortaten. Sie freuten sich darauf, im neuen Kollegium Aufklärung über umstrittene Glaubenspunkte und Lösung schwieriger Fälle auf dem Gebiete der Sittenlehre und des Kirchenrechtes zu finden. Canisius drang deshalb mit besonderem Nachdruck bei den Obern in Rom darauf, daß sie das Innsbrucker Haus mit tüchtigen Kräften besetzten. Er gab sich auch viele Mühe, dem neuen Kollegium eine reiche Bücherei zu verschaffen.

9. Zu Trient und Innsbruck. 1562—1565.

Am 26. Februar 1562 hat die wiedereröffnete Trienter Kirchenversammlung alle getrennten Glaubensbrüder bei der Liebe Jesu Christi, sie möchten nach Trient kommen und an dem Werke der Wiedervereinigung mitarbeiten; man werde sie mit offenen Armen aufnehmen. Für die Reise wurde ihnen freies Geleite verbürgt. Canisius schrieb aus Augsburg an den Kardinal Hosius, einen der Vorsitzenden des Konzils: Das seien herrliche Worte; das sei so recht der „Geist der apostolischen Milde“. Das Konzil schwebte ihm Tag und Nacht vor der Seele. Seine Briefe aus dieser Zeit sind voll von Nachrichten und Herzensergüssen darüber. Er predigte auch über das Konzil. Aus Wien liegt die Nachricht vor, daß er bei einem Besuche des Kollegs verordnete, jeden Montag müßten

die Studenten eine eigene Andacht halten für das Gedeihen des Konzils. Wenn auf gegnerischer Seite neue Schriften über kirchliche Fragen erschienen, ließ Canisius sie sofort durch den Augsburger Buchhändler Georg Willer, einen fleißigen Besucher des Frankfurter Büchermarktes, nach Augsburg bringen. Von da wurden sie nach Trient an Kardinal Hosius geschickt. Der Kirchenrat, so mahnte er den Kardinal, sollte auch seinerseits der Öffentlichkeit Zeichen seines Daseins geben, ein Wink, dem wohl so manche bald darauf gedruckte Verzeichnisse der Väter, Konzilsreden und ähnliche Stücke, zum Teile wenigstens, ihr Dasein verdanken. Der Gottesmann versäumte auch nicht, die deutschen Bischöfe, die er kannte, zu bitten und zu beschwören, sie möchten an der Kirchenversammlung teilnehmen. Daß er vielfach taube Ohren fand, das tat ihm bitter weh. „Wir fürchten alles mehr als Gott“, klagte er in einem Briefe an Hosius.

Bald verlautete, Canisius werde selbst nach Trient berufen werden. Er fand das sehr verwunderlich. „Im Kreise dieser Männer“, schrieb er an seinen Rhynweger Verwandten Thomas Buhs, „werde ich mich ausnehmen wie eine Gans unter den Schwänen.“ Doch sogleich fügte er bei: „Ich will mich ganz der göttlichen Güte und dem heiligen Gehorsam überlassen. Der Kirche will ich dienen, wo immer ich lebe.“ Gott gab ihm seinen Willen deutlich zu erkennen. Kardinal Hosius ließ ihm im Namen des Papstes die Aufforderung zukommen, beim Konzil zu erscheinen; nach einem Monat werde er heimkehren dürfen. Am 14. Mai 1562 traf er in Trient ein. Hosius war eben so krank, daß man sein Hinscheiden befürchtete. Doch als Canisius sich zeigte, fühlte er sich besser; sein Leben war gerettet. Der Diener

Gottes mußte bei ihm wohnen. Der Kardinal verkehrte auf das vertrauteste mit ihm und nahm einen guten Teil seiner Zeit für sich in Anspruch. Canisius wurde dem Ausschuß zugeteilt, der das Bücherverbot Pauls IV. zu verbessern hatte. Zuweilen beschäftigte ihn auch Erzbischof Brus von Prag. Dazu kamen die öffentlichen Beratungen der Theologen. Sie wurden in der Kirche Maria Maggiore vormittags und nachmittags gehalten und währten täglich sechs bis acht Stunden. Man zählte mehr als hundert Theologen. Was die katholische Kirche jener Zeit an Wissen und Scharfsinn besaß, war hier wie in einem Brennpunkt vereinigt. „Man genießt“, schreibt Canisius einem Freunde, „viel Redefreiheit. Einer kann die Aufstellungen des andern entkräften. Dabei trägt alles das Gepräge der Sachlichkeit und der Bescheidenheit. Wären doch unsere getrennten Brüder hier; wieviel könnten sie lernen!“ Das Konzil stand jetzt bei den Verhandlungen über die Eucharistie. Am brennendsten war die Frage, ob den Laien die Kommunion unter den beiden Gestalten des Brotes und des Weines zu gewähren sei. Der Kaiser beehrte das auf das dringendste. Er hoffte alles Heil vom Laienkelch und hatte auch den Herzog von Bayern für seine Anschauung gewonnen. So kam der 15. Juni 1562. Zwanzig und mehr Theologen, meist Spanier und Italiener, hatten bereits auf der Rednerbühne gestanden. Schon hatte der spanische Jesuit Salmeron sich gegen die Kelchbewilligung ausgesprochen. Nun kam Canisius an die Reihe. Die Spannung war groß. Was wird der Deutsche sagen? Von ihm selbst erfahren wir wenig. Nach Rom schreibt er nur: „Man sagt, es sei gut gewesen. Der Herr hat mir beigestanden, dank dem Gebete, das in unserer Gesellschaft für mich verrichtet worden ist. Ihm sei alle Ehre!“

Aus dem Tagebuch des Konzilssekretärs Massarelli können wir entnehmen, daß die Rede wenigstens zwei Stunden dauerte. Der Auszug, den Massarelli von ihr bietet, ist sehr knapp und nüchtern gehalten; doch gibt er ohne Zweifel die Hauptgedanken wieder. Beschränken wir uns hier auf den Kelch. „Die Kirche“, sagte Canisius, „soll ihn nicht leicht den Laien gewähren; den Irrgläubigen ist er nicht zu gestatten, weil sie das Heilige entweihen würden. Dagegen scheint es, daß man ihn einigen schwankenden, rings von Irrgläubigen umgebenen Katholiken nicht verweigern sollte; denn sonst steht zu befürchten, daß sie vom Glauben abfallen. Auch den Böhmen sollte man ihn vielleicht erlauben. Man möge das in ernste Erwägung ziehen.“ So weit Massarellis Aufzeichnungen. Noch im März des Jahres 1562 hatte Canisius auf der Augsburger Domkanzel das Begehren nach der Kommunion unter beiden Gestalten entschieden mißbilligt und die Böhmen, die sich den Laienkelch angemacht hätten, als abschreckendes Beispiel hingestellt. Die Schwenkung, die er in Trient machte, ist offensichtlich. Die kaiserlichen Gesandten im Verein mit dem bairischen Botschafter mußten ihn wohl umgestimmt haben; auch wird es ihm nicht unbekannt gewesen sein, daß der Papst der Kelchbewilligung nicht so ganz abhold war. Die Kelchfreunde jubelten. Am 16. Juni schrieb Bischof Draskovics von Fünfkirchen an König Max II.: „Gestern hat Canisius eine Rede gehalten; sie hatte zur Folge, daß die Väter etwas mehr geneigt sind, den Kelch zu gestatten.“ Am selben Tage urteilte sich der kaiserliche Gesandte Siegmund von Thun in seinem Konzilsberichte: „Diese Spanier haben als Leute gesprochen, die nichts von unsern Dingen verstehen. Nur der eine Canisius hat gestern den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Doch nun waren die Trienter Tage des Mannes gezählt. Der Monat, für den er sich von der Augsburger Domtanzel beurlaubt hatte, war verflossen. Zudem hatte Kardinal Truchseß schon am 30. Mai an Hosius geschrieben: „Die eifrigen Katholiken von Augsburg jammern laut darüber, daß der Vater noch immer nicht nach Hause kommt. Sie überschütten mich mit Briefen, die seine Rückkehr verlangen. Er ist von Gott nach Augsburg geschickt. Das zeigen seine Erfolge. Der Nachteil, den Augsburg durch sein Fernsein erleidet, ist entschieden größer als der Vorteil, den Trient von ihm hat.“

Auch nach seiner Rückkehr blieb Canisius mit der Kirchenversammlung in enger Verbindung. Bis zu deren Schluß fuhr er fort, die Väter mit neu erschienenen Schriften zu versehen. Einmal schickte er ein ganzes Faß voll Bücher nach Trient. Im August 1562 sandte er eine Denkschrift über die Mißbräuche ein, die sich an die Darbringung des Meßopfers angelehnt hatten. Sie ward ohne Zweifel von den Vätern verwertet für den in der 22. Sitzung erlassenen Beschluß über das, was bei der heiligen Messe zu beobachten und was bei ihr zu vermeiden ist. „Möchte man doch“, heißt es in einem seiner Briefe an Kardinal Hosius, „nicht nur Glaubenslehren feststellen, sondern auch mit der Verbesserung der Sitten sich befassen! Die Söhne Levis bedürfen der Läuterung.“ Später mußte er den Vätern sein Gutachten abgeben über eine Reihe von Werken deutscher Gelehrten. Er schrieb an Hosius: „Wir erwarten irgendeine Milde rung des Bücherverbotes. Ich wollte, die vielen und großen Gelehrten Trients und ganz Italiens schrieben in gewählter Sprache etwas zu der Verteidigung des Glaubens, um besser die Würde des Apostolischen Stuhles und der Kirche zu wahren.“ Die Schriften, welche die Spanier Fontibueñas und Villalpando zu der Verteidigung des Konzils verfaßt hatten, ließ er 1563 zu Ingolstadt und zu Köln drucken. Mit Entrüstung nahm er wahr, daß die kaiserlichen Gesandten in Trient und manche Beamte des Kaiserhofs Verdächtigungen und Anklagen gegen das Konzil in die Welt hinaus schleuderten, die nur Verwirrung und Mißstimmung erzeugen konnten. Diesem Unfug, schrieb er an Hosius, müsse ein Ende gemacht werden.

Unterdessen hatte das Konzil in seiner 22. Sitzung die Reliquienbewilligung dem Gutbefinden des Papstes anheimgegeben. Der Kaiser war von dieser Entscheidung nicht ganz befriedigt. Mit Reliquienforderungen von vielen Seiten bestürmt, legte Ferdinand nun einer Anzahl von Gottesgelehrten die Frage vor, ob er nochmals an das Konzil sich wenden solle, oder ob er jetzt vom Papst den Reliquien zu verlangen habe und in welcher Weise dies geschehen müsse. Die umfangreiche Antwort, die Canisius am 23. Oktober 1562 von Augsburg aus an den Kaiser richtete, wird jetzt im preussischen Staatsarchiv zu Hannover verwahrt. Canisius versichert, „viele Tage“ auf die Untersuchung der kaiserlichen Frage verwendet zu haben. Das sei ja nicht eine menschliche Angelegenheit, sondern eine göttliche; denn sie berühre Christus selbst. „Nieher alles preisgeben“, sagt er dem Herrscher, „als die Rechte der Kirche verletzen oder sie verletzen lassen, wenn wir das verhindern können.“ Es ist nun einmal Sache des Papstes, zu bestimmen, ob der Reliquien zu erlauben sei oder nicht. Der Kaiser seinerseits kann den Reliquien für einige seiner Untertanen erbitten: Nicht für die Irrgläubigen, die behaupten, er gebühre ihnen nach göttlichem Recht; denen ist er gerade deshalb zu verweigern. Auch nicht für die guten Katholiken; denn sie verlangen ihn nicht, und die Bewilligung würde ihnen schaden. Wohl aber für die im Glauben schwankenden Katholiken; denn man hat eine, allerdings nur schwache Hoffnung, sie auf diese Weise vor dem Abfall zu bewahren. Der Gewährung müssen aber Bedingungen beigelegt werden. Der Diener Gottes benutzte die Gelegenheit, dem Kaiser noch ein anderes ernstes Wort zu sagen: „Man kann es nicht leugnen, die Leute bei uns in Deutschland wollen von der römischen Kirche nichts wissen. Wenn wir aber katholisch bleiben wollen, so müssen wir ausdrücklich bekennen und durch die That beweisen, daß wir uns des Papstes nicht schämen. Die römische Kirche ist die Mutter und Lehrerin aller Kirchen. Alle Spaltungen, alle Irrlehren in der Kirche sind daher gekommen, daß man dem Papst nicht gehorchte.“ Canisius sandte eine Abschrift dieser Antwort nach Trient an seinen Ordensgeneral Baynez. Baynez hatte nach des Canisius Abreise vor den Vätern eine scharfe Rede gegen die Gestattung des Laienkelches gehalten. Trotzdem ließ er jetzt an Canisius schreiben, er habe gegen das Kaiser-Gutachten nichts einzuwenden. Nun kam aber Canisius selbst wieder

ins Wanken. Schon am 7. November 1562 schrieb er an Kardinal Hosius: „Wir hören, es solle aus Rom ein Kardinal nach Deutschland und Böhmen kommen, der den Saientelch erlauben könne. Ich fürchte, er wird wenige finden, welche die beigefügten Bedingungen erfüllen. Durch diese Bewilligung wird die Einheit der Kirche einigermaßen aufgelöst werden. Die Gefahr, die mit ihr den Katholiken droht, ist nicht geringer als der Gewinn, den die Neuerer von ihr hoffen können. Das sehen die verständigen Leute jetzt immer mehr ein.“

Zu Trient lagen die Dinge im argen. Dem Feind alles Guten war es gelungen, den Samen der Zwietracht zu säen. Man war insbesondere mit der Leitung der Kirchenversammlung unzufrieden. Die Kardinäle, hieß es, täten keinen Schritt, ohne zuvor in Rom angefragt zu haben; sie meinten es nicht ernst mit der Kirchenverbesserung. Mit zäher Unnachgiebigkeit hielten viele spanische Bischöfe an Forderungen fest, die andern unerfüllbar schienen. Ein langes Verzeichniß von Wünschen und Anträgen hatte der Kaiser einreichen lassen. Ein ähnliches hatte Karl IX. von Frankreich geschickt. Pius IV. gab Vollmacht, alle Vorschläge der Fürsten den Vätern zur Beratung zu unterbreiten. Seine Vertreter jedoch glaubten, eine Auswahl treffen zu müssen. Manche Zumutungen waren aussichtslos; andere schienen mit der Würde und dem Ansehen des Heiligen Stuhles nicht wohl vereinbar. So sollte das Konzil den Papst ersuchen, künftig nur zwölf Kardinäle zu ernennen, der Apostelzahl entsprechend, oder höchstens das Doppelte, also vierundzwanzig, und noch zwei überzählige. Rom sollte durch Trient reformiert werden. Das Konzil hatte in seiner Geschäftsordnung festgesetzt, es sei Sache der vorsitzenden Kardinäle, zu bestimmen, welche Gegenstände den Vätern zur Besprechung und Beschlußfassung vorgelegt werden sollten. Jetzt wollten die Gesandten der weltlichen

Fürsten das gleiche Recht in Anspruch nehmen. Es tauchte auch der Gedanke auf, daß der Kaiser nach Trient gehen und dort mit dem Säbel rasseln sollte. Kurz, es lief schließlich darauf hinaus, daß, wie Cardinal Hosius sich ausdrückte, die Schafe über die Hirten richten, die Untertanen dem Fürsten Gesetze geben sollten.

Ferdinand I. entschloß sich, in der Nähe von Trient, in Innsbruck, seinen Sitz aufzuschlagen; auch der römische König Max II. und der päpstliche Nuntius Delfino ließen sich dort nieder. Um in seinen kirchlichen Maßnahmen nicht einzig von weltlichen Räten geleitet zu sein, berief der Kaiser einen Ausschuß von Gottesgelehrten nach Innsbruck. Man hat in neuester Zeit wissen wollen, der Jesuit Canisius habe sich in diesen Rat eingeschlichen, um der römischen Kurie als Spion zu dienen. Aber noch ist der Entwurf des Schreibens vom 3. Februar 1563 vorhanden, in dem Ferdinand von Canisius begehrt, daß er sich nach Innsbruck zu ihm verfüge. Gleich nach seiner Ankunft wurde der Gottesmann zum Kaiser gerufen. Ferdinand klagte bitter, in Trient herrsche keine Freiheit; in Rom wolle man keine Verbesserungen. Er war sehr erregt und verstimmt. Wenig Vertrauen flößten unserem Seligen einige Männer ein, die in Innsbruck an seiner Seite sitzen sollten. Da war ein spanischer Ordensmann, der zu Härte und Strenge hinneigte und päpstlicher sein wollte als der Papst selber. Außerdem war der deutsche Konvertit Staphylus geladen, der schon früher durch wenig papstfreundliche Gesinnung sich bemerklich gemacht hatte. Den Vorsitz führte Bischof Draskovics, ein Mann, der durch seine Berichte über das Konzil nicht wenig dazu beigetragen hatte, den Kaiser zu verbittern. „Es ist ein wahres Glück“, schrieb Bischof

Commendone nach Rom an den hl. Karl Borromäus, „daß unter diesen Gelehrten der Pater Canisius ist; der ist ein Mann von ausgezeichnete Güte und Gelehrsamkeit, ein großer Verteidiger der päpstlichen Gewalt. Aber ich fürchte, daß er allein oder beinahe allein steht.“ Es gelang indessen, ihm einen Gesinnungsgeossen in dem wackern Dominikaner Daniel Barboli, erwähltem Bischof von Bedena, beizugesellen.

Siebzehn Fragen, schwerwiegend und dornig, wurden dem Ausschuß der Theologen vorgelegt. Canisius hielt, wie wir schon sahen, sehr geringe Stücke auf seine Einsicht und sein Wissen. Er beriet sich mit dem Nuntius, mit Antonio Graziani, dem Geheimschreiber Commendones, und besonders mit seinem spanischen Ordensbruder Nadal, der auf sein und des Nuntius Verlangen von dem General Laynez nach Innsbruck geschickt worden war. Die umfangreiche Antwort unseres Seligen war lange nur in Auszügen und Bruchstücken bekannt. Die Urschrift ist erst neuerdings in dem Wiener Staatsarchiv aufgefunden worden. Im vollen Einklang mit dem Kaiser wünscht Canisius die Errichtung von Schulen aus Kloster- und Bistumsgütern, die Abhaltung von Synoden und Visitationen, die Förderung der Christenlehre, die Abfassung von Predigtwerken und viele andere heilsame Maßregeln. Aber das Vorschlagsrecht auf dem Konzil, sagte er dem Kaiser, muß den vorsitzenden Kardinalen vorbehalten bleiben. Dabei steht fest, daß die Thür des Konzils allen offen sein muß. Sollten die Kardinäle, was schwer glaublich ist, sie sogar dem Kaiser verschließen, so wären dem Papst ernstliche Vorstellungen zu machen. Das Notwendigste ist die Sittenverbesserung der Geistlichkeit. Die Kirchenversammlung hat übrigens auf diesem Gebiete schon viel Treffliches geleistet. Man sollte jedoch auch an die

Reform der Fürsten und der andern Laien denken; tragen doch gerade sie zum guten Theil die Schuld daran, daß die Geistlichen so viele Fehler haben und so schwer von ihnen geheilt werden; und die Fürsten alle, auch der Kaiser selbst, sind nach göttlichem Recht dem Papst unterworfen. Aus vielen Gründen empfiehlt es sich nicht, daß der Kaiser nach Trient gehe. Dagegen sollte er eine Zusammenkunft mit Papst Pius IV. veranstalten, der ihm so wohlgeneigt ist. Ihn kann der Kaiser bitten, er möge die ärgerlichen Mißbräuche abstellen, die in Rom noch bestehen und die um jeden Preis verschwinden müssen. Daß aber das Konzil hier eingreife, das geht nicht an; denn der Papst ist keinem menschlichen Richterstuhl unterworfen; ihn richtet nur Gott.

Gern hätte der Nuntius Delfino von Canisius eine Abschrift dieses wichtigen Schriftstückes erhalten. Aber während Bischof Barboli dem Nuntius sein Gutachten übergab, glaubte Canisius das seine zu verweigern zu müssen.

Kaiser Ferdinand ließ des Canisius Ausführungen nicht unbeachtet. Er verzichtete auf die Trientreise, obwohl der Kardinal von Lothringen, der Bischof von Fünfkirchen und andere sie ihm empfohlen hatten. Zugleich zog er in einem Erlasse an seine Trienter Gesandten einige seiner Forderungen zurück. Dem Papst sandte er zwei Schreiben, deren Reformwünsche von Erweisen aufrichtiger Ehrfurcht und Friedensliebe begleitet waren. In Rom war man hoch befriedigt über die Dienste, die Canisius und Madal geleistet hatten.

In diese Zeit fiel der Tod des ersten Konzilsvorsitzenden, des Kardinals Herkules Gonzaga. Der Papst, ehrlich gewillt, das Konzil fortzusetzen und die Reform durchzuführen, beschloß, an Gonzagas Stelle den geschäftsgewandten und reformeifrigen Kardinal Giovanni Morone zu setzen. Dem

Kaiser tat er zu wissen, Morone werde nach Innsbruck kommen und die Antwort auf die kaiserlichen Briefe überbringen. Da galt es, mit Morone in Unterhandlung zu treten. Ferdinand entschloß sich deshalb, den Theologenausschuß aufs neue zu berufen. Wie es scheint, ward der Versuch gemacht, den Jesuitenprovinzial nun auszuschließen. Aber Ferdinand wollte ihn um jeden Preis bei sich haben. Nicht wenig trug dazu der günstige Eindruck bei, den das Innsbrucker Jesuitenkollegium, eine Gründung unseres Seligen, auf den Kaiser machte.

Den Vorsitz bei den Theologenberatungen hatte diesmal Bischof Franz Forgach von Großwardein. Schriftführer war der Augsburger Domherr Konrad Braun. Zu den früheren Teilnehmern kam, scheint es, noch Matthias Sittard, Prediger und Beichtvater des Kaisers, hinzu. Brieflich wurde der Geheimrat Georg Gienger, ein Reformator von wenig kirchlicher Richtung, um Rat gefragt. Die Verhandlungen waren geheim: Ihr Ergebnis mußte in einem gemeinsamen Gutachten zusammengefaßt und dem Kaiser mitgeteilt werden. Mittlerweile war Morone in Innsbruck eingetroffen. Der Kardinal schenkte Canisius, für den er ein päpstliches Breve mitgebracht hatte, sein volles Vertrauen. So geriet der Mann in eine eigentümliche Lage: hie Kaiser, hie Papst; er aber wußte die Geheimnisse des einen und des andern und hielt sich für verpflichtet, Verschwiegenheit nach beiden Seiten hin zu beobachten. Eine Ausnahme erlaubte er sich nur, wenn im kaiserlichen Ausschuß besonders schwierige Fragen zu lösen waren. Dann wandte er sich insgeheim nach Trient an seinen General um Rat und Weisung.

Auf den ersten Blick möchte dies als ein Vertrauensbruch erscheinen. Aber Canisius sagte sich: „Es ist erlaubt und unter Um-

ständen sogar geboten, von der Geheimhaltung eines anvertrauten Geheimnisses Abstand zu nehmen, wenn und soweit von ihr eine große Schädigung des Gemeinwohles zu befürchten ist." Das hatte schon lange vor ihm der hl. Thomas von Aquin gelehrt. Das haben nach ihm der hl. Alfons von Biguori und viele andere Gelehrte wiederholt. Ein Fall dieser Art war nach unseres Seligen Überzeugung hier in vollem Maße vorhanden. Seit September 1562 hatte der Kirchenrat der Spaltungen und anderer Hemmnisse wegen keinen Beschluß mehr fassen können. Wenn der Kaiser übel beraten wurde, wenn eine Verständigung sich nicht erzielen ließ, so schien die Sprengung des Konzils unvermeidlich zu sein. Zum größten Nachteil für Kirche und Staat blieben dann viele schwere Wunden ungeheilt. Begleitet von den Weherufen der Gläubigen und dem Hohngelächter ihrer Gegner konnten die Väter in ihre Länder heimkehren, und dort mußten sie sehen, wie durch die weltlichen Fürsten Nationalkonzilien ohne Papst und ohne Heiligen Geist abgehalten wurden, die den Riß verewigten, anstatt ihn zu heilen. Baynez und Canisius beklagten sich übrigens in diesem Verkehr großer Zurückhaltung. Die Antworten des Generals sind in dessen Briefregister nicht eingetragen, die Briefe selbst nicht aufbewahrt worden. Einmal — das hat sich noch ermitteln lassen — sandte Baynez einen Fragebogen nach Innsbruck zurück mit den Antworten, die er auf den Rand geschrieben hatte; er versicherte, er habe keine Abschrift genommen und habe den Bogen niemand gezeigt. Canisius seinerseits schrieb aus Innsbruck zu wiederholten Malen nach Trient an Cardinal Hosius, ohne ihm von seinen Ausschüßarbeiten eine Mitteilung zu machen.

Eine kurze Unterbrechung dieser Arbeiten bedeutete 'für unsern Seligen die Ankunft des Prälaten Ormanetto. Die Konzilsvorsitzenden hatten ihn in einer peinlichen Angelegenheit nach Bayern an Herzog Albrecht V. gesandt. Dieser Fürst hatte sich nämlich im Januar des Jahres 1563 von seinen neuerungssüchtigen Ständen eine Erklärung abringen lassen, die darauf hinausging, daß der Herzog den Baienfeldern aus eigener Macht bewilligen werde. Ormanetto sollte ihn auf das Unrechtmäßige seines Schrittes aufmerksam machen. Er war angewiesen, in Innsbruck bei Canisius sich Rats zu erholen. Der gab ihm einen Brief an den Rektor des Münchener Jesuitenkollegs mit und versprach, zu beten und beten zu lassen. Die Sendung verlief

glücklich. Albrecht überließ alles dem Konzil und dem Papste. Der Brief, den er an den Papst richtete, war in echt katholischem Sinne gehalten.

Um so unerfreulicher waren für Canisius die Verhandlungen der kaiserlichen Theologen. Er klagte über falsche Brüder, die mehr schaden als offene Feinde. Das Gutachten der Mehrheit fiel so aus, daß es nach seiner Auffassung Öl in das Feuer goß, anstatt den Brand zu löschen. Erst dachte er an die Einreichung eines Sondergutachtens; dann aber zog er eine mündliche Aussprache vor. Er zeigte dem Kaiser, wie wenig zweckmäßig jenes Schriftstück sei, und beschwor ihn, den Papst auf dem Wege gesunder Reformtätigkeit zu bestärken, den dieser bereits mit Entschiedenheit betreten habe. Der Kaiser möge doch, so bat er, als weltlicher Schirmherr der Kirche Hand in Hand mit dem geistlichen Oberhaupt das große Werk der kirchlichen Erneuerung zu Ende führen. Mit Kardinal Morone werde er am besten mündlich verhandeln. Ferdinand ließ sich gewinnen. Er besuchte den Kardinal in dessen Wohnung und übergab ihm seinen schriftlichen Bescheid. Morone fand die Anträge gemäßigt und gemildert, wie er es nicht zu hoffen gewagt hatte. Es gelang ihm, viele Vorurteile zu zerstreuen und viele Schwierigkeiten zu ebnen. Das Eis war endlich gebrochen. Man einigte sich über alle wichtigen Fragen, und der Kardinal konnte bei seiner Rückkehr nach Trient seinen Amtsgenossen melden, der gedeihliche Fortgang des Konzils sei sichergestellt.

Morone schlug die Dienste, die Canisius ihm geleistet hatte, sehr hoch an. Er übergab ihm auch, wie er nach Rom schrieb, „für seine Gesellschaft Jesu hundert Dukaten“. Das war nicht Bestechung, wie man es genannt hat, es

war ein dem Brauch der Zeit entsprechendes Ehrengeschenk, ähnlich den Ordensverleihungen und Rangerhöhungen unserer Tage. Zugleich bedeutete die Gabe eine kleine Ersatzleistung seitens des Papstes. Denn in Trient mußten Salmeron und andere Jesuiten als päpstliche Theologen arbeiten; der Papst aber gab ihnen so wenig zu ihrem Unterhalt, daß sie Hunger gelitten hätten, wäre nicht ein portugiesischer Augustiner, der Bischof Soares von Coimbra, ihnen mit seinen Almosen zu Hilfe gekommen. In Rom spendete der hl. Karl Borromäus dem deutschen Jesuitenprovinzial hohes Lob, und als der hl. Franz Borgia in Vertretung des Ordensgenerals dem Papste sich vorstellte, fiel dieser ihm um den Hals und pries mit warmen Worten die Verdienste unseres Canisius.

Die Beratungen in Innsbruck währten nach Morones Abreise noch mehrere Wochen. Canisius erlebte dabei die Genugthuung, daß der ganze Gelehrtenausschuß dem Kaiser erklärte, der Papst stehe über dem Konzil. Im übrigen gab es noch viel zu schreiben. Mancher Strauß war durchzufechten. Canisius konnte nicht immer billigen, was der Nuntius Delfino im Übereifer sagte und tat. Auch das Einvernehmen zwischen Kaiser und Konzil wurde noch mehr als einmal getrübt, doch fand man sich immer wieder zusammen. Die Kirchenversammlung konnte in den folgenden Monaten eine Reihe hochwichtiger Beschlüsse über Glaubenssachen und Sittenverbesserung fassen. Gegen Ende des Jahres fanden ihre Arbeiten einen glorreichen Abschluß. Alles in allem war das Konzil eine der größten Wohltaten, die Gott jemals seiner Kirche erwiesen hat. Der Segen, den es über die Menschheit gebracht hat, wird fortwirken bis an das Ende der Zeiten.

Die Kirchenversammlung war vorüber. Aber ihre Kelchverhandlungen hatten ein Nachspiel. Kaiser Ferdinand war nun einmal in die Vorstellung festgebannt, daß Deutschland den Laienkelch haben müsse. Vom großen Konzil hatte er nichts mehr zu erwarten. Er versammelte nun in seiner Stadt Wien ein kleines Konzil, denen zum Trost, die, wie Canisius sich ausdrückte, ohne Kelch und Wein nicht Christen sein wollten. Es sollte den Forderungen Nachdruck geben, die der Kaiser an den Papst zu stellen gedachte. Auch die geistlichen Kurfürsten mußten die Tagung beschicken. Außerdem waren Bayern und Salzburg vertreten. Canisius war nicht da; er besaß nicht mehr das Vertrauen des Kaisers. In Wien erzählte man sich, der Papst habe ihm eine fette Abtei in Italien angeboten für den Fall, daß er gegen den Kelch angehe. Ein kurmainzischer Rat schrieb aus Wien, Canisius sei „zur Synagoge hinausgeworfen“; andern, meinte er, werde es wohl auch so gehen, „wenn sie nicht gleich tanzten, wie man ihnen pfeife“. Die größten Eiferer für den Kelch waren einige Geheimräte, die sich einbildeten, man könne die Religionen auf der Amtsstube mit der Papierschere zurechtschneiden. Den Kaiser Ferdinand traf kaum eine Schuld; seine Lebenskraft war versiegt; er starb am 25. Juli 1564 als gläubig frommer Katholik eines sehr erbaulichen Todes. In Rom waren fast alle Kardinäle gegen die Kelchbewilligung. Trotzdem entschloß sich Pius IV., an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen. Durch Breve vom 16. April 1564 überließ er es dem Gewissen der deutschen Bischöfe, unter bestimmten Bedingungen zu gestatten, daß den Laien der Kelch gereicht werde. Der Erzbischof von Salzburg versammelte die Bischöfe seiner Provinz, um sich mit ihnen über die Art des Vorgehens zu beraten. Obwohl das Bistum Augsburg nicht zur Salzburger Provinz gehörte, beschloß Kardinal Truchseß, den Freisinger Domherrn Pfister zu der Versammlung zu senden. Canisius zeichnete ihm in einem langen Schriftstück den Weg vor, den er einschlagen sollte, um die Oberhirten von der Kelchgestattung abwendig zu machen. Er erreichte nichts. Nur für Bayern wurde auf Wunsch des Herzogs die Erlaubnis auf einige wenige Orte beschränkt. „Ich weiß nicht“, schrieb Canisius an General Dabnez, „ob diesen Sommer uns etwas Mißlicheres zustoßen konnte als die Kelchbewilligung. Man hat damit sozusagen den Rasenden ein Schwert in die Hand gegeben.“

Der Mann Gottes hatte recht gesehen. Viele von denen, die bisher nur den Kelch begehrt hatten, begannen jetzt, die Abschaffung der Messe zu verlangen. Im Salzburgerischen kam es zu einem förmlichen Bauernaufstand. Der Erzbischof gestand dem Kardinal Truchseß, die Bewilligung sei seinen Leuten zum Verderben geworden. Schon im Jahre 1571 nahm er sie zurück. Die geistlichen Kurfürsten hatten sie überhaupt nicht in Anwendung gebracht. Als Pius V. sie allgemein widerrief, weinte ihr kein aufrichtiger Katholik eine Träne nach. P. Paul Höffäus verfaßte mit Unterstützung von Canisius eine deutsche Schrift zur Verteidigung der Communion unter einer Gestalt. Sie gefiel dem Herzog von Bayern so gut, daß er im Jahre 1565 befahl, sie in München zu drucken; eine zweite Auflage erschien dort noch im nämlichen Jahr.

10. Augsburg, Dillingen, Innsbruck, Rom. 1563—1565.

In der ersten Hälfte des Juli 1563 kehrte Canisius aus Innsbruck nach Augsburg zu seiner Domkanzel zurück. Es waren ernste Zeiten. Die Pest wütete. Viele reichen Leute verließen die Stadt. Das Domkapitel zog sich auf einige Zeit nach dem Städtchen Füssen zurück. Der Erzbischof von Mainz wünschte, daß auch Canisius weggehe, um sein für die Kirche so kostbares Leben zu schützen. Gleicher Ansicht war Kardinal Hosius. Doch unser Seliger blieb. „Wir haben einen guten Herrn; der beschützt uns“, schrieb er an seinen Ordensgeneral. Von ihrem Domprediger angeregt, beteiligten sich die Gläubigen zahlreich an den öffentlichen Bittgängen gegen die Pest.

In den 21 Monaten, welche Canisius von 1563 bis 1566 in Augsburg verbrachte, hielt er dort 230—240 Predigten. In den Advents- und Fastenzeiten erklärte er das Buch des Propheten Jonas und einen Hohgesang des Propheten Isaias. Das Jahr über sprach

er meist über das fünfte und sechste Gebot Gottes. Mit großer Ausführlichkeit behandelte er den Gehorsam gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit. Alles Unheil der Zeit, sagte er, habe seine Wurzel in der Mißachtung der obrigkeitlichen Gewalt.

Die Predigtweise des Augsburger Dompredigers würde nicht verdient haben, zeitgemäß genannt zu werden, hätte er nicht in den Kreis seiner Belehrungen jene Erscheinung gezogen, die damals alle Schichten der Bevölkerung bis in die tiefsten Tiefen der Gemüter hinein aufregte; wir meinen das Hexenwesen. Canisius hielt seine Hexenpredigt im Jahre 1564 am dritten Fastensonntag. Das Evangelium dieses Tages führt den vom Teufel besessenen und vom Heiland geheilten Stummen vor Augen. Es beleuchtet eben damit die Wahrheit, daß der böse Feind auf Gottes Zulassung hin dem Menschen auch am Leibe schweren Schaden zufügen kann. Zur Strafe, sagte Canisius, für die schrecklichen Verbrechen der Gegenwart läßt Gott jetzt dem höllischen Feind mehr Freiheit als sonst, die Menschen zu quälen. Er hatte vollkommen recht. In der weiteren Ausführung dieses Gedankens jedoch zeigt sich der Redner vollständig als Kind seiner Zeit, die gar zu leicht Hexensput witterte und Teufelsbünd und Höllenzauber auch da erblickte, wo Vergehungen gewöhnlicher Art oder rein natürliche Geschehnisse vorlagen. Schon einige Monate früher hatte er nach Rom geschrieben: „Die Hexen mehren sich merkwürdig. Sie schaffen viele durch ihre Teufelskünste aus der Welt. Unglaublich ist die Gottlosigkeit, Unkeuschheit, Grausamkeit, die unter Satans Anleitung diese verworfenen Weiber offen und insgeheim getrieben haben.“ Gleich Luther, Kalvin, Bodin, Fischart und all den andern protestantischen Größen seines Zeitalters verlangte der Jesuit von der weltlichen Obrigkeit, daß sie mit der Schärfe des Schwertes die Unholde richte. Als die kräftigsten Schutzmittel gegen deren Teufelskünste empfahl er jedoch die rein geistlichen Waffen, die schon die Urkirche gegen die Geister der Unterwelt angewandt hatte: kirchliche Beschwörungen, Weihwasser, Kreuzzeichen, Gebet und Fasten.

Die Eindringlichkeit, mit welcher der apostolische Mann in seinen Predigten Gebet, Fasten und ähnliche Übungen der Frömmigkeit seinen Zuhörern an das Herz legte, wirkte

128

in manchen von ihnen Wunder der Andacht und Buße. Sie empfingen sehr oft die heiligen Sacramente, ließen nicht bloß sich selbst in die Rosenkranzbruderschaft aufnehmen, sondern führten ihr auch viele andere zu, widmeten täglich eine Stunde der Betrachtung der göttlichen Geheimnisse. Dazu kam, daß sie sich selbst geißelten, auf bloßem Boden schliefen, bei Wasser und Brot fasteten. Jetzt fing man auch wieder an, mit Kreuz und Fahnen zur Stadt hinaus an die Wallfahrtsorte zu pilgern. Canisius hatte ausdrücklich auf den heiligen Berg Andechs hingewiesen. Im Jahre 1564 zogen wieder Tausende aus Stadt und Umgegend an diese Gnadenstätte; viele machten, um Buße zu üben, den weiten Weg mit bloßen Füßen.

Das laue und träge Gewohnheitschristentum konnte solchen Umschwung nicht ertragen; es wollte seinen Schlaf weiter-schlafen und verwünschte diesen neuen jesuitischen Geist. Canisius antwortete in seiner Predigt am 3. März 1564: „Nach deiner Meinung beten diese Leute zu viel; aber du betest zu wenig. Was ist denn besser? Sie haben, meinst du, ein zu enges Gewissen. Das deine ist zu weit. Was ist besser? Sie beichten, sagst du, zu oft. Du beichtest zu selten. Was verdient mehr Lob? Sie beichten die großen und die kleinen Sünden. Du kümmerst dich um gar keine. Sie fasten aus freier Andacht. Du kümmerst dich weder um Andacht noch um Kirchengebot noch um gutes Beispiel. Sie verzichten auf die eiteln Freuden der Welt. Du genießest sie im Übermaß. Was ist wohl mehr zu billigen? Du Heuchler, schaue zuerst auf den Balken in deinem eigenen Auge! Heile dich selbst! Kümmer dich um das, was deines Amtes ist! Danke Gott dafür, daß andere besser sein können und sein wollen, als du bist!“

Solch böse Reden aus dem Munde von Laien waren das Vorspiel für eine Verfolgung, die gegen unsern Seligen von einer Seite her losbrach, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Sie quoll aus Neid und Eifersucht. Canisius und sein Genosse wurden oftmals zu Kranken und Sterbenden gerufen. Ihre Beichtstühle in der Domkirche waren von Andächtigen umlagert. Aus ihren Händen wollten die Frommen jeden Sonntag den Leib des Herrn empfangen. Man sagte, auf den Jesuitenaltar würde ungefähr ebensoviel Opfergeld gelegt wie auf alle andern Altäre der Domkirche zusammen. Bisher hatten ohne viele Bedenken Katholiken sich mit Protestanten verehelicht. Das wurde jetzt anders. Die Jesuiten erklärten solche Heiraten für unerlaubt. Sie begnügten sich auch nicht damit, daß einer beichtete, er habe viel in Gedanken, Worten und Werken gesündigt; sie fragten nach Art und Zahl der schweren Sünden. Besonders Mißfallen erregte in geistlichen Kreisen manches scharfe Wort, das dem Domprediger auf der Kanzel entchlüpfte. Man ließ es sich noch gefallen, wenn er die Männer ob ihrer goldenen Ketten, hohen, stolzen Kragen und „zerhackten“ Hosen zur Rede stellte, und wenn er über die vergoldeten Hauben, die mit Perlen besetzten Haarbänder und die falschen Locken der Frauen sich ereiferte. Aber er redete auch von Beichtvätern, die von Sünden lossprächen, für deren Nachlassung sie keine Vollmacht hätten. Er klagte über die Unwissenheit und Verderbtheit mancher Priester. Ob solch öffentliches Tadeln den Grundsätzen des hl. Ignatius entsprach, mag dahingestellt bleiben. Canisius glaubte, wie er selbst erklärt hat, so handeln zu müssen, damit nicht die Leute sagten: „Uns schilt er aus; die offenkundigen Fehler der Geistlichkeit aber verdeckt und ent-

schuldbigt er.“ Um den Prediger herum sammelte sich immer mehr Zündstoff. Er wurde zum Brande entfacht durch eine Predigt, die Canisius während der Fronleichnamsoktav in der Domkirche hielt. Er fragte: „Warum wird das Meßopfer heutzutage so gering geschätzt?“ Die Hauptsache fand er in den Priestern. „Wir besudeln das heilige Opfer in unsern unsaubern Händen, unserem ungewaschenen Mund, unserem unbeschnittenen Herzen, unserem ärgerlichen Leben. Unsere Würde ist größer als die der Fürsten und der Propheten, ja selbst als die der Engel. Um so größer ist unsere Sünde. Weder Gott noch die Kirche, weder Freund noch Feind können uns dazu vermögen, daß wir dieses Opfer mit Ehrfurcht behandeln und unserem hohen Beruf Ehre machen. Daher kommt es, daß in der Gegenwart kein Stand geringer geachtet wird als der der Meßpriester. Darum müssen wir hören, wie man sagt: ‚Die Geistlichen selbst glauben nicht an die Messe. Das zeigt ihr Benehmen. Sie laufen an den Altar, als wären sie Hunde. Keine Andacht ist bei ihnen wahrzunehmen. Vom Altar weg gehen sie in die Schenken. Alles verrichten sie gewohnheitsmäßig. Es ist keine Ehrbarkeit in ihrem Haus, keine Mäßigkeit an ihrem Tisch, keine Enthalttsamkeit auf ihrem Lager, kein Studium bei ihren Büchern, keine Frömmigkeit in ihrem Herzen.“ Das war ein Lanzenstich in lebendiges Fleisch. Das war entschieden zuviel gesagt. Begeisterte Redner, feurige Reformatoren lassen sich eben leicht zu Übertreibungen hinreißen. Einzelheiten werden von ihnen verallgemeinert. Das Bild wird allzu grell gemalt. Selbst große Heilige können in diesen Fehler verfallen. Was hat nicht alles der hl. Bernhard über die Benediktiner seiner Zeit geschrieben! Einen ähnlichen Mißgriff beging auch der sonst so maßvolle Canisius

an jenem 2. Juni des Jahres 1564. Am folgenden Tag reichte der Dompfarrer in seinem und seiner Hilfsgeistlichen Namen beim Domkapitel die Klage ein, daß Canisius und sein Gefährte Elderen pfarrliche Rechte sich anmaßten und in der Gemeinde Spaltung erregten. Es gelang ihnen, die Domherren gründlich gegen die Jesuiten einzunehmen. Am 5. Juni verbot ihnen das Kapitel die Spendung der Sakramente im Dom. Canisius verantwortete sich schriftlich. Sie hätten, schrieb er, die Vollmachten benutzt, die der Papst selber ihnen verliehen habe. Jahrelang habe man sie ruhig gewähren lassen. Sie hätten geglaubt, der Pfarrgeistlichkeit einen Dienst zu erweisen, wenn sie bei dem Beichtbören und bei dem Austeilen der Kommunion mitarbeiteten. Die Pfarrei sei nicht geschädigt worden, vielmehr sei das kirchliche Leben sichtlich emporgeblüht. Wohl habe er offene Fehler der Geistlichen offen gerügt; indessen habe er auch oft und eindringlich die Gläubigen ermahnt, den Priestern Ehrfurcht und Gehorsam zu erzeigen, selbst wenn deren Wandel nicht lobenswert sei. Im übrigen gebrauchte der Gottesmann das Wort des Propheten Jonas, das einst auch der hl. Gregor von Nazianz in Konstantinopel seinen Widersachern gegenüber angewandt hatte: Ist wegen meiner dieser Seesturm entstanden, „so nehmet mich und werft mich ins Meer“! Bei den eifrigen Katholiken der Stadt erregte die Kunde von dem Vorgehen der Domherren lebhaften Unwillen. Vier der vornehmsten Männer, darunter zwei Fugger, schrieben dem Kardinal Truchseß: Es sei allbekannt, wieviel Gutes die Väter in Augsburg gestiftet hätten durch Bekehrung von Sündern und Irrgläubigen und durch Pflanzung wahrer Frömmigkeit. Canisius sei „ein köstlicher Edelstein im Augsburger Dom; er sei eine Bierde des latho-

lischen Deutschlands und eine Säule der Kirche". Das Domkapitel, sagten sie, mußte nicht bloß die zwei Jesuiten bei sich festhalten, es mußte ihrer noch mehrere rufen. Der Kardinal schickte dem Kapitel die päpstlichen Privilegien der Gesellschaft Jesu ein. Sie besagten, die Gläubigen dürften auch ohne Erlaubnis ihrer Pfarrer bei den Priestern der Gesellschaft beichten und, Ostern ausgenommen, die heilige Kommunion empfangen. Papst Pius IV. selbst ermahnte in einem Breve die Herren, statt den Vätern den Gebrauch ihrer Vollmachten verwehren zu wollen, sollten sie vielmehr ihnen dabei Gunst und Hilfe angeheißen lassen. Hätten sie eine Klage gegen die Jesuiten, so mußten sie sich an den Bischof wenden. Aber alles war vergeblich. Das darf uns nicht wundernehmen. Die deutschen Domkapitel frankten im 16. Jahrhundert an mancherlei Gebrechen. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder entbehrte der priesterlichen Weihe. Viele glichen eher Kriegsleuten als Dienern der Kirche. Dem Augsburger Kapitel fehlte es nicht an tugendhaften und gelehrten Männern. Anderseits war es nicht unberührt geblieben von der allgemeinen Verderbnis. Das zeigt die Schilderung, die der Nuntius Morone im Jahre 1542 von ihm entwarf. Canisius trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, kurzerhand Augsburg zu verlassen. Doch Kardinal Otto Truchseß brachte ihn von diesem Plane ab. Der Ordensgeneral Laynez mahnte zum Frieden. Die Väter, schrieb er, sollten den Domherren freundlich begegnen. Sie sollten sich über sie so günstig aussprechen, als es nur möglich sei. Ebenso sollten sie sorgen, daß die Geistlichen nicht Geldbezüge einbüßten, auf die sie ein gutes Recht hätten. Ferner sollten sie sich bemühen, den Groll der Augsburger Katholiken zu dämpfen. Am besten wäre es, meinte der

General, wenn die Gesellschaft eine eigene Kirche erhielte. Das Kapitel bot an, Canisius solle im Dom vornehmen Herrschaften die Sakramente spenden dürfen. Aber der Gottesmann wollte keinen Unterschied zulassen zwischen hoch und nieder. Es kam zu einer Vereinbarung des Inhalts: Canisius wird auch fernerhin im Dom predigen. Will er verreisen, so muß er die Erlaubnis des Dombekans einholen und einen Ersatzmann stellen. Die Jesuiten müssen sich der Spendung der Sakramente im Dom und in dessen Nebenkirchen enthalten. Was sie anderswo tun dürfen, mag der Kardinal bestimmen. Der verschaffte ihnen Beichtstühle in der Katharinenkirche. Doch bald vertrieb sie von dort die Eifersucht der Nachbarschaft. Da übergab ihnen Truchseß die Lambertikapelle, die an seine Burg angebaut war und ausschließlich ihm unterstand. Canisius konnte sich trösten. Dreihundert Jahre früher war es in Paris dem hl. Bonaventura und dem hl. Thomas von Aquin ähnlich ergangen. Das Augsburger Volk ließ sich in seiner Verehrung gegen die zwei freimütigen Apostel nicht beirren. Anfang Januar 1565 berichteten diese nach Rom: Im letzten Vierteljahr hätten mehr als 930 Gläubige bei ihnen gebeichtet.

In den nämlichen Tagen, in denen zu Augsburg der Sturm gegen die Jesuiten tobte, verbreitete zum großen Arger Pius' IV. ein hochgestellter römischer Geistlicher auf Flugblättern die schwersten Anklagen gegen den Orden. Die deutschen Jesuiten, versicherte der Herr, seien samt und sonders Ketzer. Gefränkte Eitelkeit hatte auch ihn aufgestachelt. Sein Wort drang bis an deutsche Fürstenhöfe; es machte sich auch zu Augsburg vernehmbar. Rasch wurde im nahen Dillingen eine Gegenschrift gedruckt. Canisius sandte hundert Abzüge zur Verteilung nach Rom.

Hatte so der Selige zu Augsburg bittere Tage zu durchleben, so erlebte er manche süße Freuden an andern Orten,

an die ihn in jenen Jahren zeitweise sein Amt als Provinzial oder die Wünsche seiner Gönner führten.

Zu Innsbruck konnte er die feierliche Taufe eines Mädchens aus der Walachei vollziehen, das die Oesterreicher den Türken entriffen hatten. Die fünf Kaisertöchter Magdalena, Margareta, Barbara, Johanna und Helena, die in der Innsbrucker Hofburg wohnten, verlangten unter Zustimmung ihres Vaters einen Priester der Gesellschaft als ständigen Beichtvater. Der Provinzial gab ihnen den Stadtpfarrprediger P. Hermes Halpaur. Das Beichtvateramt bei den Königinnen, wie man sie nannte, war nicht ohne Dornen; aber aus den Dornen erblühten auch herrliche Rosen. „Es wird schwer sein“, heißt es in einem Canisiusbrief, „in diesen Gegenden Jungfrauen zu finden, die ein reineres und gottinnigeres Leben führen als die Königinnen.“ Wegen ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen waren sie allgemein beliebt. In Innsbruck und dessen Nachbarschaft gab es keine Kirche, die nicht Denkmäler ihrer Andacht und Freigebigkeit aufweisen konnte. Aus dem römischen Proseßhause der Gesellschaft Jesu ließen sie Tausende von jenen Bildern kommen, auf denen der hl. Franz Borgia das Leben Christi und die Geheimnisse des Rosenkranzes hatte darstellen lassen. Groß war ihre Seligkeit, als der General Laynez, ihrer Bitte willfahrend, ihnen die Teilnahme an allen guten Werken des Ordens gewährte. Allen voran leuchtete Magdalena, die älteste. Sie wurde von den übrigen wie eine Mutter verehrt. Dem Vater Canisius erschloß sie in der Beichte ihr Gewissen. Auch außer der Beichte pflog sie mit ihm wiederholt Unterredungen über das geistliche Leben. Canisius hielt auch den fünf Schwestern zusammen einen Vortrag über die christliche Vollkommenheit. Um diese Zeit

entschlossen sich Magdalena, Margareta und Helena, sobald als möglich dem Geräusch des Hoflebens zu entfliehen und durch das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Johanna wurde mit dem Herzog Franz von Florenz verhehelicht. Barbara heiratete den Herzog Alfons von Ferrara. Beide ruhten nicht, bis man ihnen erlaubte, einen deutschen Beichtvater aus der Gesellschaft Jesu mit sich nach Italien zu nehmen.

Angeregt von Georg von Ilung, dem kaiserlichen Landvogt für Schwaben, besuchte unser Seliger im Sommer des Jahres 1563 verschiedene schwäbische Klöster. Wir kennen ihre Namen nicht. Wahrscheinlich waren es Frauenklöster, die nach geistlicher Belehrung und Tröstung dürsteten. Bald danach hielt er auf Wunsch des Freiherrn Georg von Fugger-Weißenhorn einige Predigten in Weißenhorn. Der Pfarrer beschloß, sich zu Augsburg von den Jesuiten in die geistlichen Übungen des hl. Ignatius einführen zu lassen. Zwei andere Priester des Städtchens folgten seinem Beispiele.

Zu München verlangte Herzog Albrecht eine Mission in den niederbayrischen Landstrichen, die an Österreich grenzten. Sie waren von ihren Nachbarn mit dem Geist der Widerseßlichkeit gegen weltliche und geistliche Obrigkeit angesteckt worden. Der Provinzial bot sich an, selbst hinzugehen, wofern man ihm Urlaub von Augsburg erwirke. Darauf verzichtete Albrecht. Dafür mußte Canisius vier Ordensgenossen auswählen und mit eingehenden Verhaltensmaßregeln versehen. Mit ihnen teilten sich ein Dominikaner und zwei Weltpriester, zeitweilig wenigstens, in die Mühe.

Die Jesuiten gingen zuerst nach Passau und erbaten sich vom Bischof die Erlaubnis, des geistlichen Amtes zu walten. Es scheint,

daß sie Bilschhofen und Pfarrkirchen zu Mittelpunkten ihrer Tätigkeit wählten. Traurige Zustände kamen zum Vorschein. Die meisten Klöster waren äußerst schwach besetzt. Ihre Schulen waren eingegangen oder von lutherischen Schulmeistern geleitet. Man fand katholische Pfarrer, die Luther den „heiligen Doktor Martinus“ nannten und ihre Predigten aus den Postillen Melancthons und anderer Protestanten schöpften. Sie kannten nicht einmal die Worte der Busspredigung in der Beichte. Durch ihre schlechten Sitten waren sie der allgemeinen Verachtung anheimgefallen. Einige tausend Menschen beteuerten den Missionären, sie wollten lieber sterben, als unter der Messe kommunizieren. An einigen Stellen war anfänglich die Wut der Bauern so groß, daß die Väter sich kaum aus dem Hause wagen konnten. Der Weisung ihres Provinzials gemäß gingen sie mit viel Schonung und Liebe vor. Bald konnten sie ihm melden, daß dieses Verfahren sich vortrefflich bewähre. Hunderte, die im Gefängnis lagen oder im Begriffe standen, des Landes verwiesen zu werden, wurden durch ihre Belehrungen und ihr Zureden mit Kirche und Staat ausgeföhnt. Wo vorher kaum zwanzig oder dreißig Leute in die Predigt zu kommen pflegten, kamen jetzt tausend und mehr aus nah und fern. Kirchen, die wie Ställe aussahen, wurden gereinigt und geschmückt. Canisius-Katechismen und Gebetbücher wurden massenhaft auf Regierungskosten verteilt. Die Missionäre pflügten monatelang den steinigen Boden. Zwei hielten dort sogar über ein halbes Jahr lang aus.

Im Jahre 1563 hielt Canisius zu Dillingen am Hieronymusfest die lateinische Lobrede auf den Heiligen, mit der das Schuljahr eingeleitet zu werden pflegte. Drei Wochen später konnte er nach langen und mühseligen Verhandlungen die ersten Ordensgenossen des neuen Dillinger Kollegs begrüßen. Am 17. August des folgenden Jahres übergab Kardinal Otto Truchseß seine Hochschule nebst dem Seminar zum hl. Hieronymus der Gesellschaft Jesu. Pater Heinrich Denijs wurde zum Rektor bestellt. Im Namen des Ordens überreichte ihm der Provinzial Canisius die Zeichen seiner Würde, den rotseidenen Mantel, das Zepter

und das Siegel. Bedauerlich war nur, daß das Augsburger Domkapitel trotz aller Bitten sich nicht entschließen konnte, die Stiftung seines Bischofs als rechtsverbindlich anzuerkennen.

Fügen wir gleich dieses hinzu: Infolge dieser Weigerung stand das Dillinger Haus mehr als vierzig Jahre auf einem rechtlich unsichern, wirtschaftlich sorgenreichen und entbehrungsvollen Boden. Retter in der Not wurde endlich Bischof Heinrich von Knöringen, ein Jesuitenschüler, der als Knabe Weichkind unseres Seligen gewesen war. Ihm gelang es, das Jawort seiner Domherren zu gewinnen. So konnte er das Werk durch Anweisung fester Einkünfte dauernd begründen. Mächtig und segensvoll war der wissenschaftliche und sittliche Einfluß, der dreihundert Jahre lang von der Dillinger Hochschule in das katholische Deutschland ausging. Der schwäbische Adel schickte ihr seine Söhne zur Erziehung. Schwäbische und schweizerische Klöster vertrauten ihr die beste Hoffnung ihrer Zukunft an. Auf ihren Lehrstühlen sah sie Sterne ersten Ranges glänzen. Sie wurde die geistige Mutter vieler und großer Bischöfe, Äbte und Staatsmänner. Auch Protestanten konnten ihr die Hochachtung nicht versagen.

Hatten die eben bezeichneten, den Jahren 1563 und 1564 angehörenden Reisen nur kurze Unterbrechungen in die Augsburger Predigtthätigkeit unseres Seligen gebracht, so wurde dieselbe auf längere Zeit unterbrochen durch die Romreise des Jahres 1565 und die päpstliche Sendung, die auf sie folgte. Doch bevor wir darüber des näheren berichten, müssen wir noch der schriftstellerischen Arbeit gedenken, die Canisius in diesem Abschnitt seines Lebens geleistet hat. Auch sie fällt ja in die Jahre 1563 und 1564 und steht in vielfacher Beziehung zu dem Musensitze, mit dem wir uns eben beschäftigt haben; wir meinen die Hochschule Dillingen und ihre Druckerei.

Im Jahre 1563 erschien zu Dillingen in neuem, bilbereichem Gewande der allbeliebte „Seelengarten“. Von andern

Gebeten nicht zu reden, enthielt er die bekannten Tagzeiten der Gottesmutter und sechs Stundengebete ähnlicher Art. Sie waren auf die einzelnen Tage der Woche verteilt. In frühere Ausgaben hatten sich manche Ungereimtheiten eingeschlichen. Ueberdies hatten protestantische Herausgeber das Buch in ihrem Sinne umgestaltet. Da mußte Vorforge getroffen werden, daß die katholische Andacht nicht auf Irrwege geriet.

Verwandt mit dieser Arbeit war die Durchsicht der Salzburger Agende, die Erzbischof Johann Jakob Rhuen von Belasy neu herausgeben wollte. Der Herzog von Bayern hatte ihm geraten, Canisius mit der Neugestaltung des Buches zu betrauen. Doch die Leistung des Seligen scheint in Salzburg keinen Beifall gefunden zu haben. Sie wurde nicht gedruckt.

Beachtung forderte auch des Braunschweiger Predigers Martin Chemnitz lateinische Schmähschrift über die „Hauptstücke der Jesuitentheologie“. Von Canisius und andern Jesuiten unterstützt, schrieb gegen Chemnitz der Portugiese Bayva d'Andrada. Die erste Auflage seiner „Rechtgläubigen Erklärungen“ erschien 1564 in Venedig; eine zweite ließ Canisius noch im gleichen Jahre zu Köln herstellen. Sehr schlimmen Eindruck machte die deutsche Schrift „Vom neuen Orden der Jesuwider“, die der Braunschweiger lutherische Prediger Johann Zanger, ein abgefallener Innsbrucker Katholik, 1563 veröffentlicht hatte. Es war eine Übersetzung des Werkes des Chemnitz. Aber Zanger überbot noch seinen Meister an Schmähungen und Verleumdungen. Die Gegenschrift ließ nicht auf sich warten. Noch im selben Jahre 1563 gab sie der außerhalb des Ordens stehende Hochschullehrer Johann Albert unter dem Titel „Von der Gesellschaft Jesu“ zu Ingolstadt heraus. Canisius hatte fast allen Stoff geliefert. Er konnte das Buch sein Werk nennen.

Von ganz anderer Art war ein Dillinger Druck des gleichen Jahres. Wir haben schon gesehen, welche lebhafteste Teilnahme der Provinzial Canisius den auswärtigen Missionen entgegenbrachte. Im Jahre 1561 meldete er nach

Rom, er habe jetzt aus den vielen deutschen Ordensgenossen, die sich für die Missionen angeboten hätten, zwei junge Männer als Erstlingsgabe auserkoren. Sie waren schon auf dem Weg nach Indien, als von Rom die Weisung einlief, sie zurückzurufen. Deutschland, schrieb man, brauche seine Kräfte selbst. Die Deutschen sollten ihr Indien in der Heimat suchen. Um so mehr warf sich nun der Missionseifer unseres Seligen auf die Verbreitung der Missionsnachrichten. Canisius war überzeugt, daß sie in Deutschland viel Trost spenden und viel Tugend wachrufen könnten. Auf seine Bitte übersetzte ein italienischer Jesuit zwei lange, inhaltsreiche Berichte von der persischen Küsteninsel Ormus in reines zierliches Latein. Ihr Verfasser war einer der größten Schüler des hl. Franz Xaver, der Niederländer Kaspar Verse. Er hatte die Insel durch Lehre und Beispiel vollkommen verjüngt; von Christen wie von Nichtchristen wurde er als Heiliger und Wundertäter verehrt. Canisius ließ Verses Mitteilungen als ersten Band der „Indischen Briefe“ in die Öffentlichkeit treten. Das Widmungsschreiben an Albrecht V. von Bayern war von Johannes Baurle, Lehrer der Arzneikunde an der Ingolstädter Hochschule, unterzeichnet. Baurle dankt dem Fürsten für den Schutz und die Förderung, die er den Jesuiten angedeihen läßt. „Die Meider“, schreibt er, „mögen gegen diese Männer schwachen, was sie wollen. An den guten Früchten erkennt man den guten Baum.“ Canisius sandte das Buch nach Trient, wo eben die Kirchenversammlung tagte. Der Runtius Commendone ließ es sich nach Warschau schicken, um es dem König und der Königin von Polen zu schenken. Dem römischen König Maximilian II. wurde es, wie es scheint, zu Prag durch den Rektor des Jesuitenkollegs überreicht.

Kehren wir zu Canisius zurück! Im Februar 1565 erhielt er die Nachricht vom Tod des Ordensgenerals Laynez. Als Provinzial war er verpflichtet, an der Wahl des Nachfolgers teilzunehmen. Er langte am 28. Mai zu Rom an. Am 2. Juli, dem Feste Mariä Heimsuchung, wurde der ehemalige Herzog von Gandia und Vizekönig von Katalonien, Franz von Borgia, zum General der Gesellschaft Jesu gewählt. Am gleichen Tage stellte er sich mit seinen Wählern dem Papste vor. Pius IV. äußerte sich, man hätte keinen wählen können, der ihm genehmer gewesen wäre als Borgia; von keinem sei mehr zu hoffen für den Dienst Gottes und das Wachstum des Ordens. Als die Väter dem Papst einzeln ihre Huldigung darbrachten und seinen Segen in Empfang nahmen, zeigte Pius sich überaus freudig gestimmt. Dem portugiesischen Gesandten, der an seiner Seite stand, sagte er: „Das sind brave Männer, das sind meine Soldaten“, und ähnliches mehr.

In Rom ging das Gerücht, bei der Generalswahl seien einige Stimmen auf Canisius gefallen. Es entsprach nicht der Wahrheit. Mehr Glauben verdient die Nachricht, die Portugiesen hätten gewünscht, Canisius möchte ihnen zum Provinzial gegeben werden. Auffallen kann es, daß er nicht unter den Assistenten erscheint, die dem General an die Seite gestellt wurden. Als Assistent für Deutschland wurde der rheinische Provinzial Mercurian gewählt. Ausschlaggebend war wohl die Erwägung, daß Canisius für Deutschland nicht zu entbehren sei. Kardinal Truchseß hatte mehrere Monate zuvor nach Rom geschrieben, Canisius müsse unbedingt bei dem nächsten Augsburger Reichstag zugegen sein. Gerade bei den Reichstagen habe sich seine Klugheit und sein Eifer vortrefflich bewährt. „Besonders“, schreibt Truchseß, „halten die Erzbischöfe von Mainz und von Trier und der Bischof von Würzburg unglaublich viel auf diesen Mann.“

In den nächstfolgenden Monaten beschäftigte sich die Generalkongregation der Gesellschaft mit dem weiteren

Ausbau der Ordensgesetzgebung. Canisius erwies sich wieder als Sachwalter der Deutschen. In langer Auseinandersetzung zeigte er den Vätern, auf welchen Wegen die Gesellschaft Jesu sich der deutschen Kirche nützlich machen könne. Unbeschadet der kirchlichen Treue, so bemerkt er, muß sie in Deutschland soviel wie möglich dem deutschen Wesen sich anbequemen. Dem entsprechen Bescheidenheit und Höflichkeit, herzliches Wohlwollen, ungeheuchelte Liebe. Auch den Andersgläubigen gegenüber ist alle Bitterkeit und Gehässigkeit zu vermeiden. Die andern Orden sollen in uns nicht so fast Sittenverbesserer oder Nebenbuhler sehen als Freunde und Helfer. Wir sollen ihre Ehre nach Kräften schützen und verteidigen.

Seine freie Zeit benutzte der Diener Gottes dazu, mit den höchsten Spitzen der kirchlichen Regierung engere Fühlung zu nehmen. An Hosius schrieb er, sehr wohlthuend sei für ihn der Verkehr mit verschiedenen Kardinälen gewesen, die voll kirchlichen Eifers und wahre Stützen des Hauses Gottes seien. Er nennt den staatsklugen Marco Antonio Amulio, den gelehrten Guiglielmo Sirleto, den Franziskaner Clemente Dolera. Auch die zwei Heiligen erwähnt er, die das Kardinalskollegium zierten; es waren Carlo Borromeo, der Keffe des Papstes, und Michele Ghislieri aus dem Dominikanerorden, der bald darauf als Pius V. den Stuhl Petri bestieg. Von Borromeo schreibt er: „Was dessen Frömmigkeit und Tugend angeht, so ist es besser, nichts zu sagen als wenig.“

In diesen Tagen kam Canisius auch mit der Inquisition in Berührung. Das Erlebnis ist harmlos. Den Lebensbeschreibern ist es entgangen; aber in einer andern Schrift neueren Ursprungs ist es zur Verunglimpfung des Mannes und seiner Kirche mißbraucht worden. Feld des Trauerspiels ist der Lutheraner Philipp Camerax, damals Student der Rechte, später viele Jahre hindurch Vizekanzler

der Hochschule von Altdorf. Seit 1563 studierte er an verschiedenen italienischen Anstalten. Einige Monate brachte er auch an der päpstlichen Hochschule von Bologna zu. Am 20. Mai 1565 kam er mit Peter Kieter, seinem deutschen Glaubens- und Studiengenossen, in Rom an. Sie beschäftigten in Stadt und Umgebung die Altekstümer und andere Merkwürdigkeiten. Schon waren sie im Begriff abzureisen, da wurden sie verhaftet. Sie waren angeklagt, in Ferrara an einem Aufstand theilgenommen zu haben, bei dem deutsche Studenten einen Italiener geprügelt und den Papst geschmäht hatten. Die Anklage stellte sich noch am selben Tage als grundlos heraus. Nunmehr brachte man sie aus dem gewöhnlichen Untersuchungsgefängnis in das Gebäude der Inquisition bei Sanct Peter. Canisius war an dieser Überführung ganz unbetheiligt; das wurde durch den kaiserlichen Gesandten Prosper von Arco festgestellt. Selbstverständlich versuchte man in der Inquisition, die zwei Lutheraner zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen. Canisius hatte schon so viele Abergläubige bekehrt. Kein Wunder, daß die Aufseher der Inquisition, die Dominikaner, ihn zu Hilfe riefen. Wie man aus Camerars Aufzeichnungen sieht, war sein Zureden ohne Härte und Bitterkeit. Er besorgte den deutschen Landsleuten auch Bücher; zu den geistlichen Schriften legte er einige Werke hinzu, die ihnen Kurzweil bereiten konnten; Camerar sagt, es sei ein Cäsar und einer von den Ritterromanen dabei gewesen, die man „Amadis“ nannte. Von Canisius geschickt, kamen wiederholt junge deutsche Jesuiten, die in Rom studierten, zu ihnen; darunter war der spätere Augsburger Domprediger und oberdeutsche Jesuitenprovinzial Gregor Rosseffius. Einmal hielten die Cardinäle der Inquisition Sitzung im Hause; sie wandten auch den zwei Deutschen ihre Aufmerksamkeit zu; insbesondere ermahnte sie Cardinal Ghislieri mit freundlichen Worten, sie sollten Kinder der katholischen Kirche werden. Es scheint, daß Camerar sich geneigt zeigte, zuzutreten. Groß war das Aufsehen, das dieser ganze Handel erregte. Er zog seine Reise bis über die Alpen hinüber. Denn Philipps Vater, Joachim Camerar, Lehrer der alten Sprachen an der Leipziger Hochschule, gehörte zu den wissenschaftlichen Berühmtheiten des damaligen Deutschlands. Der Kaiser, der Herzog von Bayern, verschiedene Cardinäle baten den Papst um Philipps und seines Begleiters Entlassung, die denn auch um Anfang August gewährt wurde.

Von Ketten und Foltern hatten sie nichts verspürt; das läßt sich aus Philipp Camerars Darstellung mit Sicherheit entnehmen. Die Dominikaner hatten ihnen italienischen Wein zu trinken gegeben und sie freundlich behandelt. Beim Abschied erhielten sie ihre Habseligkeiten wieder; sie behielten ihren lutherischen Glauben. Später konnte Roscius dem Lutheraner Lukas Osiander in einer Streitschrift sagen: Er solle nur den Altdorfer Kanzler Camerar fragen, wie es ihm in der Inquisition ergangen sei. Der werde bezeugen, daß man ihm kein Haar gekrümmt habe.

11. Quer durch Deutschland. 1565—1566.

Am 3. September 1565 schloß zu Rom Franz Borgia, das neuerwählte Oberhaupt der Gesellschaft Jesu, die zweite Generalversammlung seines Ordens. Der Heilige hielt eine Abschiedsrede und umarmte die Scheidenden. Damit nicht zufrieden, warf er sich vor jedem von ihnen nieder und küßte ihm die Füße. Aber Canisius verließ die Stadt noch nicht. Der Ordenssekretär Polanco schrieb am 16. September 1565 an Kardinal Hosius: „Der Vater Canisius ist auf Befehl des Papstes noch in Rom zurückgeblieben.“ Was wollte Pius IV.?

Er hatte die Trienter Beschlüsse am 26. Januar 1564 bestätigt. Nun mußte er für ihre Verkündung und Ausführung sorgen. Anton Cauchius, Auditor des Wiener Nuntius, erhielt den Auftrag, den einzelnen Bischöfen Deutschlands den amtlich beglaubigten Druck der Beschlüsse nebst einem päpstlichen Ermahnungsschreiben zu überbringen. Doch er wurde auf dem Weg von Leipzig nach Bamberg überfallen und verlor all sein Gepäck. Da entschloß sich Pius, die verunglückten Schreiben an die Bischöfe nochmals ausfertigen zu lassen, an einige weltliche

Stände des Reiches ähnliche Schreiben zu richten und dies alles samt den Konzilsbeschlüssen durch Petrus Canisius übermitteln zu lassen. Pius besprach sich auch persönlich mit dem Manne seiner Wahl. „Eines“, schreibt Canisius an Kardinal Hosius, „mußte ich am Papst bewundern: sein Blick ist so voll von Güte, und sein Herz ist allezeit so voll von väterlicher Zuneigung gegen Deutschland.“ Der Jesuitenpater sollte aber nicht mit den Ehren und dem Glanze eines päpstlichen Nuntius vor die Deutschen treten; man wollte Lärm vermeiden und wohl auch unnötige Kosten sparen. Es mußte eine geheime Sendung sein. Ein Mantel wurde gesucht, der des Canisius Aufträge verdeckte. Der Ordensgeneral gab ihm eine besiegelte Urkunde mit, durch die er zum Ordensvisitator ernannt wurde. Ohne Gerichtsbarkeit auszuüben, sollte er die Kollegien Niederdeutschlands mit dem Ansehen eines Visitators besuchen. Er sollte die Mitbrüder trösten und ermutigen und im geistlichen Leben voranzubringen suchen. Ferner sollte er in Einzelgesprächen oder in Ermahnungsreden an die Ordensgemeinden das bezeichnen, was der Verbesserung bedurfte im häuslichen Verhalten, im Schulunterricht und in andern Arbeiten zum Wohle des Nächsten.

Die Hauptsache war die Beforgung der päpstlichen Aufträge; sie erstreckten sich über die Kirchenversammlung von Trient hinaus auf den Reichstag, der in den ersten Monaten des Jahres 1566 zu Augsburg gehalten werden sollte. Da erforderte es die höchste Not, daß die katholischen Fürsten, geistliche und weltliche, vollzählig und rechtzeitig in Augsburg sich einfanden. Sie mußten sich allen Versuchen, die Rechte und Besitzungen der Kirche von neuem zu schmälern, mannhaft widersehen. Es war von höchster

Wichtigkeit, daß sie die Trienter Beschlüsse, für ihren Teil wenigstens, annahmen und über deren Ausführung sich untereinander verständigten. Dies alles hatte der päpstliche Bevollmächtigte zu betreiben. So ehrenvoll diese Sendung auch war, sehr vergnüglich war sie nicht. Canisius sagt in seinem „Geistlichen Testament“, er habe vieles durchmachen müssen. Der Winter war im Anzug. Der Weg führte durch manche protestantische Gegenden, in denen Abneigung gegen alles Katholische herrschte und leidenschaftlicher Jesuitenhaß glühte. Schon im Oktober des Jahres 1565 hatte der Rektor des Innsbrucker Kollegs dem General anzuzeigen: Man meldet, daß zwei Männer dem Pater Canisius auflauerten, um ihn unschädlich zu machen. Dazu kam eine andere Schwierigkeit: Es gewann den Anschein, als wollte der arme Ordensmann eine hochpolitische Rolle sich anmaßen. Doch ein Ausweg stand nicht offen; Canisius hatte bei seiner Ordensprofess dem Papst besondern Gehorsam versprochen, und dieses Gelübde galt nach den Ordenssätzen für alle Sendungen zum Besten der Kirche, ob man nun zu Türken gehen mußte oder zu Indern, ob zu Irrgläubigen oder zu Rechtgläubigen. So verließ denn Canisius am Fest des Erzengels Michael, den 29. September 1565, die Ewige Stadt und zog, vom Papste reichlich mit Reisegeld versehen, mit seinen Breven und Konzilsbeschlüssen nach dem Norden. In Innsbruck hielt ihn ein heftiges Fieber acht Tage fest. Von Dillingen aus richtete er an den hl. Franz Borgia und die andern römischen Ordensbrüder die flehentliche Bitte, sie möchten mit ihren Gebeten und Opfern seine Schritte begleiten. Die Dillinger Hochschule war bereits der Gesellschaft Jesu übergeben. Das Breve, das Canisius dem Kardinal Truchseß zu überreichen hatte, belobte den

Kirchenfürsten ob seiner rührigen Tätigkeit für die katholische Sache und empfahl ihm, seiner Hochschule allen nur möglichen Vorschub zu leisten.

Das nächste Reiseziel war Würzburg. Bischof Friedrich von Wirtemberg war über die Ankunft des päpstlichen Boten hoch erfreut. Er hatte den Papst um Erlaubnis gebeten, für die Errichtung des Jesuitenkollegiums das Klarissenkloster zur hl. Agnes verwenden zu dürfen, dessen Verwaltung schon seit längerer Zeit im argen lag. Um 1562 besaß es nur noch eine einzige Professschwester. In dem Breve, das Canisius mitbrachte, sagte Pius IV.: Er habe dem Wunsche des Bischofs gern entsprochen; Friedrich „möge nur dieses Kollegium eifrig schützen und fördern; es werde sicher dem Bistum großen Nutzen bringen“. Der hohe Herr ließ sich dies nicht zweimal sagen; er setzte dem Provinzial gewaltig zu, er möchte ihm sobald als möglich seine Leute schicken. Aber ein so wichtiger Schritt forderte reichliche Erwägung. Canisius besah sich zuvor das alte Kloster ganz gründlich. Er war nichts weniger als entzückt von dem Bau; er stat so tief im Boden und hatte so wenig Sonne. Vor allem, erklärte er, müßten gute Schulzimmer und angemessene Lehrerwohnungen hergestellt werden; dann erst könne von der Eröffnung des Kollegs die Rede sein.

Er konnte nur einen Tag bleiben. Am 9. November war er in Aschaffenburg, dem Sitze der Kurfürsten von Mainz, bei Erzbischof Daniel Brendel von Homburg. Unter den Konzilsbeschlüssen, welche zwischen Erzbischof und Nuntius besprochen wurden, war die Verordnung über die Seminarsgründungen. Daniel hatte, nicht ohne des Canisius Beihilfe, im Jahre 1561 zu Mainz ein Jesuitenkolleg geschaffen. Zwei Jahre später verband er damit ein Er-

ziehungshaus für Studierende. Er wollte auch noch ein eigentliches Priesterseminar stiften." Dafür hatte er sich um eine besondere päpstliche Bulle beworben. Sie sollte besagen, er dürfe, ohne das Domkapitel um Zustimmung bitten zu müssen, aus den Stiftsgütern 40 000—50 000 Gulden für die Dotation des Kollegs und des Seminars verwenden. Canisius konnte anzeigen, daß die Bulle auf dem Wege nach Deutschland sei.

Dann zog er über Mainz hinab nach Koblenz. Auf der Feste Ehrenbreitstein übergab er dem Trierer Erzbischof und Kurfürsten Johann von der Lehen das päpstliche Breve. Er habe, schrieb Pius IV., den Petrus Canisius „wegen seiner ungewöhnlichen Tüchtigkeit, Verlässigkeit und Vertrautheit mit den Verhältnissen des erlauchten deutschen Volkes“ an den Erzbischof zu senden beschlossen. Canisius werde ihm des Papstes „Willensmeinung und heilsames Begehren“ auseinandersetzen; er werde ihm auch mitteilen, wie gern der Papst ihm die erbetene Vollmacht erteilt habe. Sie lautete dahin: Johann dürfe die Güter und Einkünfte des ehemaligen, „schon lange leerstehenden“ Dominkanerinnenklosters St. Barbara zu Trier dem dortigen Jesuitenkollegium einverleiben. Unter den Verordnungen der Kirchenversammlung war eine, die den Erzbischof selbst sehr nahe berührte. Wir werden bald sehen, was hierüber zwischen ihm und dem päpstlichen Abgesandten vereinbart wurde.

Von Koblenz fuhr der Nuntius den Rhein hinab nach Köln. Doch mit dem Kölner Erzbischof Friedrich von Wied trat er nicht in persönliche Berührung; Friedrich hatte die päpstliche Bestätigung noch nicht erhalten. Nur eine Nacht hielt Canisius sich in Köln auf. Dann schlug er, begleitet

von seinem Verwandten P. Heinrich Denijs, den Weg nach Nymwegen ein. Die Reise scheint über Kleve und Marienbaum gegangen zu sein.

In Marienbaum lagen zwei Klöster des Virgittinerordens, ein männliches und ein weibliches. Dem Ordensbrauch gemäß waren sie durch die Wallfahrtskirche getrennt. Das Doppelkloster war einigermaßen in das Gerede gekommen; denn eine Novizin war als Hexe aus dem Kloster gestoßen und vom weltlichen Gericht in einen Turm gesperrt worden; durch sie, glaubte man, seien einige Nonnen verhext worden. Johann Weher, der bekannte Bekämpfer der Hexenprozesse, weiß sonderbare Dinge von ihnen zu erzählen. Von Canisius aber besagen die gedruckten niederdeutschen Wallfahrtsbücher des Klosters: Er kam am 21. November 1565 abends in Marienbaum an und stieg im Gasthaus „zum Schwanen“, gegenüber dem Kloster, ab. Als er dort unter der Haustür stand, schaute er auf dem Dach beider Klöster eine Menge böser Geister. Sie wüteten, als wollten sie den ganzen Bau von Grund aus zerstören. Der Mann Gottes bekreuzte sich und brach in den Ruf aus: „O guter Jesus, wieviel Millionen Teufel sind doch auf diesem Kloster!“ Das nahm ihm die Wirtin sehr übel. „Das sind keine Teufelsknechte“, sagte sie; „es sind gottesfürchtige Leute.“ Canisius aber entgegnete: „Gewiß, Frau, diese Virgittiner sind Gott sehr angenehm und wohlgefällig; ich erkenne das gerade daraus, daß sie in hartem Kampfe mit so vielen bösen Geistern liegen.“ Weiter als bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts läßt sich die Geschichte nicht zurückverfolgen; sie beweist wenigstens, daß Canisius damals in jener Gegend als ein gotterleuchteter, heiliger Mann galt.

In Nymwegen kam er am 25. November an. Was er dort wirkte, ist von den ersten Lebensbeschreibern kurz, aber wahrheitsgetreu erzählt worden. Die späteren haben, fast ohne es zu merken, zu dem ursprünglichen Bilde einen Pinselstrich nach dem andern hinzugefügt. Dadurch ist eine ganz artige Canisiuslegende entstanden: Canisius weigert sich, bei einem Verwandten abzusteigen; er will im öffentlichen Armenhause wohnen. Hier kommt die ganze Verwandtschaft zusammen und verpflichtet sich durch gemeinsamen Eidschwur, lieber das Beben als den Glauben der Väter zu lassen. Den Armen wird ein köstliches Mahl bereitet. Canisius und alle seine Bluts-

freunde bedienen sie während des Essens. Vornehme Herren der Stadt schauen zu und zerfließen in Tränen. Anders lauten die Berichte der Augenzeugen, die in den letzten Jahrzehnten entdeckt worden sind. Der Gottesmann fand Herberge bei seiner ältesten Schwester Wendeline, der Gattin des Ratsherrn Gottfried von Triefst. Er wurde im Namen der Stadt begrüßt und mit dem Ehrenwein bedacht. Noch am Tage seiner Ankunft hatte er für die Schüler der städtischen Lateinschule einen lateinischen Vortrag zu halten, zu dem sich auch viele Geistliche und Bürger einfanden. Auf vieles Bitten hin verstand er sich dazu, in der Stiftskirche zum hl. Stephan zweimal zu predigen. Obwohl die Stadt höchstens 10 000 Einwohner zählte, strömten einige Tausend Menschen zusammen, den berühmten Kanzelredner zu hören. Manche verstanden ihn nicht, weil er der niederdeutschen Mundart entwöhnt war und hochdeutsch sprach. Canisius hörte auch viele Beichten. Besondere Fürsorge ließ er seinen Verwandten angedeihen. Neben seinem Bruder Theodorich, dem Rektor des Dillinger Kollegiums, und seiner Schwester Klara, der Klarissin von Wamel, besaß er drei verheiratete Brüder und vier verheiratete Schwestern. Zwei von den Brüdern mögen zu jener Zeit schon in Arnheim ansässig gewesen sein; jedenfalls war die Nymweger Sippe zahlreich, wohlbegütert und angesehen. Peter gab sich viele Mühe, die unseligen Zwistigkeiten beizulegen, welche die Gemüther erhitzt hatten. Er besichtigte auch die Bücher der Verwandten und überlieferte glaubensfeindliche Schriften dem Feuer. Seine Schwester Wendeline gab dem Stadtrat in ihrem Haus ein großes Essen. Die kirchliche Richtung der Herren ließ zu wünschen übrig; doch nahmen sie es gut auf, als gegen Ende des Tisches Canisius sich erhob und sie mit warmen Worten ermahnte, sich ganz und vollkommen katholisch zu halten. Lassen wir jetzt das Wort der Nichte des Seligen, die in dem gleichen Hause wohnte. „An einem andern Tage“, erzählt sie, „wurden von Frau Wendeline und deren Mann alle höher gestellten Geistlichen nebst Begleitung, Ordensleute wie Weltgeistliche, zu Tisch geladen. Es wurden auch die sämtlichen Verwandten einigemal eingeladen. Als zum letztenmal an sie die Einladung zum Mittagessen erging, ließ Pater Canisius ihnen sagen, sie möchten sich frühzeitig einstellen, denn er habe etwas mit ihnen zu verhandeln. Sie entsprachen seinem Wunsch. Da führte er nun

jede seiner Schwestern mit ihrem Mann, ein Ehepaar nach dem andern, in sein Zimmer; dort ermahnte er sie mit beweglichen Worten, am katholischen Glauben standhaft festzuhalten. Alle ohne Ausnahme reichten ihm die Rechte und versprachen, sie wollten samt den Ihrigen den Glauben der Vorfahren treulich bewahren. Das gleiche tat er mit seinem Bruder und dessen Frau. Dann rief er die Kinder jener Ehepaare, auch wieder je zwei und zwei, und machte es ebenso.“ . . . Der Pater „hatte gleich bei seiner Ankunft sich dahin ausgesprochen, daß er nach neun Tagen wieder abreisen werde. Nun waren aber einige Schwestern und Schwestermänner da, die ihn auch in ihren Häusern gern einmal zu Tisch gehabt hätten; eines suchte darin dem andern den Rang abzulaufen. Da legte er den Streit auf diese Weise bei: Er sagte, alle sollten ihm nur spenden, was sie immer gelüste. Indessen möchten sie alles in die Armenherberge bringen lassen; dort könnten sie ihm ein Mahl bereiten, so prächtig, als sie nur wollten; zugleich möchten sich aber alle dazu rüsten, dort das heilige Abendmahl zu empfangen und von ihm den Segen zu erhalten. Gesagt, getan. Seine Verwandten hatten hier von großen geistlichen Vorteilen, die Armen auch leiblichen; ihnen kam alles zu, was von Speisen und Getränken nach dem Essen noch übrig war.“ Soweit unsere Berichterstatterin. Ihre Worte werden bestätigt durch einen andern Augenzeugen, den P. Denijs. „P. Canisius“, schrieb dieser an den Ordensgeneral, „predigte im Spital zum Trost der Armen. Er sorgte auch dafür, daß ihnen durch die Freigebigkeit seiner Verwandten nicht geringe Ergözung und Erquickung zuteil wurde. Das gereichte vielen zur Erbauung.“ Die Liebestat im Armenhaus von Nymwegen war eines Heiligen würdig. Sie wird im Leben des menschenfreundlichen Mannes allzeit einen der anmutigsten Züge bilden. Hermann Schaepman, der große holländische Staatsmann und geistvolle Schriftsteller, hat sie in einer seiner Dichtungen gepriesen. Als im Jahre 1897 Nymwegen das 300jährige Gedächtnis des größten seiner Söhne beging, vergaß es der Armen nicht. Was 1565 geschehen war, wiederholte sich jetzt. Durch feierlichen Gottesdienst und reiches, frohes Mahl und andere Spenden christlicher Liebe ward ihnen ein Tag der Freude bereitet.

Es war das letztemal, daß Petrus Canisius in seiner Heimat verweilte. Für Nymwegen war der Besuch eine Himmelsgabe. Ihm

ist es zum guten Theil zu danken, schreibt der Dominikanerpater Meijer, ein vorzüglicher Kenner der Rymwegschen Geschichte, daß die Katholiken Rymwegens in den schweren Stunden, die bald über sie kamen, so viel Mut und Glaubenseifer an den Tag legten. Mit seinen Geschwistern blieb Canisius bis zu seinem Tod in brieflichem Verkehr. Er tröstete sie in den Verfolgungen, die sie während des niederländischen Aufstandes ihrer kirchlichen und bürgerlichen Treue wegen auszustehen hatten; er half ihnen durch Ratschläge und Empfehlungen bei der Erziehung ihrer Kinder; er ermahnte sie zur Eintracht, zum häufigen Empfang der Sakramente, zur Milbtätigkeit gegen die Armen. Dieber, schrieb er ihnen, sollten sie alle ihre Güter preisgeben, als auch nur einen Finger breit vom katholischen Glauben abweichen; doch mußten sie sich hüten, mit Andersgläubigen über Glaubenssachen zu zanken. Einmal schickte er seinen Brüdern Rosenkränze mit der Weisung, sie auf ihre Kinder zu vererben. Ein andermal hat er sie, für ihre verstorbenen Eltern einen feierlichen Jahrtag mit Verteilung von Almosen zu stiften. Seiner Schwester Wendeline riet er, sie solle ihre Kinder verheiraten, solange sie noch am Leben sei; dann „möchten sie“, sagt er, „verständiger werden“; ihr selbst empfahl er, sich so oft als möglich dem Tische des Herrn zu nahen. Im Jahre 1613 konnte P. Johannes Gasius, der erste Rektor des Emmericher Kollegs, bezeugen: „Man zählt jetzt ungefähr 150 Abkömmlinge des Jakob Kanis, des Vaters unseres Petrus Canisius; bis zur Stunde sind sie alle katholisch geblieben.“ Geschichtliche Arbeiten der neuesten Zeit haben dargetan, daß mehrere von den vornehmen Familien, aus denen heutzutage der katholische Adel des Königreichs der Niederlande sich zusammensetzt, von Gisbert Canisius, einem Bruder unseres Seligen, abstammen.

Rehren wir nach dieser Abschweifung zu unsern Reisenden zurück! Canisius und Denijs verließen Rymwegen in den ersten Tagen des Dezember. Am 5. Dezember brachten sie in der Vittorskirche zu Xanten das Meßopfer dar. Danach waren sie Gäste der Stiftsherren. In Köln trennten sie sich. Während Denijs hier zurückblieb, lenkte Canisius seine Schritte nach Münster in Westfalen. Er hatte ge-

hofft, dort den Bischof Bernhard von Raesfeld zu treffen. Weil er ihn nicht fand und weil die Zeit drängte, sandte er ihm die römischen Brieffschaften durch einen Boten zu. In dem Begleitschreiben sagte er mit Anspielung auf die damaligen kirchlichen Zustände Westfalens: „Ich wünsche es sehr und bitte den großen Gott inständig darum, Ihre Frömmigkeit möge sich auch fernerhin um dieses vortreffliche Bistum Münster verdient machen. Möchten Sie dort die katholische Religion nicht nur aufrechterhalten, sondern auch von verderblichen Meinungen und häßlichen Mißbräuchen säubern, gemäß den so weisen, gelehrten und frommen Anweisungen der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung.“ Gleichfalls auf brieflichem Wege entledigte sich Canisius seiner Aufträge bei dem Baderborner Bischof Rembert von Kerßenbroich, einem gelehrten und tugendreichen, aber vom Alter gebrochenen Greise. Die Stadt Osnabrück besichtigte er nur im Vorübergehen. Bischof von Osnabrück war Johannes von Hoya, Sprosse eines finnischen Adelsgeschlechtes, ein Mann von hohem Sinn und feiner Bildung; er lebte im bischöflichen Schloß zu Fürstenaau. Mitte Dezember traf Canisius bei ihm ein. Der Bischof hielt ihn einige Wochen lang fest, um sich bei ihm über die Durchführung der Trienter Beschlüsse und über die Gründung eines Kollegiums Rat zu erhalten. Es drückte ihn auch ein persönliches Anliegen. Das Konzil hatte von neuem die alte kirchliche Vorschrift eingescharft, daß, wer als Bischof über eine Kirche gesetzt sei, binnen kurzem die bischöfliche Weihe nehmen müsse. Hoya war vor zwölf Jahren zum Bischof gewählt worden, und er war noch immer nicht geweiht. Er konnte auf einen Amtsbruder hinweisen, der mit dem gleichen Mangel behaftet war.

Johann von der Leyen, den wir bereits kennen, war 1556 zum Erzbischof von Trier ausgerufen worden; immer noch entbehrte er der Bischofsweihe. Nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes waren beide schwerer Ahndung verfallen. Aber hier war nicht so fast böser Wille als das Elend der Zeit im Spiele gewesen. Es war eben so überaus schwer, all das zusammenzufinden, was zu einer regelrechten Bischofsweihe erforderlich war. Unser Seliger nahm es jetzt auf sich, die zwei Männer in Rom zu entschuldigen; er wollte dafür sorgen, daß ihnen der Empfang der Weihe durch besondere päpstliche Vergünstigung erleichtert werde. Johann von Hoya, bald auch zum Bischof von Münster erwählt, konnte 1567 im Kreuzherrenkloster Bentlage vom Weihbischof von Münster unter dem Beistand dreier Benediktineräbte die bischöfliche Weihe empfangen. Johann von der Leyen wurde durch einen plötzlichen Tod an der Benutzung der römischen Gnaden verhindert. Zu Fürstenau hielt Canisius auf Wunsch des Bischofs mehrere Advents- und Weihnachtspredigten in der Pfarrkirche, die später ein protestantisches Bethaus wurde.

Den Herzog Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg fand der Nuntius nach längerem Suchen Anfang Januar 1566 in dessen Schloß zu Düsseldorf. Herzog Wilhelm war einer der mächtigsten Fürsten des römischen Reiches. Im nord-westlichen Deutschland konnte kein geistliches oder weltliches Gebiet mit seinen Ländern den Vergleich aushalten. In der Religion aber stand es traurig mit ihm. Zum Hofprediger hatte er sich den betweibten Priester Gerhard Vels genommen; der Mann las keine Messe und spendete dem Herzog das Abendmahl unter beiden Gestalten. Das größte Ansehen in kirchlichen Angelegenheiten genoß Georg Cassander,

ein gelehrter, gutherziger Laie, der sich aber in der Rolle eines Kirchenvaters und Reformers gefiel; in seinen Zugeständnissen an den katholischen Liberalismus ging er so weit, daß zu Köln bei seiner letzten Krankheit die keineswegs engherzige Geistlichkeit ihm einen Widerruf abverlangte, bevor sie ihm die letzten Sacramente reichte. Der Herzog wollte selber Landesbischof und Landespapst sein. So gestattete er, um nur ein Beispiel anzuführen, aus eigener Machtvollkommenheit den Laienkelch. Vieles mußte allerdings auf Rechnung seiner Krankheit gesetzt werden; sie befahl ihn zuweilen so heftig, daß er auf einige Zeit Sprache und Verstand verlor.

Der Zeitgenosse Hermann Hamelmann, damals protestantischer Prediger in Demgo, früher katholischer Priester, erzählt: „Als Wilhelm hörte, daß Canisius da sei, sagte er: ‚Was hat denn dieser Schelm hier verloren? Das ist ja der Anstifter der Jesuiten! Ich wollte, er und alle andern Jesuiten würden in den Rhein geworfen.‘“ Doch Hamelmann ist als Geschichtschreiber flüchtig und wenig verläßlich, besonders wenn es sich um katholische Dinge handelt.

Aus des Canisius eigener Angabe wissen wir, daß er den Herzog vor Neuerungen warnte und zum Eintreten für den katholischen Glauben ermahnte. Wilhelm antwortete: Beim Augsburger Reichstag werde er die Religion fördern, soweit sie mit dem Worte Gottes in Einklang stehe. Das ließ wenig Gutes erwarten; so redeten die Katholiken, welche der Kirche den Rücken drehten. Trotz alledem war der Besuch unseres Seligen nicht vergeblich. Am 23. Januar 1566 erschien eine umfangreiche herzogliche Verordnung gegen die Sektierer; sie rügte die Ungleichheit im Gottesdienst und schärfte das Einzelbekenntnis bei der Ohrenbeicht ein. Der Gottesdienst bei Hof war bisher ein Gemengsel von Katholisch und Protestantisch gewesen; jetzt begann eine

reinliche Scheidung sich zu vollziehen. Bels wurde verabschiedet. Mehrere Hofbeamte, Räte und Adelige bekannten sich offen als gläubige Söhne der katholischen Kirche. Im Jahre 1570 bewogen sie den alten Herzog, wieder in die Messe zu gehen und den Leib des Herrn unter einer Gestalt zu empfangen. Die katholische Strömung am Hof drang auch in die Bevölkerung hinein.

In Düsseldorf hörte Canisius zuerst vom Ableben des Papstes Pius IV., das am 9. Dezember stattgehabt hatte. Nach den Begriffen der Zeit war damit die Sendung des Nuntius zu Ende. Als er aber nach Köln kam, wußte man dort noch nichts von dem Todesfall. Darum erachtete, scheint es, Canisius die Nachricht als eitle Märe; war doch Pius auch schon zwei Jahre zuvor in Deutschland tot gesagt worden. Nun war es an der Zeit, daß die Kölner ihr Breve erhielten. Es war von Pius IV. an den Rat und die Hochschule gerichtet. Der Papst schreibt ihnen: Er habe seinen geliebten Sohn Petrus Canisius, dessen große Liebe zu Köln er kenne, beauftragt, sie zu besuchen und im Namen des obersten Hirten zu grüßen. Die römische Kirche sei der kölnischen besondere Zuneigung schuldig; denn Köln habe allezeit feste Anhänglichkeit an Rom bewahrt; es habe dem Stuhl Petri mehr als gewöhnliche Ehrfurcht und Ergebenheit bezeigt. Gern entspreche er ihrer Bitte und erlaube er, daß sie gewisse geistliche Pfründen zur Besoldung von Lehrern ihrer Hochschule verwendeten. Daran schloß Pius in seinem Schreiben die Forderung, daß die Hochschule seine Verordnung über das Tridentinische Glaubensbekenntnis befolge, in dem die Beschlüsse von Trient kurz zusammengefaßt waren. Er hatte es am 13. November 1564 allen vorgeschrieben, die fortan zum Lehramt oder zur Doktor-

156

würde in irgendwelchem Fache wollten zugelassen werden. In erster Reihe hatte Canisius ihn zu dieser Vorschrift bestimmt. Weitere päpstliche Wünsche trug der Nuntius den Vertretern des Stadtrates und der Hochschule mündlich vor. Sie sollten, sagte er, zu Predigern und Lehrern nur Männer von erprobter Gläubigkeit und Gottesfurcht wählen. Unsaubere, lästerliche, dem katholischen Glauben widersprechende Bücher dürften in Köln nicht mehr gedruckt und verkauft werden. Die Hochschulpfründen seien nur solchen zu verleihen, welche Fähigkeit und Willen hätten, gediegene Vorlesungen zu halten. Besonders müsse die theologische Fakultät in besseren Stand gebracht werden. Endlich sei tatkräftig dafür zu sorgen, daß Köln eine rein katholische Stadt bleibe. Diese ausschließliche Herrschaft des katholischen Glaubens entsprach dem Religionsfrieden von 1555, der zugleich Reichsgesetz war. Auch die protestantischen Stände hielten streng darauf, daß kein Untergebener ein anderes Bekenntnis habe als das ihrige; sie gingen öfter noch weiter; sie entzogen den Katholiken manche Gebietsteile, ja ganze Bistümer und machten sie protestantisch. Die Kölner nahmen alles ehrerbietig an und versprachen Gehorsam. Auch gegen den Nuntius erzeigten sie sich erkenntlich. „Sie haben mich“, schrieb Canisius an den hl. Franz Borgia, „gegen mein Verdienst wiederholt mit Beweisen ihres Wohlwollens beehrt.“ Bald fühlte man in der Stadt die wohlthätigen Wirkungen der päpstlichen Botschaft. Gegen die verdächtigen Winkelschulen wurde ernstlich eingeschritten; nur Pfarr- und Stiftsschulen durften bestehen. Nichts durfte gedruckt werden ohne vorherige Prüfung und Guttheißung; auch mußte der Verfasser genannt sein. Ein besonderes Auge hatte der Rat auf die aufrührerischen Niederländer, die immer wieder in die Stadt sich einschlichen und den Calvinismus

zu verbreiten suchten. Eines erfüllte das Herz unseres Seligen mit wahren Mitleid. Köln besaß schon seit mehr als zwei Jahren keinen Weihbischof mehr; der vor drei Jahren erwählte Erzbischof konnte die Bischofsweihe schon deshalb nicht empfangen, weil er von Rom noch nicht bestätigt war; so mußten die Kölner Bürgersöhne in die Ferne ziehen, falls sie in den geistlichen Stand eintreten wollten. Canisius beschwor den Heiligen Stuhl, dieser Not ein Ende zu machen. Er erinnerte ferner daran, daß das Stift mit vielen Schulden belastet sei. Darum, meinte er, solle man Nachsicht walten lassen, wenn es sich darum handle, bei der Bestätigung des Erzbischofs die üblichen Kirchensteuern zu erheben.

Zu Köln legte nun auch Canisius die letzte Hand an die vermehrte und verbesserte Ausgabe seines „Inbegriffs der christlichen Lehre“. Sie wurde in Köln gedruckt. Der Verfasser widmete sie dem Rat und Volk von Köln. In ebenso dankerfüllten als bescheidenen Worten gedenkt er in seinem Widmungsschreiben der elf seligen Jugendjahre, die er in Köln verlebt hat. Er hebt den Wohlstand der Stadt hervor, lobt ihren Handel und ihr akademisches Leben und erinnert sie an ihren alten Ehrennamen einer „getreuen Tochter der heiligen römischen Kirche“. Die Widmung klingt aus in das Gebet: „Gott möge dem Kölner Volk allezeit jene Glaubensstreue bewahren, durch die es jetzt für ganz Deutschland zum leuchtenden Vorbild geworden ist.“

In Köln kam dem apostolischen Wanderer die römische Weisung zu, die Geschäfte abzuschließen und nach Augsburg zum Reichstag zu kommen. Auf der Reise schrieb er von Mainz aus an seinen Ordensgeneral: Die Bischöfe, die er besucht habe, hätten seine Vorschläge höflich, ja ehrerbietig aufgenommen. Er habe den Eindruck gehabt, daß sie mit seiner Sendung zufrieden seien. Gott habe ihm auf seiner Fahrt viele Wohltaten erwiesen; darunter auch diese, daß selbst Protestanten ihm nicht ungern Gehör schenkten, wenn

158

er ihnen vom katholischen Glauben Bescheid gab. Den General bat er um Verzeihung dafür, daß er nicht so viel Gutes getan habe, wie er-es gekonnt und gesollt hätte. Er werde gern, sagte er, jede Buße annehmen. Aus der gleichen Stadt schrieb er an Kardinal Truchseß, den die Papstwahl nach Rom geführt hatte: Der Heilige Stuhl möge doch sorgen, daß den deutschen Bischöfen noch bei ihren Lebzeiten Koadjutoren mit dem Recht der Nachfolge an die Seite gegeben würden. Sonst würden die Gegner bei den Bischofswahlen Männer ihres Glaubens auf die erledigten Stühle bringen und die Bistümer der Kirche entwinden. „Durch solche Ränke“, fügte er bei, „haben wir sieben Bistümer im nördlichen Deutschland verloren, des Erzbistums Magdeburg nicht zu gedenken.“ Dann möge der Papst einen Legaten zum Reichstage senden, der die Vollmacht habe, dort mit den Bischöfen wegen des Trienter Konzils Vereinbarungen zu treffen. Es müßten wenigstens dessen wichtigste Bestimmungen auf Grund eines gemeinsamen Beschlusses überall in Deutschland zum Vollzug kommen. „Versäumen wir diese Gelegenheit“, schreibt Canisius, „so fürchte ich wirklich, es werde später nicht mehr möglich sein, den Deutschen das Konzil mundgerecht zu machen. Ich mache mich auf Kämpfe gefaßt. Der Satan will das Ansehen dieses Konzils in Augsburg erschüttern.“

Von Mainz aus unternahm Canisius noch einen kurzen Ausflug nach Speier. Die Domherren verlangten dort ein Kolleg der Gesellschaft Jesu; er verwies sie an die rheinische Ordensprovinz. Dem General empfahl er, das Kolleg zu übernehmen; denn Speier sei der Sitz des Reichskammergerichtes, des obersten Gerichtshofes im Reiche; da könne der Orden viel Gutes schaffen.

In Rom nahm man sich die Winke zu Herzen, die der Gottesmann gegeben hatte. Die Ernennung von Roadjutoren bildete in der Folge einen Hauptgegenstand der Fürsorge für Deutschland. Zum Reichstag sandte Pius V. einen seiner gewandtesten und erfahrensten Kardinäle. Es war der frühere deutsche Nuntius Giovanni Francesco Commendone. Der Cardinal verlangte sechs Jesuiten zu Beratern. Aber der General konnte ihm nur die zwei Spanier Nadal und Ledesma stellen. Als dritter Ratgeber sollte der Augsburger Domprediger Canisius dienen. Außerdem wurden die Weltgeistlichen Saunders und Lancillotti dem Cardinal zur Verfügung überlassen. Über Canisius schrieb Cardinal Amulio an Commendone: „Sie kennen die seltene Güte und die hohe Tugend des Paters und wissen, wie trefflich er arbeitet; ich brauche darum nichts weiteres zu sagen. Sie werden sich seiner für den Dienst des Heiligen Stuhles zu bedienen wissen.“ Kaiser Max II. hätte am liebsten den Legaten samt seinen Jesuiten über alle Berge gewünscht; aber er hielt es für angezeigt, sich katholisch zu halten. Der Reichstag wurde am 23. März 1566 eröffnet. Als Hauptgegenstand der Verhandlungen nannte der Kaiser die Sache der christlichen Religion. Im neugläubigen Lager trug man sich mit großen Plänen. Der geistliche Vorbehalt sollte endlich zu Fall kommen, und das Konzil von Trient sollte durch eine Nationalsynode in den Hintergrund gedrängt werden. Der Calvinismus suchte reichsgesetzliche Gleichstellung mit dem Augsburger Bekenntnis zu erreichen.

In Rom hätte man es gern gesehen, wenn Canisius über den Verlauf der Tagung regelmäßige, ins einzelne gehende Berichte eingesandt hätte. Von Schrecken ergriffen, schrieb dieser seinem Ordensgeneral: „Darauf möchte ich mich nicht gerne einlassen; denn die Welt ist böse;“

sie hascht nach Gelegenheiten, alles, was wir Jesuiten schreiben oder tun, anzuschwärzen und als minderwertig hinzustellen.“ Seine Vorstellungen fanden Gehör. Er hätte aus Augsburg manches zu melden gehabt, was recht unschön war. In das Weihwasserbecken des Domes, in dem Canisius predigte, schüttete man heimlich schwarzen Kohlenstaub, so daß die Gläubigen sich besudeln mußten, wenn sie Weihwasser nahmen und sich damit bekreuzten. Leute, die sich darüber ärgerten, daß die Katholiken die ganze Fasten über kein Fleisch aßen, stellten sich vor den Thoren der Domkirche auf; wenn die Geistlichen und andere Gläubige eintreten wollten, hielten sie ihnen große Stücke Braten vor Augen und bissen darein. Aus der Herberge des Herzogs Christoph von Württemberg, die an den Garten der Jesuiten stieß, flogen wiederholt Steine in den Garten, wenn die Väter sich dort ergingen, ein Frevel, der allerdings gegen den Willen des Fürsten verübt wurde. Weit bedenklicher war es, daß man in der Stadt eine wüste Hefhschrift verbreitete. Im deutschen Reich, hieß es darin, sei keine Ruhe und keine Einigkeit zu hoffen, wenn nicht zuvor das Papsttum ausgerottet werde. Die Jesuiten wurden in dem Buch „Räuber“ und „Mörder“ genannt; sie trügen die Schuld an allem Übel, das über Deutschland hereingebrochen sei. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, das Haupt der deutschen Calvinisten, hatte das Nachwort herstellen lassen; er verteilte es mit eigener Hand an die Fürsten bei einem Schmause, zu dem er sie geladen hatte. Kardinal Truchseß nahm es nur an unter der Bedingung, daß der Pfälzer verspreche, auch die Gegenschrift zu lesen. Sogleich mußte nun Canisius sich hinsetzen und eine Widerlegung verfassen; sie blieb jedoch ungedruckt, zum Teil deshalb, weil Kardinal Commendone jeden Anlaß zur Friedensstörung vermeiden wollte.

Gerade solche Ränke trugen dazu bei, die Katholiken unter sich noch mehr zu einigen. Sie waren gut vertreten. Die drei geistlichen Kurfürsten waren da; außerdem die Erzbischöfe von Salzburg und Cambrai, die Herzöge von Bayern und von Jülich-Kleve-Berg und andere weltliche und geistliche Machthaber. Canisius und Nadal besuchten die einzelnen Kirchensfürsten. Mit dem Dominikaner Ringuarda, der später

als Nuntius in Deutschland sich auszeichnete, besprachen sie Mittel und Wege, die deutschen Klöster zur alten Blüte zurückzuführen. Minguarda übernahm es, den Papst dafür zu gewinnen. Canisius predigte in jeder Woche der Fastenzeit viermal; er erklärte vornehmlich den Brief des Apostels Jakobus; es geschah nicht ohne Seitenblicke auf Luther, der bekanntlich kein Verehrer dieses Briefes war. Daß auch Protestanten zuhörten, zeigt eine Eingabe der protestantischen Stände an den Kaiser. Sie erwähnten darin des Canisius Predigt auf Mariä Verkündigung. Am Gründonnerstagnachmittag begann der Domprediger das Leiden Christi auszulegen; er sprach zwei bis drei Stunden. Es folgten am Karfreitag weitere zwei Leidenspredigten; sie währten zusammen fünf Stunden. Überdies hielt Canisius auf Wunsch der Kaiserin während der Fasten in der Katharinenkirche wöchentlich eine Predigt für die deutschen Hofdamen. Dem Kardinallegaten Commendone bot er an, er wolle in der Lambertuskapelle jede Woche einen geistlichen Vortrag für dessen deutsche Dienerschaft halten. Commendone selbst wollte den Vater zum Beichtvater haben. Die Katholiken bereiteten sich mit großem Eifer auf das Osterfest vor. Sechs Jesuiten waren mit Beicht hören beschäftigt. „Ungemein groß“, schrieb Canisius, „war die Zahl der Italiener, Spanier und Deutschen, die durch uns mit Gott ausgesöhnt wurden.“ Am Ostertag theilte der Legat in der Kapelle der Jesuiten die Kommunion aus. Der Gottesdienst wurde besonders im Dom überaus andächtig und feierlich gehalten. Die Protestanten staunten über all diese Frömmigkeit.

Einig waren die Katholiken darüber, daß der Augsburger Religionsfriede vom Jahre 1555 neuerdings bestätigt werden müsse; dann war der geistliche Vorbehalt gerettet; dann

war auch ferneren Schädigungen der Kirche ein Niegel vorgeschoben. Der Kaiser war einverstanden. Der lutherische Kurfürst von Sachsen zeigte Mäßigung und Billigkeitsinn. Da kam wie ein Blitz vom heitern Himmel an Cardinal Commendone die Weisung aus Rom: Sollte auf dem Reichstag irgendein Beschluß gefaßt werden, der gegen die Glaubensentscheidungen von Trient verstoße, so müsse der Legat feierliche Verwahrung einlegen und die Stadt verlassen. Nun war der Religionsfriede von Paul IV. auf das entschiedenste verurteilt worden. Der ihm vielfach geistesverwandte Pius V. schien kaum anders zu denken. Jetzt hatte die Stunde der drei Jesuiten geschlagen. Zwei Wochen lang waren sie von Fragen und Austrägen des Legaten überflutet. Sie hatten kaum Zeit zum Essen und Schlafen. Canisius mußte sich auf der Domkanzel durch einen Ordensgenossen vertreten lassen. Ihm fiel der Löwenanteil an Arbeit und Verantwortung zu; war er ja der einzige unter den dreien, der Deutsch verstand; er hatte, kurze Zeit wenigstens, dem Reichstage angewohnt, der den Religionsfrieden schuf; er war der Vertraute des Königs Ferdinand gewesen, der ihn abschloß; er kannte manche von den Räten, welche die Hände mit im Spiel gehabt hatten. Noch ist eine Anzahl von gemeinsamen Gutachten der drei Väter vorhanden. Es ist nicht klar ersichtlich, sagen sie, daß der Religionsfriede den Glaubensbeschlüssen von Trient widerspreche; er ist ein politischer, nicht ein dogmatischer Friede. Die Katholiken begeben sich der Geltendmachung ihrer Ansprüche auf geistliche Gerichtsbarkeit, Kirchengüter und anderes für so lange, als es ihnen an Macht gebricht, den Forderungen Nachdruck zu verleihen. Der Papst kann den Frieden nicht ausdrücklich gutheißen; er möge ihn aber dulden. Zu feierlicher

Verwahrung ist der Legat nicht verpflichtet. Wenigstens kann er zuvor noch dem Papst die Lage auseinandersetzen. Jedoch müssen die katholischen Stände in der einen oder andern Weise die Annahme der Tridentinischen Entscheidungen bekunden. Der Engländer Saunders stimmte den Jesuiten bei; der Italiener Lancillotti dagegen fand den Religionsfrieden keizerisch und forderte Verwahrung; mit ihm hatten Canisius und seine Freunde manchen harten Strauß zu bestehen. Commendone war in großer Verlegenheit. Die Protestanten und auch den Kaiser selbst konnte eine Verwahrung seitens des Papstes in Wut versetzen; sie konnte eine Sprengung des Reichstages herbeiführen. Ein Kriegseifer konnte auflodern und alles, was in Deutschland noch katholisch war, in Asche verwandeln. So urtheilte Cardinal Truchseß, so auch Nuntius Biglia und Chantonnay, der eifrig katholische Gesandte von Spanien. In aller Eile wurde ein Bote nach Rom gesandt. Er nahm die Gutachten mit. Von Commendone und dessen Freunden gebeten, legte Canisius ein Schreiben bei, in dem er der Rührigkeit und Klugheit des Legaten ein glänzendes Zeugnis ausstellte. In einem gemeinsamen Briefe beschworen die drei Jesuiten ihren General Franz Borgia, sein möglichstes zu tun, damit von der Verwahrung Abstand genommen werde. Borgia ging zum Papste. Er fand ihn noch ganz von dem Gedanken der Verwahrung eingenommen. Der General versicherte, die Augsburger Jesuiten widerrieten sie und die römischen theilten deren Ansicht. Pius versprach zu beten und zu überlegen. Auch Borgia betete. Zwei Heilige beteten, und Gott sandte Licht. Der Papst überließ alles dem Legaten. Nun unterblieb die Verwahrung. Von National-synode war keine Rede mehr. Der Religionsfriede wurde

bestätigt. Es war allerdings nur ein Waffenstillstand; ein halbes Jahrhundert später sollte ihm der Dreißigjährige Krieg ein blutiges Ende bereiten; aber für die katholische Kirche war doch ungeheuer viel gewonnen; sie hatte jetzt Zeit, sich derart zu kräftigen, daß sie in jenen dreißig Schreckensjahren mit Ehren bestehen konnte.

Die katholischen Stände, geistliche und weltliche, versammelten sich um den Kardinallegaten und erklärten ihm durch den Mund des Mainzer Erzbischofs, die Beschlüsse des Konzils, die auf Glauben und Gottesdienst gingen, annehmen und befolgen zu wollen; in Sachen der Kirchenzucht wollten sie den Papst durch den Legaten um einige Erleichterungen bitten. „Von diesem Augenblick an“, schreibt Leopold von Ranke, „beginnt ein neues Leben der katholischen Kirche in Deutschland“. Pius V. war hocherfreut. Er sah seine Erwartungen übertroffen. Auch der Kaiser war froh. Diesmal, sagte er dem Nuntius Biglia, hätten die Scharmacher von Jesuiten den kürzern gezogen. Er machte große Augen, als der Nuntius ihm beteuerte, gerade Canisius und dessen Ordensbrüder seien die besten Friedensmahner gewesen.

Noch war der Reichstag nicht zu Ende, da ließ Papst Pius V. an unsern Seligen die Weisung ergehen: Sobald der Reichstag zu Ende sei, müsse er die unterbrochene Nuntiaturreise wieder aufnehmen und die Aufträge des verstorbenen Papstes weiter ausführen. Bald hörte man auch von andern Absichten des Papstes. Er wollte eine ganze Schar von deutschen Jesuiten in die protestantischen Gegenden bis hinauf nach Dänemark schicken, zum Tausen, Predigen, Beicht hören. Canisius war stets bereit, jedes Opfer für die Kirche zu bringen. Dem Römischen Stuhl gegenüber war er die Dienstwilligkeit selbst. Doch der Gehorsam schließt es nicht aus, daß man gegen einen Befehl aus wichtigen Gründen und mit der rechten Unterwürfigkeit Gegenvorstellungen erhebe; er kann solche unter Umständen geradezu

verlangen. Canisius glaubte in diesem Falle zu sein. Er machte geltend: Der Kaiser würde eine neue Nuntiaturreise sehr übel aufnehmen. Die Jesuiten würden, ohne viel Nutzen stiften zu können, als römische Spürhunde dastehen, den Protestanten ein Greuel, manchen Katholiken ein Schrecken. Zudem könnten die Kollegien ihre Lehrer nicht entbehren. Das lange Fernsein vom Ordenshause würde die kaum eingelebte Ordenszucht lockern. „Was jedoch mich angeht“, bemerkt er, „so bin ich zu allem bereit.“ Der Ordensgeneral Borgia versprach, dem Papst diese Erwägungen zu unterbreiten. Er fügte bei: „Was der Heilige Vater daraufhin bestimmen wird, das werden wir als das Beste ansehen.“ Pius V. ließ sein Vorhaben fallen.

Canisius hatte auch so Gelegenheit genug, der deutschen Kirche zu nützen. Nicht lange nach Schluß des Reichstags suchte der Mainzer Erzbischof beim Papst um einige Vergünstigungen nach, die ihm zur Förderung der katholischen Sache ersprießlich schienen. Er konnte nichts erlangen; man meldete ihm sogar, daß er beim Heiligen Stuhl als anrüchig gelte. Daniel Brendel war ein tiefgläubiger, andächtiger, standhafter Mann, der freigebigste Wohltäter, den die Jesuiten auf deutscher Erde besaßen. Eine solche Behandlung erfüllte ihn mit bitterem Schmerz. Sofort schrieb Kardinal Truchseß nach Rom. Auch Canisius blieb nicht müßig. Er bat den hl. Franz Borgia, den Mainzer Kurfürsten bei jeder Gelegenheit in Schutz zu nehmen und allen Kardinälen zu empfehlen. „Wie die Dinge jetzt stehen“, fügte er bei, „liegt viel daran, daß man unsere deutschen Erzbischöfe rücksichtsvoll und schonend behandelt und ihnen womöglich besondere Ehren erweist. So lange Zeit schon und unter so großen Gefahren stehen sie fest zur katholischen Fahne und halten sie ihre Deute darum geschart. Wenn anders ich in diesen Dingen ein Urteil habe, so sage ich: sie verdienen es wahrhaftig, daß die heilige römische Kirche als eine gute Mutter ihnen von Herzen gern Gunst und Gnade erweise.“ Borgia hatte schon früher den Seligen gemahnt: Wenn er glaube, daß in Rom irgend etwas für die Sache der katholischen Kirche Deutschlands geschehen könnte, so solle er ihm nur offen Mitteilung machen. Die Ratschläge würden sicher an die rechte Stelle gelangen. Er hielt ohne Zweifel sein Versprechen. Von Anfang des Jahres 1572 ist ein Schreiben des Papstes an Erzbischof Daniel erhalten, das

lautere Hochschätzung und Zuneigung atmet. Mit Freuden hat Pius den Mainzer Domdekan empfangen. Alles ist gewährt und mehr noch, als verlangt war. Überdies ist der Domdekan zum Apostolischen Protonotar ernannt worden.

12. An vielerlei Orten. 1566—1568.

Gegen Ende Mai 1566 kehrte Canisius auf die Kanzel des Augsburger Doms zurück. Doch schon Ende Juni enthob ihn der Bisitator Nadal im Einverständniß mit dem Kapitel seiner Predigerstelle. Es hatte sich nämlich immer deutlicher herausgestellt, daß Canisius nicht zugleich Provinzial und Domprediger sein konnte. Das eine Amt brachte häufiges Fernsein von Augsburg mit sich; das andere forderte ständige Anwesenheit. Vom Kardinal Truchseß und von Canisius selbst gedrängt, bestimmte Nadal bald darauf den P. Gregor Rosseßius zum Nachfolger unseres Seligen. Canisius hatte damit seine Augsburger Wirksamkeit im großen und ganzen abgeschlossen. Im Jahre 1629 kennzeichnete sie der Bischof von Augsburg in seinem Berichte an den Apostolischen Stuhl mit den kurzen, aber vielsagenden Worten: „Augsburg muß den gottseligen Doktor Petrus Canisius als seinen Apostel anerkennen.“

Der Bande ledig, die ihn so lange an die Stadt Augsburg gefesselt hatten, schlug der Provinzial Canisius seinen Wohnsitz im Dillinger Kollegium auf, allerdings nur, um für den Zirkel seiner vielen Wanderungen einen festen Ausgangs- und Endpunkt zu haben. Zu den regelmäßigen Visitationen der Kollegien, die sein Amt forderte, kamen nicht wenige andere Reisen, die bald durch besondere Angelegenheiten seines Ordens, bald durch allerlei Bitten und Weisungen

von auswärts veranlaßt wurden. Sie sind es gerade, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Im September des Jahres 1566 folgte der Gottesmann einem Rufe nach Wiesensteig in Schwaben. Der Herr der Gegend, Graf Ulrich von Helfenstein, war in der katholischen Religion zwar geboren, aber, wie es scheint, nie gründlich unterwiesen worden. Um das Jahr 1555 wandte er sich von ihr ab. Er vertrieb die Priester, legte die Hand auf die kirchlichen Stiftungen und zwang seine Untertanen, das Augsburger Bekenntniß anzunehmen. Doch konnte er dieses Wechsels nicht recht froh werden. Als Mann von hohem Geist und sittlichem Ernst beschäftigte er sich mit der Lesung von Schriften der heiligen Väter. Besonders fiel es ihm dabei auf, daß sich mit der Weisheit eines Basiliius des Großen die Weisheit der neuen Lehrer so schlecht vertrug. Er verlangte, die katholische Kirche näher kennenzulernen. Kardinal Truchseß schickte ihm den P. Canisius. Der blieb über eine Woche in Wiesensteig. Als er wegging, war Graf Ulrich auf dem besten Wege, katholisch zu werden. Des Grafen Frau und Kinder hatten immer am katholischen Glauben festgehalten; Canisius konnte ihnen den Trost des Bußsakramentes spenden. Im Gefängnisse zu Wiesensteig harreten zwei lutherische Hexen des Feuertodes. Die Prediger hatten sie im Stich gelassen. Da ging Canisius zu ihnen; er unterrichtete sie, nahm sie in die katholische Kirche auf und sprach sie von ihren Sünden los. Das zeitliche Leben ihnen zu retten, lag nicht in seiner Gewalt; aber er ebnete ihnen den Pfad zum ewigen Leben.

Graf Ulrich ließ sich im folgenden Jahre feierlich in die Kirche wieder aufnehmen; im gleichen Jahre gab er Rechenschaft von seinem Schritte in einer lateinischen Schrift, die auch in das Französische

übertragen wurde. Er habe, sagt er darin, Anstoß genommen an der Geringschätzung, mit der die Neuerer die alten Väter und Kirchensammlungen behandelten; auch ihre Uneinigkeit und Unbeständigkeit habe in hohem Grade sein Mißfallen erregt; überdies habe er wahrgenommen, daß durch den neuen Glauben die Sitten nicht gebessert worden seien; sie seien vielmehr verwildert. Seinen Verwandten gestand er: Solange er von der Kirche getrennt gewesen, habe er nie recht beten und sich nie wahrhaft im Herrn erfreuen können. Ulrichs Besehrung war aufrichtig und standhaft. Herzog Christoph von Württemberg gab sich viele Mühe, sie rückgängig zu machen; es war umsonst. Der Graf gab geraubtes Kirchengut im Wert von vielen tausend Gulden zurück. Von Basel rief er die jungen Männer ab, die er dorthin geschickt hatte, damit sie zu protestantischen Predigern ausgebildet würden; er übergab sie jetzt dem Dillinger Jesuitenkonvikt. Zugleich holte er eifrige Priester herbei. Katholische Bücher ließ er in großer Menge verteilen. Die neugläubigen Prediger wichen. Katholische Missionäre führten das Volk zum Glauben der Väter zurück. Eine besondere Vorkehrung hat über diesem Ländchen gemacht. Es bildet noch heute eine katholische Oase im protestantischen Württemberg.

Im November und Dezember des Jahres 1566 sehen wir den Seligen zusammen mit dem Bisitor Nadal in Würzburg langwierige Verhandlungen über die Gründung des Kollegiums führen. Er mußte auch dem Volk in der Domkirche und dem Fürstbischof auf dessen Schloß predigen. Dabei wurde vereinbart, daß er nächstes Jahr in der Stadt die Fastenpredigten halte. Der edle Bischof Friedrich von Wirzburg bedurfte wahrhaft der Unterstützung aller Gutgesinnten. Auf den ersten Blick erschien er als ein großer und mächtiger Herr. Mit dem Titel eines Herzogs von Ostfranken geschmückt, saß er wie ein rechter Fürst in seiner wohlbesetzten Burg Marienberg, die in lichter Höhe thronend die Stadt Würzburg beherrscht. Weite Striche des herrlichen Frankenlandes waren auch in weltlichen Dingen seinem Krummstab unterthan. Aber sie waren im

Bauernkriege schrecklich verheert worden. Darnach, 1553, hatte der Markgraf Albrecht von Brandenburg im Stift 17 Städte, 34 Klöster, 6 Schlösser und beiläufig 250 Dörfer ausgeplündert und ganz oder teilweise niedergebrannt. Zehn Jahre später hatte der Raubritter Wilhelm von Grumbach Würzburg überfallen und derart gebrandschatzt, daß man den Schaden auf mehr als 200000 Gulden, nach heutigem Geldwert vielleicht 2 Millionen Mark, schätzte. Noch größer als das wirtschaftliche Elend war das religiöse. Der größte Teil des fränkischen Adels war in das Lager der Neugläubigen übergegangen. Der Bischof wagte nicht, ohne bewaffnete Bedeckung sein Schloß zu verlassen. Die Stadt Würzburg war mit unkatholischen Anschauungen durchtränkt. Auf dem Lande waren die Gläubigen vielfach ohne rechtmäßige Hirten. Geradezu himmelschreiend war der Mangel an katholischen Lehrern und Predigern. Canisius konnte die versprochenen Fastenpredigten erst am zweiten Fastensonntag beginnen. Von da an sprach er im Dom dreimal die Woche. Es kostete ihn schwere Mühe; denn er fühlte sich unwohl, und das Gotteshaus war überaus groß. Der Schalldeckel der Kanzel mußte niederer gesetzt und ausgewölbt werden. Auf Befehl des Bischofs wohnten auch die Domherren und Dombikare den Predigten bei. Unter der Zuhörerschaft muß auch jener Laurentius Albert gewesen sein, der Ende 1567 in Würzburg vom protestantischen Bekenntnisse zur katholischen Kirche übertrat. Er hat sich dadurch unsterblich gemacht, daß er 1573 die erste deutsche Sprachlehre herausgab. Drei Predigten in der Woche waren übrigens für einen Mann wie Canisius zuwenig. Er hielt außerdem an den Montagen und Mittwochen nachmittags 2 Uhr große Christenlehre in der Franziskanerkirche, die jetzt noch

eine Zierde Würzburgs bildet. Bischof Friedrich hatte von allen Kanzeln der Stadt verkünden lassen, die Eltern mußten alle ihre Kinder und sämtliche Dienstboten schicken; wozu möglich sollten sie sich auch selber einfinden. In der Osterwoche wurde der geistliche Rat des Bistums versammelt. Der Fürstbischof selbst führte den Vorsitz; Canisius saß ihm zur Seite. Neben verschiedenen andern Beschlüssen verabredete man, den Pfarrern bestimmte neuere Werke anzugeben, aus denen sie sich über die Spendung der Sacramente zu unterrichten hätten. Ferner sollte eine Anweisung für die Beichtväter gedruckt und verteilt werden. Canisius hatte eine Reihe von allgemeinen Leitsätzen und besondern Ratschlägen zusammengestellt; als kluger Geist faßt er nur das Erreichbare ins Auge; als milder Seelenarzt will er dem Kranken kein Heilmittel aufzwingen, das dessen Schwäche nicht tragen kann. Nur ein Beispiel. Das weltliche Recht, des kirchlichen nicht zu gedenken, gab dem Fürstbischof die Befugnis, von seinen nichtkatholischen Untertanen zu verlangen, daß sie entweder zum alten Glauben zurückkehrten oder sein Land verließen. Canisius rät vorläufig nichts anderes als dies eine: Der Bischof möge verhüten, daß aus den Lutheranern Calviner werden und daß die Prediger neue Irrtümer zu den alten hinzufügen und so sich immer weiter von der Kirche entfernen.

Bei seiner Rückkehr nach Dillingen wurde der rast- und ruhelose Mann von heftigem Fieber befallen. Er hatte sich wieder erholt, als Cardinal Otto Truchseß im Juni dieses Jahres, der tridentinischen Vorschrift und der päpstlichen Mahnung entsprechend, die Geistlichkeit seines Augsburger Bistums in Dillingen zur Diözesansynode versammelte. Die Verhandlungen währten fünf Tage. Die Hauptsitzungen

wurden im großen Saale des Hochschulgebäudes gehalten. Canisius hatte seine Wohnstube seinen lieben Freunden, den Augsburger Domherren, für ihre Sonderberatungen eingeräumt. Die Verordnungen der Synode, die der Kardinal im Verein mit Canisius vorbereitet hatte, fußten auf den Beschlüssen des Konzils von Trient. Besonders wichtig war die Bestimmung, welche den Besuch protestantischer Mittel- und Hochschulen verpönte. Nicht immer fuhren die Leiter der Synode auf spiegelglatter See. Canisius hatte nach seinen eigenen Angaben als Ratgeber des Kardinals schwere Adererarbeit zu leisten. Otto schrieb an General Borgia: Dank der Mühewaltung des P. Canisius und seines Ordensgenossen Pisa sei es ihm gelungen, das Werk zu einem glücklichen Ende zu führen.

Schon warteten des fleißigen Arbeiters neue Aufträge. Bischof Friedrich von Würzburg hatte die Gründungsurkunde des Würzburger Kollegs in amtlicher Ausfertigung an den General der Gesellschaft Jesu gesandt; sie war genau nach den Bedingungen und den Zugeständnissen zurechtgeschnitten, die der Provinzial Canisius als Vertreter des Ordens dem Bischof gemacht hatte. Canisius hinwiederum hatte sich vom Visitator Nadal belehren lassen, der in Ordensangelegenheiten eine Art von Drakel war. Bischof Friedrich war unsäglich froh darüber, daß er endlich dieser Stiftung sein Siegel hatte aufdrücken können. Ihm stand es fest, daß der General sie auf das freudigste begrüßen werde. Doch siehe da, Borgia und seine Räte konnten sich mit den Würzburger Abmachungen nicht befreunden. Sie fanden in dem Schriftstück eine Verletzung der Ordensregel und lehnten es ab. Die peinliche Aufgabe, den Bischof darüber aufzuklären, fiel unserem Cani-

sius zu. Auf sein flehentliches Bitten stellte auch der rheinische Provinzial Anton Binde in Würzburg sich ein; er hatte ja das Kolleg zu übernehmen. Die beiden gingen zusammen nach der bischöflichen Burg. Bischof Friedrichs Gemüt war durch das Alter und die vielen Schicksalsschläge reizbar geworden. Im Gefühl bitterer Enttäuschung erhob sich der Kirchenfürst und verließ das Gemach. Die zwei Provinziale standen da und schauten einander verblüfft an. Es bedurfte, berichtet Binde, der Beredsamkeit eines Canisius, um den Wagen wieder in das Geleise zu bringen. Sich selbst vergessend, gab der Bischof zuletzt in allen wesentlichen Stücken nach. Ein neuer Stiftungsbrief ward aufgesetzt. Als die Nachricht eintraf, daß der General ihn angenommen habe, hob Friedrich, wie Binde erzählt, die Hände zum Himmel und dankte dem Herrn und dem gesamten himmlischen Hof und dem General und der ganzen Gesellschaft Jesu für die ihm gewordene Gnade.

Nun zogen die zwei Väter über Frankfurt, Mainz und Worms nach Speier. Der Stiftungsbrief des Speierer Kollegs krankte an den nämlichen Fehlern wie die erste Gründungsurkunde von Würzburg. Hier mußten die Domherren, nicht der Bischof selbst, erweicht werden. Sie blieben aber hart. Unverrichteter Dinge zogen die zwei Reisenden nach verschiedenen Richtungen hin ab. Zwei Jahre später wurde auch in Speier ein befriedigender Abschluß erreicht.

Canisius ging in das Elsaß. Der Straßburger Bischof Erasmus von Limburg nahte seinem Ende. Man befürchtete eine unglückliche Bischofswahl. Darum hatte Canisius aus Rom den Auftrag erhalten, ihn zur Ernennung eines tüchtigen Roadjutors mit dem Recht der Nachfolge zu bestimmen. Dem Bischof aber durfte er nicht sagen, daß er vom Papst

beauftragt sei. Doch war er bevollmächtigt, zu erklären, daß der Heilige Stuhl seinen vollen Beistand gewähren werde. Erasmus, von einer Badereise soeben nach Zabern zurückgekehrt, hörte alles ruhig an und lobte die gute Absicht; aber seine leibliche Schwäche und sein ängstliches Gemüt ließen ihn nicht zu einem Entschluß kommen. Die Vorsehung entschädigte unsern Seligen für diesen Mißerfolg. Johann von Manderscheid, den das Kapitel 1569 zu Limburgs Nachfolger wählte, entwickelte sich aus einem Domherrn von schwankender Gesinnung zu einem tatkräftigen katholischen Bischof. Im Jahre 1580 rief er die Jesuiten nach Wolsheim.

Nach Dillingen heimgekehrt, warf Canisius in einem Schreiben an Borgia einen Rückblick auf die Erfahrungen seiner Reise. Auf das dringendste empfahl er von neuem, daß man im Einverständniß mit dem Kaiser den Bischöfen Koadjutoren gebe. Er lenkte auch die Aufmerksamkeit Roms auf das ärgerliche Treiben, das an verschiedenen Domstiften herrschte. An manchen Orten, schrieb er, treffe man Stiftsherren, die im Glauben verdächtig, ja ausgesprochen unkatholisch seien. Man solle, meinte er, künftig niemand in ein Stift aufnehmen, er habe denn zuvor das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt. Was die Klöster angehe, so habe der Erzbischof von Mainz ihm gesagt, er glaube nicht, daß in seinem Sprengel der Ordensstand sich noch länger als zehn Jahre halten können; denn die Klöster seien dort so spärlich gesät und ihre Insassen lebten so unffromm, daß niemand sich ihnen anschließen wolle. Es ist herzerreißend, zu hören, wie der apostolische Mann über gewisse Ordensmänner klagt, die das Klostergut verprassen, das Ordensgewand abwerfen, sich in die Pfarrhäuser auf dem Lande setzen und von da aus den Weinberg Christi verwüsten. Die Ordensgenerale, rät er, sollen angehalten werden, die deutschen Klöster gründlich zu visitieren und zu reformieren; mit päpstlicher Vollmacht sollen sie allen Unbotmäßigen und Unverbesserlichen sofort die Türe weisen. Unsere Bischöfe, sagt er weiter, können gewichtige Entschuldigungsgründe dafür

vorbringen, daß sie keine Synoden halten und keine Konzilsbeschlüsse verkünden; sie haben der Geistlichen überaus wenige, und denen, die noch übrig sind, würden scharfe Arzneien mehr schaden als nützen. Die meisten Bischöfe verzweifeln am Fortbestand des katholischen Wesens in Deutschland. Dringendst bedürfen sie der Tröstung und Ermunterung. Das Schreiben wurde auch dem Papste mitgeteilt. Pius V. ließ sich einen Auszug machen, um ihn als Richtschnur für seine kirchlichen Maßnahmen zu gebrauchen.

Des heimkehrenden Provinzials harrete ein schweres Leid. Es kam aus seiner nächsten Nähe, aus dem Kollegium von Dillingen. Dort sahen sie den Engländer Eduard Thorn, der vor bald zwei Jahren in Löwen sich dem Orden angeschlossen hatte, als einen halben Heiligen an, so andächtig waren seine Mienen, so bescheiden seine Schritte und Tritte. Da verordnete der Rektor des Kollegs, daß am Feste Mariä Himmelfahrt des Jahres 1567 alle Hausgenossen das Tridentinische Glaubensbekenntnis zu erneuern hätten. Die Reihe kam an Thorn. Er weigerte sich. An die Gewalt des Papstes, sagte er, könne er nicht glauben; er habe nie daran geglaubt; der Geist, der in ihm wohne, bezeuge ihm das Gegenteil. Alles Zureden war vergeblich. Man hieß ihn zum Provinzial Canisius gehen, der eben einen Ausflug nach Innsbruck und München gemacht hatte. Er aber entlief in das nahe Städtchen Dautingen, das dem lutherischen Herzog von Pfalz-Neuburg gehörte, und warf sich dort den Predigern in die Arme. Vor dem Herzog Wolfgang von Neuburg und dem Grafen Ludwig von Ottingen und einer großen Volksmenge verdamnte Thorn die katholische Kirche und die Gesellschaft Jesu und beschwor das lutherische Bekenntnis. In der Festpredigt wurden die protestantischen Zuhörer belehrt, die Jesuiten seien Verächter des Wortes Gottes; sie träten die Wohltaten Christi mit Füßen und riefen Götzenbilder um Hilfe an. Herzog Wolfgang verlieh Thorn eine Freistelle an der Dautinger Studienanstalt. In einer eigenen Schrift wurde dem Himmel für diese „Belehrung“ Dank gesagt; sie erschien lateinisch zu Basel und deutsch zu Dautingen. Auf katholischer Seite erfuhr man bald, daß der Engländer den Katholiken von Anfang an nur geheuchelt hatte. Er war Calvinier gewesen. Es war nicht Sorge für die arme Seele, die den mittellosen Schwindler in den Orden führte; er wollte, wie ein alter Geschichtschreiber sich ausdrückt, seinen

leeren Magen füllen. Was Thorn weiter getrieben hat, davon schweigt die Geschichte. Wie er die Jesuiten hintergangen hat, so hat er wahrscheinlich auch die Lutheraner betrogen.

Wie nahe doch oft die äußersten Gegensätze sich berühren! Im nämlichen Monat, da Eduard Thorn aus dem Dillinger Kollegium entsprang, klopfte an dessen Thüre ein 17jähriger Jüngling von vornehmer Haltung und engelgleichem Antlitz. Es war der polnische Edelmann Stanislaus Kostka. Er versicherte, er habe zu Wien in seinem Innern wiederholt und deutlich die Stimme Gottes vernommen, die ihn zur Gesellschaft Jesu berief; aber der Provinzial von Oesterreich lasse ihn nicht zu, weil er wisse, daß die Eltern nicht zustimmen würden; nach zweijährigem Harren habe er darum heimlich die Stadt verlassen; er sei entschlossen, nicht eher zu ruhen, als bis ein Haus der Gesellschaft seine Pforte ihm öffne, müßte er auch bettelnd die ganze Welt durchwandern. Ein Brief des Hospredigers der Kaiserin, den Stanislaus mitbrachte, bestätigte diese Aussagen. Canisius war nach Dillingen zurückgekommen; er hieß zunächst den Flüchtling einige Wochen lang im Seminar den Böglingen die Speisen austragen und andere Hausdienste leisten. Der junge Mann bestand die Probe vortrefflich. Trotzdem konnte auch Canisius sich nicht entschließen, ihn unter die Novizen einzureihen. Doch mochte er sich nicht widersetzen, als Stanislaus erklärte, er wolle jetzt nach Rom pilgern und dem General der Gesellschaft sich zu Füßen werfen. Zwei junge Ordensleute waren schon vorher für die Romreise bestimmt worden. Der Pole wurde ihnen beigelegt. Canisius gab ihm einen Brief mit, der besagte, von diesem Jüngling sei „Ausgezeichnetes“ zu erwarten.

Mit dem Seherblick, den die Heiligkeit verleiht, erkannte Franz Borgia in so außerordentlichen Tugungen und Führungen das Walten der göttlichen Vorsehung. Stanislaus wurde in das Probenshaus von Sant' Andrea aufgenommen. Als Canisius im folgenden Jahr zu Rom weilte, lud man ihn ein, an die Ordensgemeinde von Sant' Andrea einige Worte der Erbauung zu richten. Er sprach am 1. August. Wir sollten, so führte er aus, jeden Monat mit solchem Eifer anfangen und durchleben, als wäre es unser letzter Monat hienieden. Stanislaus äußerte sich darnach seinen Mitnovizen gegenüber: Der Pater hat eigens für mich gesprochen; denn ich werde diesen Monat noch sterben. Alles lächelte über die Weissagung, denn Stanislaus blühte wie eine Rose. Aber schon vierzehn Tage später hauchte er in einer Entzückung der Gottesliebe seine jungfräuliche Seele aus. Papst Benedikt XIII. hat ihn unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Im nämlichen Monat, in dem Canisius den hl. Stanislaus nach Rom schickte, wurde er selbst nach Ingolstadt zu einem Friedenswerk gerufen. Zwei junge Mitglieder des Jesuitenkollegiums, die der philosophischen Fakultät der Hochschule angehörten, lagen in heftigem Streit mit ihren philosophischen Amtsgenossen weltlichen Standes. Man suche sie, so lautete ihre Klage, bei den Prüfungen auf die Seite zu schieben, man verweigere ihnen den Einblick in die Vermögensverwaltung, kurz, sie würden als die Aschenbrödel behandelt, da sie doch gleiche Rechte wie die andern hätten. Reden und Schriften gingen hin und wieder. Der Herzog wurde angerufen. Gesündigt wurde hüben wie drüben. Argernisse entstanden. Das war ganz und gar gegen den friedfertigen Sinn eines Canisius. „Mitarbeiten“ müssen wir in Ingolstadt, nicht herrschen, hatte er 1554 nach Rom geschrieben. Sobald er von dem Geschehenen Kunde erhielt, bot er der herzoglichen Regierung seine Vermittlung an. Auf sein Ersuchen verstand sich Martin Eisengrein, Lehrer

der Heiligen Schrift und Pfarrer der Mauritiuskirche, dazu, sich mit ihm in das Schiedsrichteramt zu teilen. Gleich in der ersten Zusammenkunft gaben die zwei jugendlichen Heißsporne zerknirschten Herzens die Erklärung ab, sie nähmen alle scharfen Worte zurück; alle Professoren seien gute Leute, ja die besten Leute von der Welt. Ähnliches geschah von der Gegenseite. Damit war die Hauptsache getan. Es folgten Handschlag und Umarmung. Tags darauf begaben sich die beiden Jesuiten aller Vorurteile und Lasten, die ihnen von Fakultäts wegen zukommen konnten; sie erklärten, sich einzig auf ihre Lehrstühle beschränken zu wollen. Der Herzog hieß es gut. Der Provinzial setzte seinem Werk die Krone auf, indem er die versöhnten Feinde im Kollegium zu einem gemüthlichen Abendessen vereinigte. Ingolstadt erlebte einige Jahre süßen Friedens.

Nicht so leicht war es für den Diener Gottes, einen andern Anäuel zu entwirren. Papst Pius IV. hatte, wie schon erwähnt wurde, verordnet, daß alle Lehrer und alle, welche akademische Würden erwerben wollten, das Tridentinische Glaubensbekenntnis abzulegen hätten. In Ingolstadt aber rührten die Leiter der Hochschule keinen Finger, der Vorschrift zu entsprechen. Immer mehr steigerte sich die Beängstigung vieler Gewissen. Ihnen schwebten die schweren Strafen vor, die der Papst den Ungehorsamen angedroht hatte. Manche legten das Bekenntnis im geheimen ab; aber es war öffentliche Ablegung gefordert. Die Herren entschuldigten sich damit, daß das päpstliche Breve ihnen nicht sei mitgeteilt worden. Anstalten wie Ingolstadt, meinten sie, seien auch vom Papste kaum gemeint worden. Einzelne herzogliche Räte fürchteten wohl auch, der Störung des Religionsfriedens bezichtigt zu werden. Der Hauptgrund

lag indessen anderswo. Unter den Hörern der Rechte war eine gute Anzahl Nichtkatholiken. Trugen sie nicht ihr protestantisches Bekenntnis zur Schau, so drückten die Lehrer die Augen zu; die Promotionen brachten ja klingende Münze und gute Doktorsmäuse mit sich. Wie mancher Gegner des katholischen Glaubens hatte schon als Doktor der katholischen Ingolstädter Hochschule am Hof und im Rat katholischer Fürsten sich einzunisten verstanden, zum Schaden für Kirche und Staat! Dazu wollte Canisius nicht länger mehr schweigen. Er rebete in München mit dem Kanzler des Herzogs. Er reiste auch nach Eichstätt zum Kanzler der Hochschule, dem Bischof Martin von Schaumberg. Der beteuerte, er würde gern das Breve veröffentlichen, wenn es ihm nur amtlich zur Kenntnis gebracht würde; doch werde sein geistlicher Arm wenig ausrichten, wenn nicht zu gleicher Zeit des Herzogs weltlicher Arm sich rühre. Es stand nun nicht lange an, da erhielt Canisius aus Rom zur Weiterbeförderung ein Schreiben, in dem Pius V. den Bischof mit der Einführung des Glaubensbekenntnisses beauftragte. Ein anderes Schreiben, glimpflich, ja lobend gehalten, richtete der Papst an die Hochschule selbst. Bischöfliche und herzogliche Räte stellten sich in Ingolstadt ein und gaben zu verstehen, es sei jetzt Zeit, Farbe zu bekennen. Alles fügte sich. Nur zwei oder drei Lehrer versagten; sie verloren ihre Stellen. Ingolstadt aber wurde eine Hochburg katholischer Rechtgläubigkeit. Dabei schenkte die Hochschule in der Folgezeit nicht nur der Gottesgelehrtheit und der Weltweisheit, sondern auch der Rechtskunde, der Geschichtschreibung, der Sprachforschung eine glänzende Reihe von Männern, die durch ihren Ruf Scharen von Schülern anlockten und durch ihre Schriften sich um die Menschheit hohe Verdienste erwarben.

Die letzte Reise des Jahres 1567 hatte Innsbruck zum Ziele. Sie ist denkwürdig durch eine Großthat der Vorsehung Gottes.

Der Begleiter des Seligen hat sie uns aufbewahrt. Es war ein junger Priester der Gesellschaft Jesu, Namens Franz Rocca; später bekleidete er zu Rom an der Peterskirche das Amt eines Pönitentiars; auch war er viele Jahre lang Beichtvater des Cardinals Bellarmin.

Nicht weit von der Straße, die von Augsburg nach Innsbruck führt, liegt auf einer Hochebene der Alpen das Benediktinerkloster Ettal, die berühmte Stiftung des Kaisers Ludwig des Bayern, mit ihrem marmornen, vom Kaiser aus Italien mitgebrachten Gnadenbild der Gottesmutter. Canisius war kein Fremdling in Ettal. Schon 1558 war er dort von Abt Plazidus Gall gastlich aufgenommen und mit Reliquien beschenkt worden. Er wollte auch diesmal die liebenswürdigen frommen Mönche begrüßen; doch sollte der Aufenthalt sich auf einige Stunden beschränken. Aber zu Ettal sagte man ihm, das Thal gegen Innsbruck zu sei vollständig überschwemmt; erst am nächsten Morgen, wenn die Flut gesunken sei, könne er die Weiterreise wagen. Auf Wunsch der Klostergemeinde hielt er am Abend einen Vortrag über das geistliche Leben. Als Canisius und Rocca andern Tags, von einem wegfundigen Landmann geführt, den Berg herabritten, sahen sie die Wasser tosend von den Felswänden in die Tiefe stürzen. Unten war die Straße verschwunden. Das Bett des Loisachflusses konnte man nicht mehr unterscheiden. Die Pferde wateten bis zum Bauch in den Fluten. Canisius ließ die zwei Begleiter vorausreiten. Er folgte in einiger Entfernung. Das war so seine Gewohnheit beim Reisen; denn so konnte er sich in heiliger Stille mit seinem Gott unterhalten. Von Zeit zu Zeit wandte Rocca sich

um, um nach ihm zu sehen. Sie waren schon einige Meilen weit geritten, da sah er, wie Canisius vom Pferd geglitten war. Mit dem einen Fuß stand er auf der Erde; sein anderer Fuß war derart in dem Steigbügel festgeklemmt, daß er ihn nicht losbringen konnte. Fast der ganze Körper war von den Wellen bedeckt. Rocca wollte zu Hilfe eilen; aber der Führer wehrte es ihm. Die reißenden Wasser, sagte er, würden ihn begraben. Doch lassen wir nun Rocca selber reden: „Menschliche Hilfe sah ich nicht; es blieb mir nichts übrig, als unter Tränen den Vater Gott dem Herrn zu empfehlen. Da zeigte sich mir von der Ferne ein Mann von hohem Wuchs, der vor uns einherschritt; zuvor hatten wir ihn nicht gewahrt; ich rief ihm und winkte ihm. Er geht auf Canisius zu, zieht ihm den Fuß aus dem Bügel und führt Pferd und Reiter auf eine Bergwiese neben dem Wege. Ich komme hinzu, steige vom Pferde, umarme den Vater und sage: ‚Mein Vater, wie hatte ich Mitleid mit Euch, ich wollte Euch helfen, aber ich konnte nicht. So empfahl ich Euch Gott.‘ Canisius entgegnete: ‚Vater, ich versichere Euch, ich war nie so froh wie in diesem Augenblick. Ich sagte bei mir: Ich verlange aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein.‘ Darnach wandte er sich zu seinem Lebensretter mit den Worten: ‚In der Herberge wollen wir miteinander Mahlzeit halten. Dann sollt Ihr ein gutes Trinkgeld bekommen.‘ Dieser machte eine fröhliche Miene und sagte etwas, was wie Zustimmung klang. Wir setzten den Vater auf das Pferd und ritten wieder in das Wasser hinein. Der Mann — er sah aus wie ein Bauer — ging eine Zeitlang uns voran; aber als wir in die Nähe des Gasthauses kamen, verschwand er aus unsern Blicken. Wir sahen ihn nicht wieder. Ich aber dachte und denke

noch: Das war ein Engel, von Gott gesandt." So weit Rocca's Erzählung.

Der Jnnßbrucker Aufenthalt galt vor allem den zwei Königinnen Magdalena und Helena; Margareta war das Jahr zuvor selig im Herrn entschlafen. Die zwei Priester des Jnnßbrucker Kollegiums, die damals das Amt von Hofbeichtvätern versahen, wurden sehr oft in die Hofburg berufen. Dazu kam ein lebhafter Austausch von Briefen. Aus der Hofküche brachte man täglich Speisen in das Kollegium. Das alles war der Ordenszucht nicht eben förderlich. General und Provinzial gaben sich viele Mühe, die frommen Wünsche und hochherzigen Gunstbezeugungen der erlauchten Frauen mit den Anforderungen der Ordensregel in Einklang zu bringen. Es gelang ihnen nicht immer. Jetzt waren Magdalena und Helena entschlossen, sich vollends von der Welt zurückzuziehen. Der Kaiser hatte schon vom Papst die Befugnis erlangt, die Jnnßbrucker Franziskaner von der Hofkirche wegzunehmen und dort ein Frauenkloster zu errichten, in das seine Schwestern eintreten konnten. Nun wollten aber diese nicht; Canisius hatte ihnen abgeraten. Da wurde die Stadt Hall, die nur ein paar Stunden von Jnnßbruck entfernt ist, ins Auge gefaßt. Erzherzog Ferdinand, der Landesherr von Tirol, wollte dort seinen Schwestern ein Haus anweisen und eine Kirche bauen. Diese ihrerseits machten das Anerbieten, in Hall ein Haus der Gesellschaft Jesu zu gründen, dessen Priester die geistliche Leitung ihrer Stiftung zu besorgen und in ihrer Kirche Gottesdienst zu halten hätten. Es war nicht ein Orden im strengen Sinne gedacht, wohl aber ein Verein von frommen Frauen, die in Hall ein klosterähnliches Leben führen würden. Auch dieser Vorschlag stimmte schlecht

zu der Verfassung der Gesellschaft Jesu. Aber die gleiche Verfassung bevollmächtigt den General, aus wichtigen Gründen Ausnahmen zu gestatten. Magdalena war unermüdllich im Bitten. Lauter noch als ihre Worte sprachen ihre heißen Tränen. Schließlich meinte auch Canisius, daß man nachgeben solle. Tirol litt entsetzlichen Mangel an Priestern, die zugleich hochgebildet und herzensfromm waren. Die Fürstinnen und ihr Vater und ihre Geschwister hatten der Gesellschaft so viele Wohltaten erwiesen. Vor kurzem noch hatte Canisius mit Hilfe des Erzherzogs Ferdinand dem Innsbrucker Kolleg ein Armenkonvikt angliedern können. Dazu kam, daß das Tugendbeispiel der Kaisertöchter seine befruchtenden Strahlen auf das ganze Land Tirol warf. Endlich war Hall stark von Irrlehren durchseucht. Da konnten die Jesuiten sich als Retter in der Not bewähren. Im Februar 1568 erlaubte der General Borgia dem Provinzial Canisius, in Hall ein Haus der Gesellschaft zu eröffnen.

Das Schreiben des Generals war kaum in Dillingen eingetroffen, so sehen wir den Gottesboten schon wieder zum Wanderstab greifen. Das Ziel der Reise war diesmal die schwäbische Stadt Ellwangen. Den Stolz dieser Stadt bildet noch jetzt die Basilika zum hl. Vitus, der bedeutendste romanische Kirchenbau Württembergs. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aber war die Kirche derart vernachlässigt worden, daß durch die Menge des einströmenden Regens Bäche sich darin bildeten und der Giebel eines Flügels herabstürzte. In dieser Verwahrlosung sinnbildeten sich treffend die kirchlichen Zustände der Stadt und ihres Gebietes. Von Rechts wegen war die Einwohnerschaft katholisch. Tatsächlich hingegen herrschte allerlei Irrung und Zwiespalt. Es

war auch nicht zu verwundern. Jahrelang hatte hier ein Pfarrer gehaust, der ein sehr unkirchliches Leben führte. Ein lutherischer Prediger kam heimlich in die Stadt und reichte sein Abendmahl. Ein Bürger predigte Sonntags in seinem Hause aus Luthers Postille. Cardinal Truchseß hatte als Stiftspropst und Landesfürst schon mehrmals versucht, dem Übel zu steuern. Jetzt verwandte er die Fastenzeit dazu, in eigener Person das Amt des guten Hirten zu verwalten, der das verlorene Schaf aufsucht und auf seinen Schultern zurückträgt. Die Armen und Kranken suchte er in ihren Häusern auf, um ihnen leibliche und geistliche Erquickung zu bringen. Er predigte und firmte. Für jedermann war er zu sprechen. Die Ellwanger genossen das für sie unerhörte Schauspiel, daß ein Cardinal der römischen Kirche und Fürst des römischen Reiches zwölf armen Männern am Gründonnerstag in der Kirche die Füße wusch und sie im Schloß beim Essen bediente. Canisius mußte einen Monat lang dem Cardinal zur Seite sein. Er bereitete durch seine Predigten das Volk auf den Empfang der Sacramente vor. Daneben hörte er viele Beichten. Mehr als die Hälfte der widerspenstigen Bürger und Bürgerfrauen söhnte sich mit der Kirche aus und nahm das Abendmahl unter einer Gestalt. Es bestand gute Hoffnung, daß andere ihrem Beispiel folgen würden. Von Canisius beraten, erließ der Cardinal viele heilsame Verfügungen. Keiner erhielt fortan das Bürgerrecht, der nicht eidlich versprach, katholisch zu leben. Streng wurde darauf gesehen, daß alle ihre Osterpflicht erfüllten. Für die Volksschule mußte ein katholischer Lehrer angestellt werden. Kauf und Verkauf katholikenfeindlicher Bücher wurde verboten; die schon vorhandenen mußten an die Regierung abgeliefert werden. Die Verwalter der Stif-

tungen hatten genaue Rechenschaft abzulegen. Die Enttheiligung des Sonntags und die Übertretung des Fastengebotes wurden unter Strafe gestellt. In dem eigenhändigen Brief, durch welchen Truchseß den Bayernherzog von dem glücklichen Verlauf der Mission in Kenntniß setzt, bemerkt er über Canisius wörtlich: „Gott hab Lob und Dank! Der fromm Canisius hat gar viel Nutz mit Predigen und sonst geschafft.“

Canisius war noch in Ulmangen, als in Würzburg mündlich und schriftlich das Gerücht ausgestreut wurde, er sei protestantisch geworden. Man sprach von einigen Predigten, in denen er seinen Austritt aus der katholischen Kirche kundgemacht habe. Sie seien, hieß es, auch dem Kaiser eingesandt worden. Das Gerücht fand Glauben; hatte ja Melanchthon schon Jahre zuvor in öffentlichen Schriften behauptet, Canisius verteidige die katholische Lehre wider sein besseres Wissen und Gewissen. Der greise Bischof Friedrich von Würzburg zitterte vor Aufregung. Noch kürzlich hatte er die Lösung schwerer Gewissensfälle seinem Freund Canisius anvertraut. Sofort mußte der Rektor des Würzburger Kollegiums an Canisius schreiben, er möge doch selbst nach Würzburg kommen; alle Reisekosten werde der Bischof bestreiten. Der Gottesmann betrat am Weißen Sonntag, dem 25. April, die Kanzel des Domes und strafte die Verleumdung Lügen. Eine zweite Predigt hielt er an einem Ort auf dem Lande in Gegenwart einiger Herren, die man für die Hauptschmiede jener Märe hielt. Der Bischof hatte sie eigens dorthin beschieden. Es war des Seligen letzter Aufenthalt im Stifte Würzburg. Ein Würzburger Schriftsteller neuester Zeit schreibt von ihm: „Das Frankenland segnet sein Andenken und verehrt ihn mit dankbarem Herzen als einen seiner Apostel.“

Dem Diener Gottes war die Ausstreung, daß er den katholischen Glauben verlassen habe, so unerträglich, daß er mit jenen zwei fränkischen Predigten sich nicht begnügen wollte. Er verfaßte ein eigenes Glaubensbekenntnis und ließ es durch seine Bücher mit tausend Zungen in der ganzen Welt verkünden. Es erschien 1571 im Katechismus und im Werke gegen die Centurien und wurde später unzählige-mal neu gedruckt. Hier seien nur einige Sätze heraus-gehoben; sie sind zugleich ein rührender Ausdruck seiner goldenen Liebe zum Papst. „Luther kenne ich nicht. Kalvin verwerfe ich. Allen Sektierern sage ich Anathema. Ich will mit denen nichts gemein haben, die nicht ein und das-selbe lehren und annehmen und nicht die gleiche Glaubens-regel einhalten wie die eine, heilige, katholische, apostolische und römische Kirche. Andere lästern, verachten, verfolgen die römische Kirche. Ich aber bekenne mich als ihren Bürger. Von ihrem Spruch weiche ich auch nicht einen Fingerbreit ab. Um für sie Zeugnis abzulegen, will ich gern mein Blut vergießen. Mit Hieronymus sage ich frei heraus: Wer zum Stuhl Petri hält, der ist mein Mann. Mit Ambrosius begehre ich der römischen Kirche in allen Stücken zu folgen. Mit Cyprian bekenne ich ehrfurchts-voll, daß sie der katholischen Kirche Wurzel und Grund-stock ist. Ich suche damit nicht die Gunst irgendeines Menschen. Ich handle nicht wider mein Gewissen. Das versichere ich, so wahr ich wünsche, daß du, o Gott, mir allzeit gnädig seiest.“

Werfen wir einen Blick zurück auf die Reisen, die soeben geschildert wurden, gedenken wir all der Mühen und Sorgen, mit denen unser Seliger als Ordensoberer, Prediger und Vertrauensmann hoher Kirchenfürsten beladen war, so

möchten wir meinen, Canisius habe in jenen Jahren weder Zeit noch Lust gehabt, um Schriftstellerei sich zu bekümmern. Und doch hat er diesen wichtigen Zweig des Apostolates auch damals nicht aus den Augen verloren.

Im Jahre 1566 wurde Giulio Pavese aus dem Predigerorden, Erzbischof von Sorrento, von Pius V. in außerordentlicher Sendung nach Belgien abgeordnet. Auf der Rückreise nach Rom hielt er sich einige Tage in Dillingen auf. Eben weilten dort die Patres Canisius und Nabal. Der Erzbischof bezeugte ihnen sein Verlangen, etwas zum Wohle der katholischen Kirche Deutschlands beitragen zu können. Freudig nahmen sie das Erbieten an. Nabal machte in seinem und des Canisius Namen verschiedene Vorschläge, die Pavese beim Papst befürworten sollte. In Deutschland, heißt es in Nabals Denkschrift, bleiben viele Schriften ungedruckt, die geeignet wären, den Glauben der Katholiken zu stärken und die Angriffe der Gegner abzuwehren. Der Grund ist, daß es den Schriftstellern und den Druckern an Mitteln gebricht. Der päpstliche Nuntius in Deutschland sollte darum in die Möglichkeit versetzt werden, jedes Jahr den katholischen Druckern mit namhaften Geldzuschüssen unter die Arme zu greifen. Eine weitere Verlegenheit bereitet der römische Drucker Paul Manutius. Seine päpstlichen Druckprivilegien belegen den Nachdruck seiner Verlagswerke mit Kirchenbann. Die katholischen Drucker Deutschlands beachten das Verbot; die protestantischen spotten des Bannes. So müssen die deutschen Katholiken nützliche und notwendige Bücher um schweres Geld aus Rom herbeischaffen lassen, oder aber sie müssen sich mit protestantischen Ausgaben solcher Werke begnügen, auf die Gefahr hin, gefälschte Texte zu erhalten. Man sollte deshalb außerlesenen katholischen Druckern Deutschlands erlauben, von solchen römischen Büchern Neudrucke zu veranstalten. Endlich sollte deutschen Gelehrten gestattet werden, die eine oder andere wichtige Handschrift aus der Vatikanischen Bibliothek oder der Sammlung des Kardinals Sirlet in sorgfältiger Ausgabe der Wissenschaft zugänglich zu machen. Als besonders erwünscht werden Schriften bezeichnet, die zur Förderung der katholischen Religion oder zur Widerlegung der Irrlehre dienen könnten. Die wohlthätige Wirkung dieser Vorstellungen erfuhren

halb der Speierer Geschichtsforscher Wilhelm Eifengrein, der Dillinger Buchdrucker Sebald Mayer, der Kölner Verleger Gervin Calenius, ja auch Canisius selbst.

Eine glückliche schriftstellerische Anregung gab unser Seliger seinem spanischen Ordensgenossen Hieronymus Torres, der an der Hochschule zu Dillingen die heiligen Wissenschaften lehrte. Auf des Canisius Wort hin und mit seiner Unterstützung ließ Torres 1567 in Dillingen seine lateinische Schrift „Bekenntnis des hl. Augustin“ erscheinen; es war ein Mosaikbild, aus lauter Sätzen zusammengesügt, die sich in den Schriften dieses Kirchenlehrers finden. Die neue Lehre nahm so gern Augustin für sich in Anspruch. Dagegen zeigte Torres, daß der Bischof von Hippo einfach den römisch-katholischen Glauben bekannte, den die Väter von Trient von neuem verkündet hatten. Die erste Auflage, auf tausend Stück sich belaufend, ging so schnell ab, daß sofort eine zweite gedruckt werden mußte; ihr folgten sechs weitere Drucke. Nach dem Muster dieses Buches haben andere gelehrte Verteidiger der Kirche die „Bekenntnisse“ der hl. Cyprian, Ambrosius, Hieronymus zusammengestellt. Noch mehr beteiligt war Canisius an einer andern schriftstellerischen Erscheinung dieser Zeit. Das Konzil von Trient hatte angeordnet, daß für den Gebrauch der Pfarrer ein Handbuch der Glaubens- und Sittenlehre herausgegeben werde. Unter Pius IV. wurde es von einigen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Vätern des Predigerordens verfaßt. Pius V. ließ es unter dem Titel „Römischer Katechismus“ in lateinischer und italienischer Sprache 1566 zu Rom veröffentlichen. Mit der deutschen Ausgabe betraute der Papst die oberdeutsche Provinz der Gesellschaft Jesu. P. Paul Hoffäus galt als Meister der deutschen Sprache;

er hatte die Übersetzung zu liefern. Canisius, der sie durchsehen mußte, verwandte viel Zeit auf diese wichtige Arbeit. Das Buch erschien 1568 zu Dillingen.

Das Jahr 1567 brachte den rührigen Mann auch in nähere Berührung mit einem der größten Gelehrten seiner Zeit. Der Veronese Onofrio Panvinio, aus dem Orden der Augustiner-Eremiten, ging mit wunderbarem Fleiß und Geschick den Spuren der heidnischen wie der christlichen Vergangenheit nach. Dabei war er, was in des Canisius Augen sehr hohen Wert hatte, ein berebter Anwalt des Papsttums. Einige seiner Schriften sandte Panvinio an Kardinal Truchseß mit der Bitte, er möchte sie in Deutschland drucken lassen. Der Kardinal übergab sie Canisius. Sofort durchschaute der Selige die Bedeutung des Forschers. Das sei, schrieb er nach Rom, der rechte Mann, die Angriffe abzuwehren, die im Namen der Geschichte gegen die Kirche sich richteten; ihn müsse man aus allen Kräften hegen und pflegen. Er bot seine und seiner Ordensbrüder Mitarbeit an und gab sich Mühe, die seltenen Werke ausfindig zu machen, die Panvinio wünschte. Überdies ließ er ihm Winke zukommen über die Wahl des Druckers und die Art der Herausgabe. Der frühe Tod des einzigartigen Mönches — er starb im Alter von 38 Jahren — brachte es mit sich, daß viele seiner 70 Schriften unvollendet und ungedruckt blieben. Doch druckten die Kölner 1568 Panvinios verbesserte und vermehrte Ausgabe der weitverbreiteten Pappgeschichte des Platina und mehrere sehr wertvolle Schriften aus Panvinios eigener Feder. Darunter war das Werk über die ersten christlichen Begräbnisstätten Roms; Panvinio hat damit die damals beinahe verschollenen Katakomben wieder erschlossen und der Katakombenforschung der folgenden Jahrhunderte ihre Bahnen vorgezeichnet. — Zu Dillingen würde um die gleiche Zeit dem ersten Band der „Indischen Briefe“, den wir früher kennengelernt, ein zweiter sich angeschlossen haben, hätte nicht ein leidiger Zwischenfall die Absichten des Seligen durchkreuzt. Im Jahre 1566 erschien zu Bönen eine lateinische Schrift mit dem Titel „Indische Briefe“. Ihr Herausgeber war ein Hofmeister von Vettern des Kardinals Truchseß. Sie bot ungefähr 17 Briefe verschiedener Jesuitenmissionäre; auch Franz Xaver war darunter. Aber wie waren diese Briefe mißhandelt! Frei erfundene, dazu noch wenig-

nichts sagende Sätze waren hineingeflickt; verschiedene Briefe verschiedener Verfasser waren zu einem einzigen Schreiben eines einzigen Mannes — zusammengebraut. Das Latein war schwach. Ein solches Machwerk konnte den Indischen Briefen ein für allemal Vertrauen und Ansehen rauben, und damit war unberechenbar viel Gutes verhindert. Dazu kam, daß das Buch bei der unfundigen Menge reißenden Absatz fand, und daß der Herausgeber in der Vorrede versprach, ein neuer Band solle Franz Xavers sämtliche Briefe und vieles andere bringen. Canisius war sehr ungehalten; ebenso P. Nadal. Sie sannten auf schnelle Abhilfe. Eine solche fand sich auch. Johann Peter Maffei hatte soeben zu Genua seine Ämter als Beherer der Beredsamkeit und Kanzler des Staatsrates niedergelegt und sich zu Rom der Gesellschaft Jesu angeschlossen. Mit ihm war eine Schriftstellerkraft ersten Ranges dem Orden in den Schoß gefallen. Nadal und Canisius schrieben an den General Franz Borgia und flehten ihn an, er möge Maffei beauftragen, eine genaue und hübsche lateinische Übersetzung der Indischen Briefe auf Grund der Urschriften zu fertigen; sie werde sogleich in Dillingen so hübsch als möglich gedruckt werden. Maffei war noch Novize, und die Schriftstellerfeder gehört nicht zum Hausgeräde eines Novizen. Aber in diesem Falle glaubte auch Borgia, der strenge, der heilige Mann, eine Ausnahme gestatten zu müssen. Maffei machte sich an die Arbeit. So erschien denn 1571 zu Dillingen „Das Wirken der Gesellschaft Jesu im Morgenlande bis zum Jahr 1568, nebst vier Büchern japanischer Briefe, Alles in das Latein übertragen“. Es ist die Erstlingsausgabe jenes berühmten, im Glanz ciceronianischer Sprachreinheit strahlenden Buches, das später mit Zusätzen bereichert auch in Paris, Neapel, Köln gedruckt und in das Deutsche, Böhmisches, Französisches, Spanisches übersetzt wurde. Es zog im 16. und 17. Jahrhundert eine lange Kette verwandter Schriften nach sich; aus ihnen wuchs im 18. Jahrhundert Stöckleins von Zeit zu Zeit wiederkehrender „Weltbote“ heraus, und nach dessen Muster schufen die zwei folgenden Jahrhunderte in Deutschland eine Reihe von vorzüglichen Missionszeitschriften. „Petrus Canisius“, schrieb 1897 der protestantische Oberkirchenrat Wiß, „hat eine Anregung gegeben, welche unsere ungeteilte Anerkennung verdient, ja unsere Bewunderung erregt; er hat nämlich veranlaßt, daß die Berichte der Missionäre aus Indien im Druck erschienen.“

Mit wie viel Eifer und Geschick Canisius auf schriftstellerischem Gebiete für die Verteidigung und Ausbreitung des Glaubens tätig war, das war auch in Rom wohlbekannt. Deshalb nahm nun der Papst selber die Feder des Gottesmannes in seinen Dienst. Den Anlaß dazu bot jene erste protestantische Kirchengeschichte, die seit 1559 zu Basel in vielen Foliobänden erschien. Weil sie zu Magdeburg war begonnen worden und nach Jahrhunderten eingeteilt war, nannte man sie die Magdeburger Centurien. Das Werk war sorgfältig vorbereitet.

Könige hatten Geld gegeben; es waren große Reisen unternommen, viele Handschriften gesammelt worden. Die fünf Leiter des Unternehmens hatten einen Stab von wissenschaftlichen Hilfsarbeitern zur Verfügung. An der Spitze stand Flacius Illyricus, der streitbare, auch vielen Protestanten verhaßte Altlutheraner. Sein Geist befeelte das Ganze.

Daß die Centurien, mit den Schriften der Humanisten verglichen, einen Rückschritt der geschichtlichen Forschung bezeichnen, daß ihnen der Makel der Einseitigkeit und Parteilichkeit anklebt, das ist in unserer Zeit auch von nichtkatholischen Gelehrten anerkannt worden. Bei ihrem ersten Erscheinen aber blendeten sie viele durch ihre Planmäßigkeit und Übersichtlichkeit. Dazu kam der Schein der Wissenschaftlichkeit, den ihre vielen Quellenbelege und ihr zuversichtliches Behaupten erweckten. Sie waren das Zeughaus für unzählige Angriffe auf die katholische Kirche.

Die Katholiken fühlten es wohl, daß sie sich zur Wehr setzen mußten. Einige Gegenschriften waren schon erschienen; andere waren in Vorbereitung. Da ließ Pius V. unserem Canisius durch den Ordensgeneral mitteilen, es sei sein Wille, daß auch er den Kampf aufnehme. Doch sollte er keineswegs das Werk als Ganzes zu widerlegen suchen; das, so ließ der Papst ihm sagen, werde später geschehen. Unterdessen sollte er einige Stellen herausgreifen und an

ihnen die Unzuverlässigkeit und Unglaubwürdigkeit der Verfasser zur Anschauung bringen. Der Auftrag war schwierig; das verhehlte Canisius sich nicht. Er war nicht Fachmann auf diesem Gebiete. Zudem war er sehr beschäftigt; seine Gegenwart wurde bald hier bald dort gewünscht. Die Kirchengeschichte aber, so schrieb er an den General Borgia, „nimmt den ganzen Menschen in Anspruch“. Der General begriff das. Vor allem mußte Canisius Zeit zu ungestörtem Schaffen haben. Darum erhielt im November 1567 P. Paul Hoffäus den Auftrag, die oberdeutsche Ordensprovinz als Vizeprovinzial zu verwalten. Der Mann Gottes rüstete sich zur Arbeit. Sein erstes war, daß er sich den Segen des hl. Pius V. und das Gebet des hl. Franz Borgia erbat.

Vorerst war es ihm jedoch nicht vergönnt, längere Zeit ruhig am Schreibtische sitzen zu können.

13. Rom, Augsburg, Altötting, Dillingen.

1568—1571.

Um Anfang Mai 1568 hielt zu Augsburg die oberdeutsche Provinz der Gesellschaft Jesu den Ordenssitzungen gemäß unter dem Vorsitz des Vizeprovinzials Hoffäus ihre Provinzialkongregation. Ignatius hatte nämlich verordnet, daß alle drei Jahre jede Provinz einen Vertreter an den General zu senden habe. Dieser Prokurator, wie man ihn nannte, war von den Professoren und Rektoren zu wählen. Sie wählten unsern Canisius. Wohl mochte den Wählern das Bedenken aufgestiegen sein, daß nach der Ordensregel Canisius als Provinzial zu diesem Amt nicht wählbar sei. Aber weil der Vizeprovinzial die gesamte

Leitung der Provinz in Händen hatte, glaubten sie, daß Canisius nur noch dem Namen, nicht der Sache nach Provinzial sei und deshalb gewählt werden könne. Canisius sei wirklicher Provinzial, belehrte sie der General Borgia; die Wahlhandlung sei ungültig gewesen. Doch als dieser Bescheid in Deutschland eintraf, hatte der Gewählte schon die Alpen überschritten. Der Papst ergänzte nun, was an der Wahl fehlte, kraft seiner Machtvollkommenheit, und Canisius wurde unter die Prokuratoren eingereiht.

Die Versammlung war auf Oktober anberaumt. Daß Canisius sich schon im Mai auf den Weg machte, war auf Rechnung des Kardinals Truchseß zu schreiben. Der Cardinal wollte zu dieser Zeit eine Romreise antreten und dabei von Canisius begleitet sein. Der Bizeprovinzial aber und seine Berater urtheilten, daß man dem Kirchenfürsten willfahren müsse. In Rom, sagten sie, könne der Vater für sein Werk gegen die Centuriatoren mehr Zeit und Stoff und Hilfe finden als in Deutschland.

Auf der Reise wurde in Ancona haltgemacht. Als Canisius in der dortigen Domkirche nach Ordensbrauch seine Gewissenserforschung vornahm, traf ihn ein Strahl übernatürlichen Lichtes. Er hat die Erleuchtung in seinen Bekenntnissen verzeichnet. Einem Mann, der in so vieler Großen Gunst sich sonnen konnte, der auf der Kanzel so viele Triumphe gefeiert hatte, dessen Name durch den Katechismus bis an die Grenzen der Erde war getragen worden, mochte wohl die Brust in stolzem Selbstgefühl schwellen. Jetzt öffnete ihm Gott die Augen der Seele. Er zeigte ihm den rechten Grund, auf dem der Mensch all sein Sinnen und Trachten aufbauen muß. Es ist die Erkenntnis des eigenen Nichts. „Ich erkannte“, heißt es in

den Aufzeichnungen des Seligen, „daß ich nichts bin und nichts weiß, aus mir selbst nichts kann und nichts habe. Du allein, o Gott, bist alles Guten Anfang, Mitte und Ende. Alles quillt aus dir, und zu dir muß alles zurückfließen. In mir ist vieles unrein, weil ich mich selbst für etwas halte. Ich habe viel gesündigt, weil ich deine Gaben nicht dir zurückstellte, sondern aus ihnen mir selbst Lob bereite und Lob bereiten ließ. Von jetzt an will ich mit deiner Gnade mich selbst mit neuen Augen betrachten. Demut und Herzenseinfalt sollen die Pfade sein, auf denen ich wandle.“

Am Dreifaltigkeitssonntag waren die Reisenden in Loreto. Kardinal Truchseß hielt in der Gnadenkirche Pontificalamt. Auf seinen Wunsch priester dabei Canisius in lateinischer Rede die fromme Übung des Wallfahrens.

Zu Rom hatte der apostolische Mann mehrere Unterredungen mit dem hl. Pius V. Er trug viel dazu bei, daß der Papst einen Ausschuß von Kardinälen niedersezte, die vornehmlich mit den kirchlichen Angelegenheiten des deutschen Reiches sich zu befassen hatten. Man nannte ihn die deutsche Kongregation. Männer, die Deutschland aus eigener Anschauung und Erfahrung kannten, führten das Wort. Einmal hatten sich die Kardinäle zu scharfem Vorgehen gegen einige deutsche Bischöfe entschlossen. Schon waren Breven in diesem Sinne geschrieben. Da machte Canisius so eindringliche Gegenvorstellungen, daß man beschloß, den Weg der Milde zu wählen. Die deutsche Kongregation hat besonders unter Gregor XIII. Vieles und Großes für das katholische Deutschland geleistet. Bei seinen römischen Ordensbrüdern genoß der deutsche Provinzial hohe Verehrung; er wurde eingeladen, in den verschiedenen Häusern der Gesellschaft Vorträge über das geistliche Leben zu halten. Viele Wochen

war er von ernstern Krankheitsfällen heimgesucht. Dabei vergrub er sich tagelang in die römischen Büchereien und Handschriftensammlungen, um das Rüstzeug zu gewinnen zum wissenschaftlichen Feldzug gegen die Centuriatoren. Das war es auch, was ihn zu den Oratorianern führte. In Rom lebte damals der Mann, dem es vorbehalten war, die Centurien durch sein Riesenwerk „Annalen der Kirche“ zu zermalmen: Cesare Baronio, der Lieblingsjünger Philipp Meris und spätere Kardinal der römischen Kirche, hielt seine gemeinverständlichen und dabei überaus gründlichen Vorlesungen über die Schicksale des Reiches Gottes auf Erden. Neben ihm glänzten im Oratorium der spätere Kardinal Francesco Tarugi und der spätere Erzbischof von Avignon, Giovanni Francesco Bordini. Und wie hätte ein Mann wie Canisius es sich versagen können, dem Stifter des Oratoriums selbst, dem hl. Philipp Meri, näherzutreten? Es wird gemeldet, daß er vertraulich ein und aus ging bei ihm, dem freundlichsten und fröhlichsten aller römischen Heiligen, dem Apostel der Stadt Rom, der einst mit dem hl. Ignatius durch warme Freundschaft verbunden gewesen. Aus Rom war jetzt das üppige, halbheidnische Wesen der leichtlebigen Renaissancezeit gewichen. „Die Stadt haucht wirklich den Dufte der Heiligkeit aus“, schrieb von dort am 11. November 1568 der gelehrte Gianfrancesco Lombardo an Kardinal Hosius. Dem papsttreuen Herzen unseres Seligen taten solche Zeugnisse überaus wohl. Tief schmerzten ihn dagegen die abfälligen Reden, welche manche deutsche Romreisende katholischen Bekenntnisses nach ihrer Rückkehr führten. Man konnte meinen, sie hätten in der Stadt der Apostelfürsten nichts als Mißbräuche gesehen. Sie wußten sich nur mehr an Argernisse zu erinnern. Wenn Canisius nach

Rom kam, suchte er die Heiligtümer auf und die Lehranstalten, die Pilgerheime, die Armen- und Waisenhäuser, die Hospitäler, die Zufluchtsstätten für gefährdete Mädchen und gefallene Frauen; er beschaute mit offenen Augen all die Flammen der Andacht und die Schauer der Buße und die Wunder christlicher Liebe; ihr Andenken trug er gleich einem Schätze über die Berge, um durch solche Bilder die Frommen zu erquickten und die Romhasser zum Schweigen zu bringen. Das gleiche Verfahren empfahl er seinen Schülern und Freunden.

Ausdrücklich wird berichtet, daß er die Zöglinge des Deutschen Kollegs und andere junge Deutsche besuchte und mit zündenden Worten zum heiligen Liebesseifer für ihre Heimat entflammte. Im Deutschen Kollegium wohnten neben den Deutschen, die als Priester in ihr Vaterland zurückkehren sollten, über zweihundert Jünglinge aus aller Herren Ländern. Sie lebten auf eigene Kosten und wählten den Beruf, der ihnen gefiel. In ihre Reihen war 1563 durch des Seligen Vermittlung Oktavian Fugger aus Augsburg aufgenommen worden. Als Sohn des Freiherrn Georg von Fugger und der Ursula von Biechtenstein, der großen Wohltäterin der Gesellschaft Jesu, war er von Canisius, ja vom Ordensgeneral selbst aufs höchste empfohlen. Er lohnte die Sorgfalt seiner Erzieher; ja er gewann sie so lieb, daß er selbst Jesuit werden wollte. Um das Jahr 1566 verpflichtete er sich durch ein eigenes Gelübde zu dem Eintritt in den Orden. Ob er vollkommen wußte, was er versprach? Die Eltern wären bereit gewesen, ihre Einwilligung zu geben. Aber Standhaftigkeit gehörte nicht zu den Tugenden Oktavians. Nach einiger Zeit gab er zu verstehen, er wolle lieber Weltgeistlicher werden. Am Studieren hatte er keine Freude mehr. Er litt an Magenbeschwerden und wollte nach Hause. In Augenblicken übler Laune erging er sich in Klagen über die römischen Jesuiten, ja sogar über Canisius. Der versuchte ihn zu beruhigen. Ein Fugger im Orden! Der Name allein schon wäre für die deutschen Jesuiten eine große Empfehlung gewesen. Doch bald überzeugte sich Canisius, daß Oktavian wirklich die Gnade des Berufes fehlte. Er sorgte dafür, daß der Papst sein

Gelübde löste und daß die Eltern ihn zu sich nach Augsburg nahmen. Dort erklärte er seinem Vater, er werde in den Weltpriesterstand treten. In Löwen begann er das Studium der Heiligen Schrift. Doch kaum war Georg Fugger im August 1569 aus dem Leben geschieden, so verzichtete Octavian für immer auf das geistliche Gewand. Auch das war sein Beruf nicht gewesen. Canisius aber erlebte es noch, daß dieses sein Schmerzenskind kaiserlicher Rat und oberster Pfleger der Reichsstadt Augsburg wurde und sich um die Gründung des Augsburger Jesuitenkollegiums die größten Verdienste erwarb. Noch bewahrt die fürstlich Fuggersche Familie die zum Teil mit Goldbuchstaben geschriebene Pergamenturkunde, durch die der General Claudius Aquaviva den Herrn Octavian Fugger wegen seiner beharrlichen und großen Liebe zur Gesellschaft Jesu aller geistlichen Güter des Ordens theilhaftig macht.

Wochte Octavians Berufsangelegenheit unserem Seligen zu Rom manche Sorge bereiten, noch mehr Aufregung und Bangigkeit brachte ihm eine Berufssache, die ihn selbst aufs engste berührte. Pius V. trug sich seit längerer Zeit mit der Absicht, einige gelehrte und streng kirchliche Männer nicht-italienischer Abkunft mit der Kardinalswürde zu schmücken. Im März 1568 nötigte er den französischen Zisterzienser Heinrich von Souchier, den Purpur anzunehmen. Souchier hatte sich bei der Trienter Kirchenversammlung trefflich gehalten und in Frankreich den Glauben mannhaft verteidigt. Ähnliche Gründe sprachen für die Beförderung des deutschen Jesuiten. Er wurde deshalb schon im Januar 1568 zu Rom unter denen genannt, denen der rote Hut winke. Am 13. November 1568 benachrichtigt den Kaiser Maximilian II. sein römischer Unterhändler Galeazzo Cusano: „Man spricht von acht Kardinalskernennungen, die zu Weihnachten stattfinden sollen. Bis jetzt werden dafür sechs Namen genannt, darunter der des Jesuiten Canisius. Dieser aber, sagt man, hat von der Sache Wind bekommen, und nun geht

er die Kardinäle an, sie möchten Seine Heiligkeit bitten, von seiner Ernennung abzusehen; er wolle keine solche Würde; er verlange zu bleiben, was er sei.“ Am 22. November 1568 weilte Canisius selbst beim Papste; er erlangte von ihm die Erlaubnis, als einfacher Jesuit nach Deutschland zurückkehren zu dürfen. Hätte Pius V. länger gelebt, so hätte er ihn doch wohl später genötigt, die Kardinalswürde anzunehmen. Dies ergibt sich aus einer Aufzeichnung, die man nach des Papstes Tod in seinem Gemache fand. Beim Abschied erbat Canisius von Pius für die deutschen Bischöfe eine Erweiterung ihrer Vollmachten zur Lossprechung von Kirchenstrafen und schweren Vergehungen. Überdies bewog er den Papst, zugunsten der Deutschen verschiedene Kirchengesetze zu mildern, die den Besitz kirchlicher Pfründen, den Gebrauch verbotener Bücher, die Lossprechung von vorbehaltenen Sünden und ähnliches betrafen.

Auf der Rückreise besuchte der Mann Gottes die zwei Fürstinnen, die er einst in Innsbruck zur Frömmigkeit angeleitet hatte; es waren die Herzoginnen Johanna von Florenz und Barbara von Ferrara. Johannas Ehe war keine glückliche. Die arme Frau bedurfte sehr seines Trostes. Kaum war er in Innsbruck angekommen, so starb dort P. Johann Dyrsius, der Beichtvater der Königin Magdalena, nach monatelangem Siechtum eines wahrhaft frommen Todes. Magdalena hatte dem Kranken rührende Teilnahme erwiesen. „Wäre er ihr leiblicher Bruder gewesen“, schrieb Canisius, „sie hätte nicht mehr für ihn tun können.“ Jetzt nahm der Selige der Weisung des Ordensgenerals entsprechend die Verwaltung der Provinz wieder selbst in die Hand. Der Vizeprovinzial Hoffäus mußte in Innsbruck Rektor des Kollegiums und zugleich Prediger der Pfarrkirche sein. Auch Canisius mußte sich entschließen, trotz seiner Centurienarbeit von neuem einen Predigtstuhl zu versehen. In Augsburg hatte der Prediger der Sankt-Moritz-Kirche wegen Altersschwäche seinen Abschied genommen. Den Tuggeru kam Recht und Pflicht zu, einen Nachfolger zu bestellen; aber weit und breit war niemand zu finden. So blieb

nichts übrig, als daß für die Fastenzeit des Jahres 1569 Canisius die Pfüde ausfüllte. Er predigte vom Fastnachtsonntag bis zum Weißen Sonntag meist dreimal in der Woche, am Sonntag, Dienstag und Donnerstag. Das Leiden des Herrn bildete den Hauptgegenstand seiner Vorträge.

Nach Ostern trat im Leben unseres Seligen ein großer Wendepunkt ein. Er wurde durch den General vom Amte des Provinzials enthoben. Man hat in unsern Tagen mehrfach nach dem Grunde dieser Verfügung gefragt. Die Antworten lauteten nicht ganz gleichmäßig, liefen aber doch zumeist auf das eine hinaus: Canisius war nicht päpstlich genug. Nach allem indessen, was bisher erzählt worden ist, hieße es Wasser in das Meer tragen, wollten wir noch darzutun suchen, daß Canisius ein von der Fußsohle bis zum Scheitel popstreuer Mann war und in Rom als solcher galt. Die Ursache jener Änderung ist sehr einfach: Nach der Verfassung der Gesellschaft Jesu beläuft sich die Amtszeit des Provinzials auf drei Jahre. Der General kann sie verlängern. Nun war Canisius bereits dreizehn Jahre Provinzial von Oberdeutschland; er hatte es damit zu einer Amtsdauer gebracht, die ganz unerhört war und von keinem seiner Amtsnachfolger je wieder erreicht worden ist. Oft und dringend hatte er um Enthebung vom Amte gebeten. Im Mai 1569 traf endlich ein Schreiben des Generals ein, das besagte: Damit Canisius Zeit habe, das vom Papst verlangte Werk endlich zu liefern, und damit er auch zuweilen noch predigen könne, solle er fortan der Last des Vorsteheramtes vollkommen ledig sein. An seiner Stelle sei P. Hoffäus zum Provinzial ernannt. Canisius war über die Maßen glücklich. Er dankte auf das innigste. Diese Änderung, antwortete er, werde nicht nur

für ihn selbst tröstlich, sondern auch für die andern erwünscht und segensreich sein. Hoffäus sei besser, klüger und geschickter als er. Ihm aber, so flehte er, möge der General eine kräftige Buße auferlegen dafür, daß er in seinem Amte so viele Fehler begangen und so viel Gutes unterlassen habe. Den neuen Provinzial hat er, frei über ihn zu verfügen; er werde gehorchen wie jeder andere. Der hl. Franz Borgia war von alledem höchlich erbaut. „So lange Zeit“, schrieb er an den Seligen, „haben Sie mit so viel Geduld diese Bürde getragen, ohne sich den andern Arbeiten zu entziehen, die unser Beruf mit sich bringt. Ihr Eifer, Ihre tadellose Lebensführung, Ihre Klugheit haben mir und meinen Vorgängern zu hoher Befriedigung gereicht. Daraus können Sie leichtlich ersehen, daß von Auferlegung einer Buße keine Rede sein kann. Im Gegenteil, ich hoffe, Gott der Herr wird Sie reichlich belohnen.“ Den Provinzial Hoffäus ermahnte der General, Canisius in allen wichtigen Geschäften um Rat zu fragen; überhaupt solle er ihm all die Verehrung und Liebe erzeigen, die einem solchen Manne gebühre. Canisius sei ja der Vater der ganzen oberdeutschen Provinz und ihrer Nachbarprovinzen.

Es mag hier am Platze sein, einen kurzen Rückblick auf die Provinzialsjahre unseres Seligen zu werfen. In ihren Hauptzügen haben wir sie bereits kennengelernt; es handelt sich fast nur darum, eine Nachlese von Einzelheiten zu halten. Als Canisius sein Amt antrat, fand er als schwache Pflänzlein die Kollegien von Wien und Prag vor; das von Ingolstadt keimte eben aus der Erde; er hat die drei Anstalten zu schöner Blüte gebracht. Die Kollegien von München, Innsbruck, Dillingen sind seine Schöpfung; zu denen von Hall und Augsburg hat er den Grund gelegt.

Zusammen mit Erzbischof Nikolaus Olah von Gran eröffnete er um das Jahr 1560 das Kollegium von Tyrnau in Ungarn, das allerdings nur bis 1567 sein mühevolleres Leben fristete. Im Jahre 1563 wuchs aus der oberdeutschen Provinz die österreichische heraus; Niederösterreich, Böhmen, Ungarn wurden ihr zugeteilt. Ebenso verdankt das Kollegium von Würzburg, obwohl zur rheinischen Ordensprovinz gehörig, unserem Canisius zum guten Teil sein Dasein. Er hat ihm auch den ersten Rektor gegeben. Der Unterricht in den Kollegien mußte unentgeltlich erteilt werden. Deshalb waren die Häuser fast nur auf die Gaben der Fürsten angewiesen. Von diesen aber war nicht allzubiel zu erwarten. Im Jahre 1557 ließ Canisius nach Rom die vertrauliche Mitteilung gelangen, der Kaiser und der Herzog von Bayern steckten so tief in Schulden, daß man sich schämen müsse, es zu sagen. Dem Herzog von Bayern mußte er 1563 zu erwägen geben, in Ingolstadt und München kämen auf die einzelnen Ordensgenossen jährlich nicht mehr als fünfzig Gulden; davon aber könnten sie nicht leben. In Dillingen versprach der Kardinal große Dinge; aber seine Baulust und seine Vorliebe für Entfaltung gottesdienstlicher Pracht ließen seine Kasse nie zu Kräften kommen. Lästiger noch war für den Provinzial der Mangel an Freiheit. Er konnte die Ämter nicht verteilen, er konnte Lehrer und Prediger und Obere nicht immer so wechseln, wie es die Ehre Gottes und der Dienst des Nächsten erheischte. „Wir sind Knechte der weltlichen Großen“, klagten 1568 die zu Augsburg versammelten Väter. Man aß das Brot der Fürsten; ihren Wünschen und Launen mußte man sich fügen. Mehr als einmal fanden unbotmäßige Ordensgenossen einen Rückhalt an Domherren, Räten, Damen des Hofes. Auch an andern

häuslichen Schwierigkeiten fehlte es nicht. Wir finden sie in den Briefen unseres Seligen wieder. Vergessen wir jedoch eines nicht! In den Denkmälern der Vergangenheit hat oft ein einziger schlimmer Streich, von einem einzelnen an einem Unglückstage begangen, tiefere Spuren zurückgelassen als all die Tugenden, die hundert andere jahrzehntelang in stiller Pflichterfüllung geübt haben. Anfänglich waren wegen Mangels an Deutschen die oberdeutschen Kollegien vielfach mit Italienern, Spaniern, Engländern besetzt. Sie konnten sich nur schwer in die deutsche Denk- und Lebensart hineinfinden. Dazu kam noch: So mancher junge Deutsche hatte aus den trüben Wassern verkehrter Erziehung und lasterhafter Gesellschaft heraus sich auf die Insel des Ordenslebens gerettet. Man sandte ihn in die stille, weltabgezogene Schule der christlichen Vollkommenheit. Aber alle Welt verlangte Kollegien. So wurde er wieder in den Sturm und Drang der äußerlichen Tätigkeit hineingeworfen, bevor noch die Tugend in ihm feste Wurzeln geschlagen hatte. Einige Unzufriedene und Widerspenstige wurden von dem Provinzial, nachdem alle Versuche der Besserung gescheitert waren, aus dem Orden ausgestoßen. Manch andere heilte seine väterliche Strenge, verbunden mit mütterlicher Milde. „Nicht dadurch“, sagt der hl. Bonaventura, „unterscheiden sich die eifrigen und die lauen Orden, daß in den ersten keine Fehler vorkommen, sondern dadurch, daß in den ersten die Fehler gerügt und die Fehlenden gebessert werden.“ Alle, die guten Willens waren, hatten an dem Provinzial Canisius einen liebenden Vater. Im Ingolstädter Kolleg lebten viele, denen das Bier ein ungewohnter Trank war. Canisius hat den Herzog von Bayern, ihnen einmal jede Woche Wein geben zu lassen. In einem andern Kolleg

wurde regelmäßig Wein aufgesetzt; der Visitator Nabal wollte, daß jeder Tischgenosse bei jedem Mahl den Wein mit Wasser vermische. Der Provinzial aber wehrte sich dagegen. Der Wein, schrieb er nach Rom, sei schon von Geburt aus herzlich schwach; überdies werde er, bevor er auf den Tisch komme, durch Wasser verdünnt. Bei den Kollegien wollte Canisius einen Garten, und zwar einen wohlgepflegten Garten haben.

Weit mehr noch als die Sorge für das leibliche Wohl der Seinen beschäftigte ihn die Pflege ihres Geistes und Herzens. Zu Ingolstadt ließ er einen Teil der Hausarbeit durch weltliche Diener besorgen. Sonst, sagte er, kommen die Unsrigen mit ihren Studien zu kurz. „Geben Sie mir an“, mahnte er einen seiner Rektoren, „welche Werke man für die Philosophiestudierenden und die Rhetorikschüler unseres Ordens aus Frankfurt bestellen soll! Die andern Kollegien sind, wie mir scheint, besser versehen als das Ihrige.“ Man hatte eine halbe Stunde geistliche Betrachtung für die Zeit vor dem Schlafengehen angesetzt; Canisius bat den General, in diesem Stück die Tagesordnung zu ändern; denn zu jener Zeit, schrieb er, schlafen sie fast alle ein. Jeder Studierende erhielt das Büchlein von der Nachfolge Christi; denn Canisius hatte den Grundsatz: „Der Ordensmann, er sei gelehrt oder nicht gelehrt, vollkommen oder unvollkommen, bedarf eines Handbuches, und dieses Handbuch ist das Leben Christi; das reicht für sich allein schon aus zum Erwerb aller Weisheit und Tugend.“ Noch ist das Rundschreiben vorhanden, worin der Selige seine Rektoren ermahnt, in ihren Häusern jenen Geist einfach demütigen Glaubens und kindlicher Ergebung gegen den Römischen Stuhl eifrig zu pflegen, den der hl. Ignatius in seinem Exerzitienbuch als „kirchlichen

Sinn" bezeichnet. Wenn der heilige Mann ein Haus visitierte, pflegten alle bis auf den letzten Mann ihm in der Beichte ihr Gewissen zu erschließen. In den Berichten über diese Visitationen ist wiederholt zu lesen, der Provinzial habe, mit der Küchenschürze angetan, seine Untergebenen bei Tische bedient. Er tat dies in der Überzeugung, daß der innere Bußgeist auch durch äußere Bußübungen sich offenbaren müsse. In einem Briefe des Rektors von Perugia heißt es: „Der Pater Canisius hat, ich weiß nicht wie viele Bußgürtel bei uns bestellt.“ Dazu stimmt der gleichzeitige Bericht des Dillinger Kollegs mit seiner Nachricht, man verlange flehentlich nach Bußgürteln: Um durch sein Beispiel den Bußeifer zu fördern, wachte und fastete der Gottesmann so viel, daß seine Stimme mehr als einmal schwach und heiser klang, wenn er nach einem solchen Bußtag auf der Kanzel stand. Der General mußte ihn zum Maßhalten auffordern. Häufig kehrt in den Briefen der römischen Obern die Mahnung wieder: „Laden Sie sich nicht zu viel auf! Sorgen Sie besser für Ihre Gesundheit!“ Ganz besonders ließ es sich der Provinzial angelegen sein, seine Untergebenen in ihrem Wirken nach außen zu fördern. Gerade dieser äußern Tätigkeit wegen hätte er es gerne gesehen, wenn alle sich so hätten kleiden können, wie die Weltgeistlichen der Gegend sich trugen. Daß es nicht dazu kam, war nicht seine Schuld. „Sorgen Sie“, schrieb er einem Rektor, „daß Ihre Leute anständiger gekleidet werden. Besonders gilt das für die Professoren.“ Mit dem hl. Bonifatius erblickte er in einem tüchtigen Schulbetrieb den mächtigsten Hebel echten deutschen Volkswohles. Er schreibt nach Köln und Rom, um zu erfahren, welche Bücher sich am besten für den Unterricht eignen. Auch darin glich er Bonifatius, daß

er alles tat, um tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen. Als 1557 ein Trupp frischer Kräfte aus Italien zu ihm gestoßen war, schrieb er an den Generalvikar Laynez: „Gepriesen sei der Herr, der uns seine Barmherzigkeit erzeigt hat! Eine größere Freude hoffe ich mir nicht in diesen trübseligen Zeiten, als daß mir der Herr der Ernte Arbeiter schickt, die sich Gott gänzlich zum Opfer bringen für so viele, die bei uns in der Gefahr des ewigen Verderbens schweben.“ Nicht immer entsprachen die Ankömmlinge seiner Erwartung. Die Klagen, die er darüber beim General erhob, waren zuweilen so kräftig, daß Sie ihm Burechtweisung einbrachten. „Sie sollten sich doch“, schrieb der Ordenssekretär, „nicht wundern darüber, daß Sie mit dem Fleisch auch einige Knochen erhalten.“ „Hier in Rom“, sagte ihm Franz Borgia, „hat es den Anschein, als ob wir nichts anderes täten als für Ihre Provinz Lehrer heranbilden; gegen keine Provinz sind wir so freigebig wie gegen die Ihrige.“

„Die Liebe Christi drängt mich“, konnte Canisius mit dem Apostel Paulus sprechen. Er tat sich niemals genug in dem Bemühen, der Diener aller Diener Christi in Deutschland zu sein, und wie er selbst ein unermüdlicher Arbeiter war, so verlangte er auch unverdrossene Arbeit von allen seinen Ordensbrüdern. Ein spanischer Ordensgenosse sehnte sich von Deutschland weg nach Italien. Canisius schrieb ihm: „Am schönsten, unser am würdigsten, Christus am wohlgefalligsten ist es, wenn wir jetzt auf Spanien und Italien vergessen und uns gänzlich an Deutschland allein hingeben, und zwar nicht auf einige Zeit, sondern für das ganze Leben. Für Deutschland wollen wir aus allen Kräften und mit höchster Begier arbeiten! Solange wir nicht von der Pflege dieses Feldes abberufen werden, wollen wir nach

nichts so sehr verlangen als nach dem fröhlichen Gedeihen der deutschen Ernte!"

Mit so viel Eifer paarte sich in dem Diener Gottes eine tiefe Bescheidenheit. Einer der angesehensten Männer seiner Provinz konnte sich in seine Verwaltungsweise nicht finden. Canisius, klagte er, sei gut zum Predigen und zum Schreiben, er taue aber nicht zum Provinzial; ihm zu folgen, wo es sich um Leitung der Kollegien handle, sei gegen sein Gewissen; es würde auch diesen selbst zum Schaden gereichen. Auch sei Canisius immer und überall sein Gegner gewesen. Canisius hörte von diesen Reden. Er schrieb dem General: „Wenn dieser Pater sich unklug und unehrerbietig geäußert hat, so muß das mir zugeschrieben werden. Ich habe den Mann nicht richtig behandelt.“ Der Rektor eines Kollegs, in dem der Mißvergnügte sich öfters aufhielt, fragte bei dem Provinzial an, ob er bei dieser Seelenverfassung in der Beichte die Lossprechung erlangen könne. „Gebt sie ihm nur“, antwortete Canisius; „ich bin der Schuldige, ich verdiene strenge Strafe.“

Es begreift sich leicht, daß ein so groß und so edel angelegter Geist, wie Petrus Canisius es war, auch außerhalb seines Ordens Achtung und Vertrauen genoß. Viele Freunde und Verehrer des heiligen Mannes sind uns bereits begegnet. Es seien nur noch einige Namen hinzugefügt. Bei den Welfern, den großen Bankherren von Augsburg, war er Hausfreund. Der Augsburger Dombekan Christoph von Freyberg wollte ihn oft bei sich zu Tische haben. Der gelehrte Salzburger Rat Fidler rühmte sich seiner Vertrautheit mit ihm. Der kaiserliche Bizekanzler Georg Sigismund Seld erwies dem Provinzial Canisius so viele Dienste, daß dieser ihm vom General die Teilnahme an allen geistlichen Gütern der Gesellschaft erwirkte. Der herzoglich bayerische Rat Heinrich Schweicker und seine fromme Gattin machten sich eine Ehre daraus, den Reliquienschatz des Gottesmannes fein und kostbar fassen zu lassen. Bei dem bayerischen Kanzler

Simon Thabbäus Et, einem katholischen Staatsmann von eiserneſer Tatkraft, konnte Caniſius als Provinzial nahezu alles erreichen. Jakobäa von Baden, die verwitwete Herzogin von Bayern, erbat ſich öfters ſeinen Beſuch. Johann Thomas von Spaur, Koadjutor des Biſchofs von Brigen, nahm ihn zu Hilfe, als er eine Verwandte aus dem Geſchlechte der Diechtenſtein bekehren wollte. Willibald Frandmann, Generalvikar von Eichſtätt, ſandte ihm ſein Handbuch für Pfarrer zur Durchſicht und Verbeſſerung. Auf wie freundschaftlichem Fuß er mit dem Eichſtätter Biſchof Eberhard von Hürnheim ſtand, zeigt ein Brief, der im biſchöflichen Archiv von Eichſtätt verwahrt wird. Caniſius ſchreibt dem Biſchof aus Ingolſtadt: „Nächſten Sonntag müſſen wir die Lehrer der Hochschule zum Eſſen einladen; es wäre dieſen Herren ſehr willkommen, uns ſehr gelegen und Ihrer ſehr würdig, wenn Sie uns für dieſen Tag etwas Wildbret ſchicken wollten.“ Beſonders fühlte ſich der Mann Gottes zu den Ordensmännern hingezogen, welches Ordenskleid ſie auch trugen. In eben dem Jahre, das ſeine Ernennung zum Provinzial brachte, empfahl er dem König Ferdinand, den armen Wiener Franziskanern ein Fäßlein Wein zu ſchenken. Gleich dem Auguſtiner-Eremiten Onofrio Panvinio fand der Kölner Kartäuser Laurentius Surius an ihm einen warmen Förderer ſeiner ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen. Caniſius ſammelte Beiträge zu der Konzilienausgabe des Surius und zu deſſen Heiligenleben; er hat auch andere, das gleiche zu tun. Den Tegernſeer Benediktiner Wolfgang Seidel beglückwünſchte er zu ſeinem ſchönen „Laienſpiegel“. Zu Augsburg empfahl er auf der Kanzel den Katechiſmus des Dominikaners Dietenberger und das Beichtbüchlein des Dominikaners Fabri. Wie bei den Eßtaler Benediktinern und den Prager Kreuzherren, hatte er ſeine guten Bekannten bei den Straubinger Karmelitern und den Auguſtiner-Chorherren von Rebdorf. Auch die Dominikaner Johann Greßnig, Hoſtprediger in München, und Antonin Groſſupf, Lehrer der Heiligen Schrift an der Wiener Hochschule, gehörten zu ſeinem Freundeskreiſe; ebenſo Wolfgang Schmilkofer, der vortreffliche Guardian des Franziskanerkloſters zu München. Dieſer lichten Freundesliſte ließe ſich mit Beſchäftigung eine dunkle Feindesliſte gegenüberſtellen, die von Spott und Verleumdung trieft. Wir verzichten gerne darauf. Im Jahre 1568 ſchrieb Caniſius in der Vorrede zu ſeinem Katechiſmus: „Wollen

sie mich lästern und schänden, so habe ich desto mehr Ursache, das Böse mit Gutem zu überwinden, die Feinde und Spötter zu lieben und, wie Paulus sagt, feurige Kohlen auf ihre Häupter zu sammeln." Diese versöhnliche Gesinnung zeigte er auch, als sein spanischer Ordensgenosse Franz Torres, ehemaliger Theologe des Trienter Konzils, in Dillingen das lateinische Werk herausgeben wollte, worin er die tridentinischen Beschlüsse über das Weihesakrament verteidigte. Canisius selbst hatte ihn zu dieser Schrift angeregt. Er besorgte auch im Jahre 1569 ihre Drucklegung. Dabei erlaubte er sich, auf eigene Faust verschiedene Stellen des Buches milder zu fassen. „Wäre P. Torres in Deutschland“, schrieb er nach Rom, „so würde er die von uns Getrennten nicht so beißen und verdammen.“

Der Jahresbericht des Dillinger Kollegs für 1569 enthält die Meldung: „Seitdem P. Canisius das Amt des Provinzials niedergelegt hat, weilt er in unserer Mitte. In großer Demut, Liebe und Herzlichkeit verkehrt er mit uns. Er hat seine Freude daran, in den Stunden, die er seinen gelehrten Arbeiten abstehlen kann, öffentliche Christenlehre zu halten und Einzelunterricht im Katechismus zu erteilen; auch im Beichtstuhl hilft er uns gern aus.“ Die Vorbereitung des Buches gegen die Centurien erlitt auch viele andere Unterbrechungen. Während des Sommers mußte Canisius einmal drei Tagereisen weit zu einer sehr vornehmen Familie sich begeben, deren Namen nicht bekannt ist. Seit vielen Jahren war die Herrin des Hauses mit ihren Kindern zerfallen; alle Aussöhnungsversuche waren gescheitert. Nun wurde Canisius von beiden Seiten als Schiedsrichter anerkannt. Es gelang ihm, Frieden zu stiften. Im selben Jahre 1569 wurde zu Dillingen auf Veranlassung unseres Seligen das Schreiben veröffentlicht, das Bischof Hieronymus Osorio von Sylves, der „Cicero Portugals“, wie man ihn nannte, in feinstem Latein an Königin Elisabeth von England zugunsten der katholischen Kirche gerichtet hatte;

daran schloß sich die Abhandlung, in der Osorio sein Schreiben gegen den Engländer Haddon verteidigte. Um die gleiche Zeit ließ Canisius in Dillingen die Episteln und Evangelien der Sonn- und Festtage zusammen mit seinem Kleinen Katechismus drucken; viele Holzschnitte zierten die Ausgabe. Als zärtlicher Landesvater kaufte Herzog Albrecht V. 2000 solche Büchlein für die lieben Kinder seines Bayernvolkes.

Von Zeit zu Zeit machte der Mann Gottes von Dillingen einen Ausflug nach dem nahen Augsburg. Dort nahm die Frömmigkeit in der weitverzweigten Fuggerischen Familie immer größeren Aufschwung. Canisius hatte vor Jahren damit begonnen, einige Frauen dieses Geschlechtes zum tugendlichen Leben anzuleiten. Von ihnen war der Zug zur Frömmigkeit auf die Männer übergegangen. Georg Fugger hatte die unkatholischen und unsaubern Schriften aus seiner Bücherei ausgemerzt. Markus wollte in seinem Haus nur mehr katholische Dienerschaft haben. Hans Fugger, der große Mäzen der bildenden Künste, hatte seinen Lebenswandel gründlich geändert; er war jetzt ein eifriger Beter; Tag und Nacht sann er auf die Gründung eines Jesuitenkollegs. Gleich ihm hatte Hieronymus Fugger sich den Jesuitenpater Wendelin Bölk zum Beichtvater genommen. Wenn die Frauen Hausandacht hielten, erschienen jetzt auch die Männer. Almosen wurden mit vollen Händen gegeben.

Doß ein Sprichwort sagt: „Wo der liebe Herrgott eine Kirche hat, sucht der Teufel eine Kapelle danebenzusetzen.“ Seit geraumer Zeit gaben sich in Augsburg katholische und protestantische Kirchendiener viel mit Teufelsbeschwörungen ab. Die Kirche will, daß man vor jedem solchen Exorzismus sich die Frage beantworte: Liegt wirklich teuflische Beseffenheit vor, oder ist es nur Krankheit oder

Verstellung? Die Vermutung ist nicht frebelhaft, daß die Augsburger Exorzisten, auch die katholischen, dieser Forderung nicht immer gerecht geworden seien. Wie dem auch sein mag, in einem Hause der Juggerschen Familie tauchte eine besessene Magd namens Katharina auf, die in ruhigen Stunden auch wieder als eine vom Himmel Begnadigte sich gebärdete. Stundenlang war sie allen Sinnen entrückt. Wenn sie wieder zu sich kam, erzählte sie, diese ganze Zeit habe die heilige Jungfrau ihren blauen Mantel über sie gebreitet. Ihre Worte wurden gläubig aufgenommen. Man versprach sich und andern eine glänzende Reform der Kirche, mächtige Fortschritte der Gesellschaft Jesu und ähnliche große Dinge. Canisius war entzückt von diesen neuen Sonnenaufgängen. In einem Briefe an seinen Ordensgeneral Borgia malte er sie mit rothigen Farben. Zu Rom aber dachte man nüchterner. Der Provinzial Hoffäus hatte gewarnt. Borgia erinnerte in seinem Antwortschreiben an die Mahnung des Apostels: „Glaubet nicht jeglichem Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind.“ Ferner wies er auf das Apostelwort hin, daß der Teufel sich in einen Engel des Lichtes verstellt. Die Warnung war sehr zeitgemäß; denn die Wunder in Katharinas Behausung gestalteten sich immer seltsamer. Aus der Seherin heraus redeten Seelen des Fegfeuers. Sie verlangten exorzisiert und von ihren Sünden losgesprochen zu werden; dann, sagten sie, würden sie ihrer Peinen erledigt. Jetzt fiel es unserem Seligen wie Schuppen von den Augen. Das könne nicht von Gott sein, erklärte er mit allem Nachdruck; das sei ein Hohn auf Vernunft und Glauben. Doch der Hausherr und eine Frau seiner Verwandtschaft waren in Räthes Neze schon allzu tief verstrickt, als daß sie von Canisius Belehrung angenommen hätten. Canisius mußte froh sein, daß sie sich dazu verstanden, ihre Offenbarungen dem Urtheil des Papstes zu unterbreiten. Sie wollten über Voreto nach Rom reisen. P. Wendelin wurde als Reisekaplan verlangt; lange sträubten sich die Obern dagegen; doch man wollte mit solchen Herrschaften nicht brechen, und so mußte der Pater mit ihnen ziehen.

Aber wer sollte unterdessen Wendelins Stelle in Augsburg vertreten? Man tat, was man immer zu tun pflegte, wenn Not im Lande war: man holte den guten Pater

210

Canisius herbei. Zu der Erbschaft, die Canisius zu übernehmen hatte, gehörte die Sorge für die besessene Anna. Das war so zugegangen. Als der Provinzial Hoffäus sich in Augsburg zeigte, kam Sibylla, die Gattin des Markus Fugger, herbei und jammerte, die Besessenheit habe sich jetzt auch unter ihrem Dache heimisch gemacht. Die Unglückliche war ein tugendames, ungefähr siebzehn Jahre altes Edelfräulein aus dem schwäbischen Geschlechte derer von Bernhausen, das seit Jahren zu den Beichtkindern der Augsburger Jesuiten gehörte. Sibylla bat und flehte, Hoffäus möge erlauben, daß P. Wendelin durch den Exorzismus das arme Kind aus seinen Qualen erlöse und ihrem ganzen Haus die Ruhe wiedergebe. Solchen Bitten konnte auch ein so rauher Mann wie Hoffäus nicht widerstehen. Einmal in der Woche, niemals in der Nacht, das gestattete er. Wendelin hatte sein Exorzistenamt noch nicht zu einem glücklichen Abschluß gebracht, als er nach Italien abreisen mußte. Canisius mußte den Faden aufnehmen; sein Provinzial befahl es ihm ausdrücklich. Nun wurde beschlossen, eine Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Altötting zu machen. Man hoffte, an dieser altheilwürdigen Gnadenstätte werde die, welche durch ihren Sohn der höllischen Schlange den Kopf zertrat, dem Exorzisten zum vollen Siege verhelfen. „Gott und Maria“ ist ja ein alter Wappenspruch des Fuggergeschlechtes. In der heiligen Kapelle empfingen Markus und Sibylla aus den Händen des Seligen den Leib des Herrn. Die Lauretanische Litanei wurde gesungen, viele Gebete wurden verrichtet. Da wurde das Mädchen des Unholdes ledig. Sechzehn Männer geistlichen und weltlichen Standes, deren Namen uns aufbewahrt sind, umstanden sie als Zeugen. Mit einer Er-

mahnung zu Gottesfurcht und Besserung des Lebens beschloß Canisius die heilige Handlung. Es war am 23. Januar 1570. Anna von Bernhausen harrete auf dem Wege der Tugend aus. Ihr Vater war sein ganzes Leben lutherisch gewesen; jetzt ließ er sich in die katholische Kirche aufnehmen. Tief ergriffen war auch Markus Fugger, ein hell blickender, geistig regsamere Mann, der als Verfasser der ersten wissenschaftlichen Schrift über Pferdezüchtung noch heute einen geachteten Namen hat. Markus, berichtet Canisius, nahm jetzt einen neuen kräftigen Anlauf zur christlichen Vollkommenheit. Die heilige Kapelle von Altötting besitzt noch den silbernen Kelch, den er in seinem und seiner Gattin Namen der Mutter der Gnaden als Dankeszeichen verehrt hat; er ist als „Canisiuskelch“ bekannt. Noch kommen Jahr für Jahr ungefähr dreihunderttausend Pilger nach Altötting; man zeigt ihnen in der Schatzkammer des Heiligtums das schmucke, mit Ebenholz und Silber verzierte Canisiusaltärchen mit dem kleinen hölzernen Marienbild, das Canisius bei der Beschwörung auf Annas Haupt gesetzt hat. Ein Jahr später gab Martin Eisengrein, Stiftspropst von Altötting und Lehrer der Heiligen Schrift an der Ingolstädter Hochschule, in seinem Altöttinger Wallfahrtsbuch eine genaue Beschreibung des ganzen Vorganges. Er hatte sich zu jener Zeit in Altötting aufgehalten, war aber durch Krankheit verhindert worden, Augenzeuge zu sein.

Die Kunde von dem Altöttinger Ereignis schwirrte durch ganz Deutschland. Selbst auf nichtkatholischer Seite fand sie ernste Beachtung. Schon 1571 sprach Johann Marbach, Lehrer der Gottesweisheit in Basel und Vorstand des dortigen Kirchenrates, in seiner Schrift „Von Mirakeln und Wunderzeichen“ sich weitläufig darüber aus.

Die Austreibung des bösen Geistes erkannte er als bewiesene Tatsache an; aber sie sei, behauptete er, nicht eine Gottestat, sondern ein Zauberwerk gewesen. Canisius und Eisingrein hätten sich mit dem Teufel verschworen, das arme Volk zu betrügen. Überhaupt sei alles, was man zu Altötting treibe, ein Götzendienst, der zur Hölle führe. Canisius konnte sich trösten. Geradeso hatten die Pharisäer die Werke Christi erklärt. „Durch Beelzebub, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Für Canisius trat ein Mann in die Schranken, der als Sohn eines Ulmer protestantischen Predigers durch den Canisius-Katechismus und ähnliche Schriften den Weg zur Kirche gefunden hatte. Johann Jakob Rabus, Hosprediger des Herzogs von Bayern, wies 1573 in seinem „Gegenbericht“ Marbachs Anschuldigungen gründlich, allerdings auch übermäßig derb, zurück. Er konnte nicht verhindern, daß der Dichter Johann Fischart in seinem „Bienenkorb“ mit den Stacheln seines Spottes über die Altöttinger Heilung herfiel. Auch der Braunschweiger Prediger Martin Chemnitz nahm in seiner „Prüfung des Konzils von Trident“ die Gelegenheit wahr, ihr einen Fußtritt zu versetzen. Canisius selbst verteidigte sich 1577 in der Schrift über Maria ruhig, ja mit einem Anflug von heiterer Laune. Er dachte auch jetzt noch so wie damals, als er von Augsburg aus an seinen Ordensgeneral Baynez schrieb: „Möchte doch unsere Liebe zu unsern Segnern noch größer sein als ihr Eifer, uns zu verleunden! Sie verdienen es wahrlich um des Blutes und der Liebe Christi willen; dazu kommt, daß die meisten aus Unwissenheit fehlen.“ Aus Rom traf nun aber vom General Borgia die Weisung ein, daß fortan kein Ordensgenosse eine Beschwörung vornehmen dürfe, er habe denn zuvor vom Provinzial Erlaubnis erhalten. Canisius billigte das vollkommen. Er schrieb an Borgia, er sei dafür, daß kaum jemals einer von der Gesellschaft eine Teufelsbeschwörung vornehme; er hoffe, der Altöttinger Exorzismus sei der letzte seines Lebens gewesen. Den Teufel aus den Seelen zu vertreiben, das war von jeher, wie Borgia hervorhob, die eigentliche Aufgabe der Gesellschaft Jesu. Wenn einer eine Todsünde begeht, predigte Canisius 1569 zu Augsburg, so wird er geistigerweise, der Seele nach, vom Teufel besessen, und das ist schlimmer, als wenn er von tausend Teufeln nur leiblich besessen oder gequält würde.

Im April 1570 war der Selige wieder in Dillingen. Mit voller Kraft warf er sich jetzt auf die Widerlegung der Centurien. Er wollte, wie er an seinen Oberrn schrieb, etwas leisten, was das Maß des Gewöhnlichen überstieg. Sein Plan war dieser: Daß die Verfasser der Centurien die Heilige Schrift verdrehen, wird an drei großen Gestalten des Evangeliums gezeigt; es sind Johannes der Täufer, Maria und Petrus. Der erste Band des neuen Werkes beschäftigte sich mit Johannes. Die Centurienmänner hatten ihn von der Höhe vollendeter Heiligkeit, auf die er durch Schrift und Kirche gestellt war, in die Niederungen des Alltagsmenschen herabzudrücken gesucht. Ja, er hatte sich nach ihnen über die mosaischen Speisegesetze hinweggesetzt; er hatte sich von der Kirche des Alten Bundes losgesagt und das Grundgesetz des neuen Glaubens, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, der Menschheit verkündet. Damit war er ein echter Vorläufer des Protestantismus geworden. Dementgegen behauptete Canisius: „Die Kirche ist im Recht, wenn sie die guten Werke für notwendig zur Seligkeit erachtet, und wenn sie Johannes als den Verkünder dieser Wahrheit, den hocherbabenen Heiligen, den Stammvater des Mönchtums betrachtet und preist.“ Er bewies das aus dem Leben und der Lehre des Täufers, wie das Evangelium sie darstellt. Der alternde Mann gab sich seiner Arbeit mit solchem Eifer hin, daß seine Mitbrüder für sein Leben fürchteten. Auch an seine Gehilfen stellte er große Anforderungen. Der Geduld des Druckers bereitete er harte Proben; zuweilen hatte er einen Abschnitt acht- bis zehnmal umgearbeitet und war noch immer nicht zufrieden. Nach Ostern gelangte der Druck zum Abschluß. Die Schrift ist lateinisch. In deutscher Über-

setzung lautet ihr Titel: „Entstellungen des Wortes Gottes. Erstes Buch: Johannes der Täufer.“ Das Werk erschien 1571 in Dillingen als stattlicher, dem Erzherzog Ferdinand II. von Tirol gewidmeter Quartband. Der Verfasser hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, für seine Mühe einen vollkommenen Ablass zu erhalten. Cardinal Truchseß sprach mit dem Papst, und dieser willfahrte. Darob fühlte sich Canisius, wie er schrieb, glücklich und selig. Gewisse Schwarzseher in seiner nächsten Umgebung hatten wieder einmal unrecht gehabt. Sie hatten gefürchtet, man werde eine schlechte Ehre mit dieser Arbeit einlegen, sie werde der Erwartung nicht entsprechen. Aber die besten Gottesgelehrten, die Kardinal Hosiuz und Sirleto, der Spanier Fontidueñas, der Engländer Cope waren voll des Lobes. Dem Kardinal Hosiuz gefiel neben dem Hauch der Frömmigkeit, der alles durchwehte, besonders die edle und dabei leichtverständliche Sprache. Schon im nächsten Jahre erschien eine zweite Auflage. Der Provinzial und andere Väter hätten es indessen am liebsten gesehen, wenn mit diesem ersten Band die gelehrte Schriftstellerei ihres Mitbruders ein ehrenvolles Ende gefunden hätte. Sie waren der Ansicht, daß eine solche Arbeit für ihn zu anstrengend sei; er sollte, meinten sie, lieber predigen und kleine deutsche Schriften verfassen. Dagegen erklärte Hosiuz den römischen Obern, Canisius müsse unbedingt nun auch über Maria und Petrus schreiben. Hosiuz war Großpönitentiar der heiligen Kirche und großer Ordensgönner; ihm durfte man nicht widersprechen. Auch der hochangesehene Salmeron war entschieden für die Fortsetzung der Centurienarbeit.

14. Innsbruck und Rom. 1571—1576.

Lange genug hatten Bayern und Schwaben ihren Petrus Canisius besessen; nun wurde dem Lande Tirol von der Vorsehung die Ehre und das Glück beschert, sechs Jahre lang den herrlichen Mann beherbergen zu dürfen. Erzherzog Ferdinand II., Landesherr von Oberösterreich, wollte in seiner Hauptstadt Innsbruck in Tirol einen Jesuiten zum ständigen Hofprediger haben. Die oberdeutsche Ordensprovinz besaß aber keine große Auswahl von tüchtigen Kanzelrednern. So wurde unserem Seligen durch ein Schreiben des Ordensgenerals der Gedanke nahegelegt, daß er die Innsbrucker Hofkanzel versehen und zugleich seine schriftstellerischen Arbeiten weiterführen könnte. Es war ein Opfer für den armen Mann. Er verlor die reiche Büchersammlung der Dillinger Hochschule und den Verkehr mit den Gelehrten dieser Anstalt; überdies schien der Föhn, der durch das Tal von Innsbruck bläst, seiner Gesundheit nicht zuträglich zu sein. Aber der Wunsch des Obern war ihm Befehl. „Der heilige Gehorsam“, so hat er einmal geschrieben, „macht mir jeden Ort zum Paradies.“ Am 20. Juni 1571 verließ er Dillingen. Drei große Fässer mit Büchern, gegen fünfzehn Zentner schwer, folgten ihm. Erzherzog Ferdinand rechnete es sich zur hohen Ehre an, einen so bedeutenden Mann in seinem Dienste zu haben. Um ihm die Mühe zu erleichtern, ließ er ihm jahrelang auf Landeskosten einen Schreiber zur Verfügung stellen. Die Hofkirche zum Heiligen Kreuz war die schönste Kirche der Stadt. Der Erzherzog und sein Hof fehlten kaum jemals bei der Predigt. Canisius verwaltete das Amt bis zu der Gesandtschaftsreise, die er zu Anfang des Jahres 1573 anzutreten hatte.

Die mehr als hundert Predigten, die er in dieser Zeit gehalten hat, sind noch handschriftlich vorhanden. Aber während von seinen Augsburger Predigten wenigstens eine ganz kleine Anzahl durch Adam Walasser 1570 zu Dillingen dem Druck übergeben worden ist, sind die Innsbrucker Predigten fast gänzlich unbekannt geblieben. Sie verdienen eine kurze Würdigung. Canisius war kein Freund derer, die er wiederholt die „Zuckerprediger“ nannte; die sprachen immer von Gottes Barmherzigkeit, nie von dessen Gerechtigkeit; sie stellten Christus stets nur als den Versöhner hin und sagten kaum ein Wörtlein davon, daß er auch Gesetzgeber und Richter ist. „Diese Prediger“, bemerkte Canisius, „können meisterlich schmeicheln; sie haben lauter lindes Öl, aber keinen scharfen Wein für die Wunden der Seelen.“ Gelegenheit zu ernster Bußpredigt bot ihm ein schreckliches Erdbeben. Es verwüstete vom 4. Januar 1572 an mit kurzen Unterbrechungen 40 Tage lang Innsbruck und die Umgebung. Mauern barsten, Häuser stürzten ein, die Erde senkte sich an vielen Orten, Türme wurden abgetragen. Man stellte Bußgänge an und schrieb Fasttage aus. Die Beichtstühle der Jesuitenkirche waren belagert; viele Lebensbeichten wurden abgelegt. Am ersten Sonntag nach Ostern verkündete der Hofprediger im Auftrag der Regierung einen Aufruf, in dem es hieß: Das Erdbeben, die Teuerung, die ansteckenden Krankheiten, die uns bedrängen, sind Strafen Gottes für unsere Sünden; darum sollen alle in sich selbst eintreten und ihre Sitten ernstlich bessern. Besonders sollen sie gegen Arme und Kranke Barmherzigkeit üben. Es wird eine öffentliche Almosenjammulung gehalten. „Die Leute“, sagte der Prediger ein anderes Mal, „täuschen sich, die sich nur auf ihre Festungswerke und anderes Kriegszeug verlassen. Wenn wir nicht Gott fürchten und mit ihm in Frieden leben, wird uns das alles nichts nützen gegen die Geißelhiebe seines Zornes.“ Sehr kräftig sprach Canisius von der Unterwürfigkeit unter die weltliche Obrigkeit. Er forderie Gehorsam, ob sie nun auf gerechte oder ungerechte Weise die Gewalt in die Hand bekommen habe, ob sie gut sei oder böß; er verpflichtete zum Gehorsam gegen alle Befehle, die nicht offenbar gegen Gott und nicht ausdrücklich dem göttlichen Rechte zuwider seien. Dringend empfahl er die gute Kindererziehung, die Handarbeit, das Almosen, den Rosenkranz, die häufige Kommunion. In einer Reihe von Predigten erklärte er den Sinn und Wert des Meßopfers. Merkwürdiger-

weise wurde in der Hauptstadt des katholischen Tirolerlandes unter den Augen des streng katholischen Erzherzogs der fromme Gebrauch, die heilige Wegzehrung andächtig zu den Kranken zu begleiten, völlig außer acht gelassen. Diese Wahrnehmung schnitt dem Gottesfreund tief ins Herz hinein. Der Priester mit dem heiligsten Sakramente, klagte er, sei kaum vor bösen Hunden und betrunkenen Ruhestörern sicher; es gebe Leute, die kaum die Mühe rückten, wenn sie ihm begegneten. Wieder und wieder legte er auf der Kanzel Verwahrung ein gegen diesen Mißbrauch. Der Erzherzog kam ihm durch einen strengen Erlaß zu Hilfe, der nicht bloß der Stadt Innsbruck, sondern dem ganzen Land Tirol galt. Vor jedem Verfehhang mußte fortan ein Glockenzeichen gegeben werden; dann hatte jedes Haus wenigstens ein Familienglied zur Begleitung des Priesters zu stellen. Vielsach macht sich übrigens in den Predigten weise Mäßigung bemerkbar. „Den Fasching“, sagte Canisius, „vermöchte meines Bedünkens kein König und kein Kaiser abzuschaffen; nicht einmal die Apostel Petrus und Paulus brächten das zuwege. Es kann sich also für den Prediger nur darum handeln, daß er zeige, wie man in diesen Tagen fröhlich sein könne in Christlichen Ehren.“ In der Predigt über das Fegfeuer erklärte er: „Ich will die Einwürfe gegen diese Lehre anführen und sie aus liebendem Herzen, ohne alle Streitsucht, widerlegen. Ist jemand mit meiner Antwort nicht zufrieden, so komme er ohne Zaudern zu mir. Ich will ihm bereitwillig weitere Aufklärung geben.“ „Nicht bloß der geistliche Beruf“, heißt es in einer andern Predigt, „auch der Beruf zur Haushaltung und zum ehelichen Leben kommt von Gott. Alles kommt darauf an, daß jeder seinen Beruf erkenne und in ihm ausharre. Es kann geschehen, daß einer in einem weniger heiligen Berufe Gott mehr gefällt als ein anderer, dessen Beruf sehr heilig ist.“ Eine glänzende Feier sah Tirol am 12. November 1572. Geistlichkeit, Regierung, Bürgerschaft versammelten sich um ihren Landesherren und zogen mit ihm aus der Innsbrucker Pfarrkirche hinaus zum Prämonstratenserstifte Wilten. Dort dankten sie in feierlichem Gottesdienste für den großen Seesieg, den die Christliche Flotte bei Lepanto über die Feinde des Kreuzes Christi davongetragen hatte. Canisius hielt die Festpredigt. Mit heiligem Stolz wies er darauf hin, daß der Sieger Johann von Osterreich heiße. Das Kreuz in der Hand, habe er am Schlachttag seine Helden zum Kampf für Christus entflammt.

Erzherzog Ferdinand und seine Räte hielten große Stücke auf den neuen Hofprediger. Als Papst Pius V. der Türkengefahr wegen ein Jubiläum verkündet hatte, ließ sich die Regierung von Canisius ein Gutachten ausstellen über die Art und Weise, das Jubiläum zu erklären, zu verkünden und ins Werk zu setzen. Canisius unterließ nicht, darauf hinzuweisen, daß nichts ohne Erlaubnis des Bischofs dürfe vorgenommen werden. Ein anderes Gutachten behandelt das Bücherwesen. Jahrelang zogen erzherzogliche Beamte zusammen mit bischöflichen Abgesandten durch die Täler Tirols, um strenge Bücherschau zu halten. Da kamen viele protestantische Bibeln zum Vorschein und Werke von Luther, Zwingli, Flacius und andern Gegnern der katholischen Kirche. Canisius bat die Herren zu bedenken, daß es nicht genüge, solche Bücher den Leuten aus den Händen zu nehmen; man müsse auch katholische Bücher an deren Stelle setzen; das sei um so notwendiger, weil manche aus reiner Einfalt und im guten Glauben sich solche Ware um ihr teures Geld angeschafft hätten. Die Regierung machte daraufhin große Büchereinkäufe in Augsburg. Arme erhielten die Schriften umsonst; den Reicheren wurde wenigstens die Hälfte des Preises erlassen. Der Anregung unseres Seligen ist es auch zu danken, daß ein katholischer Buchhändler sich in Innsbruck niederließ.

Bei dem großen Vertrauen, das Canisius in allen Kreisen besaß, kann es kein Staunen erregen, daß er auch von vielen andern Seiten um Rat und Hilfe angegangen wurde. Er seinerseits bemühte sich nach dem Vorbild des Völkerapostels, „allen alles zu werden“. Es seien nur einige Beispiele aus dem Ende der sechziger und dem Anfang der siebziger Jahre des Jahrhunderts hier angeführt. Erzherzog Karl von

Steiermark hat dem Altöttinger Stiftspropst Martin Eisengrein das Bistum Laibach angetragen. Eisengrein fragt bei Canisius an, ob er es annehmen solle. Der antwortet dem Freunde, er solle vielmehr die Zahl der Ämter und Würden, die er bereits zu tragen habe, vermindern, als eine neue Last hinzufügen. In Ulm sind die Katholiken tief betrübt über den Beschluß des Rates, ihren Priestern das Gehalt zu entziehen und ihre Kirche zu schließen. Canisius ersucht einen Gönner am Kaiserhofe, er möge vom Kaiser Hilfe erwirken. Der Fürstabt von Fulda wünscht ein Colleg der Gesellschaft zu errichten; Canisius bittet den Generalvikar des Ordens dringend, er möge den Abt nicht im Stiche lassen. Einem begabten jungen Mann will das Brigener Domkapitel höhere Ausbildung in den heiligen Wissenschaften zuteil werden lassen; es schickt ihn an Canisius: der mag bestimmen, welche Hochschule er beziehen soll. Canisius bemerkt, daß im Bistum Brigen an die Spendung und den Empfang der Sakramente sich allerlei Mißbräuche angehängt haben. Er zeigt dem Bistumsverwalter Thomas von Spaur, wie dem abzuhelpen sei, und Spaur befiehlt den Pfarrern, sich an die Weisungen des erleuchteten Lehrers zu halten. Der Fürsorge der Kölner Jesuiten befiehlt Canisius den leichtlebigen jungen Gebhard von Truchseß, der in Köln sich niedergelassen hat. Die Kölner hinwiederum wünschen, daß die österreichischen Erzherzoge den Stadtrat in seinem Entschlusse bestärken, keine Geusen in seinen Mauern zu dulden; Canisius verspricht, erzherzogliche Briefe an den Stadtrat zu besorgen. Das Bistum Augsburg bedarf eines neuen Generalvikars und eines neuen Pönitentiars; in der Stadt geben die Nonnen von St. Ursula ein übles Beispiel. Canisius setzt den Cardinal Otto Truchseß von diesen

Nöten seines Bistums in Kenntniß und bittet ihn um Abhilfe. Ja der Kardinal selbst muß sich von ihm zurechtweisen lassen. Otto war 1568 nach Rom gezogen, wo er das Suburbikarbisium Albano besaß und das Amt eines Protektors der deutschen Nation zu verwalten hatte. 1570 schrieb ihm Canisius: „Viele wünschen Ihre Rückkehr, und zwar aus sehr wichtigen Gründen, wie ich früher schon geschrieben habe. Mit der Augsburger Kirche steht es schlechter, als man in Rom glaubt oder einsieht. Unterdessen beschwert ihr Bischof sein Gewissen mit so vielen und so großen Lasten. Ich wundere mich wirklich, wie er ruhig schlafen kann, während so viel tausend Seelen zugrunde gehen. Lieber sähe ich es, daß dem Kardinal Otto das Augsburger Bistum genommen wäre, als daß er nur des Bischofstitels sich erfreut und so nachlässig die Schafe weidet, von deren Wolle er lebt.“ Der gelehrte Johann Brunner, Zwinglischer Prediger im Thurgau, war durch die Schriften der Kirchenväter zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit geführt worden. Doch wie sollte er sich und seine Frau und seine zwei Kinder ernähren, wenn er seine Predigerstelle verlor? Canisius sprach in München mit dem herzoglichen Kanzler Simon Eck, und im selben Jahre noch erhielt Brunner eine Anstellung als Lehrer der Hochschule zu Ingolstadt.

Allen Anforderungen zu genügen, war allerdings selbst einem Canisius nicht möglich. König Philipp II. von Spanien ließ an ihn durch seinen Antwerpener Hofbuchdrucker Plantin den Wunsch gelangen, er möchte zum Besten der Pfarrer eine ausführliche Erklärung der Sonn- und Festtags-evangelien schreiben. Der Selige erkannte an, daß eine solche Postille sehr zeitgemäß wäre. Aber einstweilen wenigstens fehlte ihm die Zeit, eine solche Arbeit zu leisten. Bischof Wilhelm Bindan von Roermond wollte, daß er nach Rhynwegen komme und dort gemeinsam mit ihm die Gründung eines Kollegs

der Gesellschaft anbahne. Kardinal Amulio schrieb aus Rom, er solle in der Schweiz ein Kolleg errichten. Beides war ihm nicht möglich. Kardinal Madruzzo, Fürstbischof von Trient, rief seine Vermittlung an in dem langwierigen Streit, den er wegen der weltlichen Herrschaft über sein Stift mit Erzherzog Ferdinand II. auszufechten hatte. Canisius mußte ihm antworten, der Erzherzog würde jetzt ein solches Eingreifen sehr übel aufnehmen und man würde nichts erreichen. Der Selige mußte derartige Zumutungen um so mehr abweisen, weil jetzt wieder Aufträge von höchster kirchlicher Stelle an ihn herantraten.

Am 1. Mai 1572 schied Pius V., der letzte der heiligesprochenen Päpste, von dieser Erde, um den himmlischen Lohn für seinen glühenden Reformeifer zu ernten. In Gregor XIII. war ihm ein würdiger Nachfolger beschieden. Gregors Blick drang bis in die entferntesten Länder der Erde. Stets war seine Hand ausgestreckt zur Spendung von zeitlichem und geistlichem Segen. Er liebte die Deutschen und wurde von ihnen geliebt. An Canisius richtete er am 27. Januar 1573 ein Schreiben, in dem er ihn aufforderte, sein Gehilfe zu sein in der Arbeit für die Seelen. Er solle als geheimer päpstlicher Gesandter die Fürsten von Tirol und Bayern und den Erzbischof von Salzburg besuchen und darnach in Rom dem Papste selbst Bericht erstatten. Das Nähere werde der Kardinal von Como ihm mitteilen. Comos Weisung ist verlorengegangen. Aus andern Quellen aber wissen wir dieses: Canisius mußte sich erkundigen, wie Gregor am besten die katholische Sache in Deutschland stützen und heben könne. Außerdem hatte er verschiedene schwierige Einzelfragen zu Sprache zu bringen. Daran schloß sich der Auftrag, eine Anzahl Werke protestantischer Gelehrter für den Papst zu bestellen. Die Weisung für Salzburg wurde später zurückgezogen; doch Canisius war schon dort gewesen, als er von der Änderung Kunde erhielt.

Aus dem Gesandtschaftsbericht des Seligen ersieht man, daß die Fürsten von dem Entgegenkommen des Papstes sehr angenehm berührt waren. Von Religionsgesprächen, Disputationen, Reichsbewilligungen wollten sie nichts mehr wissen; auch von einem Krieg gegen die Protestanten rieten sie entschieden ab. Sie verlangten zuvörderst Reform der Geistlichkeit, zumal der Domkapitel. Der Erzbischof von Salzburg wollte die vielen Reibereien und Zusammenstöße zwischen den Bischöfen und den katholischen Fürsten abgestellt wissen. Albrecht von Bayern empfahl die Seminarien und Hochschulen in Deutschland und das Deutsche Kolleg in Rom. Gregor, sagte Ferdinand von Tirol, solle den Kaiser sich zu verpflichten suchen; mit den katholischen Fürsten solle er durch seine Nuntien vertraute Beziehungen pflegen; ferner solle er alles tun, um die Herzen der Protestanten zu gewinnen. Schon vor einigen Jahren hatte man sich in Rom Hoffnung gemacht, den Kurfürsten August von Sachsen zur Kirche zurückführen zu können. Kardinal Hosius hatte Canisius als Unterhändler vorgeschlagen. Jetzt wurde der Plan von neuem angeregt. Doch Albrecht und Ferdinand ließen dem Papst sagen, daß wenig Aussicht auf Augusts Rückkehr bestehe. Endlich wurde auch noch über die bevorstehende Wahl des römischen Königs und über die Besetzung der Erzstühle von Köln und Bremen verhandelt. Albrecht V. war, wie es scheint, etwas verstimmt darüber, daß Canisius ihm seine schriftliche Gesandtschafts-Anweisung nicht vorzeigen wollte. Er verschob genauere Mitteilungen auf die Heimkehr des Kardinals Truchseß.

Als der Gesandte nach Vollziehung seines Auftrags zum Berichterstaten nach Rom eilte, konnte er die Reise in guter Gesellschaft zurücklegen. Der hl. Franz Borgia war am

1. Oktober 1572 in den Himmel eingegangen. Zur Wahl eines neuen Generals und zur Vereinigung anderer wichtiger Ordensangelegenheiten mußte der Provinzial Hoffäus mit den Patres Peltan und Pisan nach der Ewigen Stadt ziehen. Ein Laienbruder wurde zur Bedienung mitgenommen. Die Innsbrucker Behörde stellte ihnen einen gemeinsamen Paß aus, in dem sie die Reisenden für seuchenfrei erklärte. Gerade um die Zeit, da sie in Rom eintrafen, starb dort Kardinal Otto Truchseß, nachdem er so viele Jahre ein starker Hort der deutschen Kirche und ein wahrhaft väterlicher Gönner der jungen Gesellschaft Jesu gewesen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Gregor XIII. gerade durch ihn auf unsern Canisius war hingewiesen worden. Noch kurz vor seinem Tode hatte Otto dem Papst eine umfangreiche Denkschrift über die Lage der deutschen Kirche eingereicht; sie zeugt von solcher Sachkenntnis und stimmt so getreu mit den Reformplänen unseres Canisius überein, daß man sie längere Zeit für dessen Werk gehalten hat. Daß sie von ihm beeinflusst war, ist mehr als eine leere Vermutung. Jämmerlich arm, dem Hungertode nahe, war damals zu Rom das Deutsche Kolleg, diese Lieblingsstiftung des hl. Ignatius. Die Böglinge waren auf ein fast winziges Häuflein zusammengeschmolzen. Canisius benutzte seine Vertrauensstellung bei Gregor XIII. dazu, der Anstalt zu Hilfe zu kommen. Hier, sagte er dem Papste, müsse seine Freigebigkeit einsetzen, wenn er der Kirche Deutschlands dauernd nützen wolle. Canisius war keineswegs der einzige Mahner. Die Kardinäle der Deutschen Kongregation und andere einsichtsvolle Männer sprachen ebenso. Daß aber das Wort unseres Seligen mit besonderem Gewicht in die Waagschale der päpstlichen Entschließungen fiel, kann kaum bezweifelt werden.

Gregor erließ am 6. August 1573 eine Bulle des Inhaltes, fortan sollten 100 Böglinge aus Deutschland und den nordischen Gegenden im Deutschen Kolleg unentgeltliche Ausbildung für das Priestertum finden; als Jahreseinkommen bestimmte er 10 000 Dukaten. Von 1573 bis 1600 genossen nicht weniger als 800 junge Männer diese Wohlthat. Sie trugen viel bei zur sittlichen wie zur wissenschaftlichen Erneuerung und Hebung der höheren Geistlichkeit ihres Vaterlandes. Die Anstalt ist durch Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart eines der Bande geblieben, welche die deutsche Kirche so innig mit der römischen Mutterkirche vereinen. Überdies wurde sie Muster und Vorbild für eine Reihe ähnlicher römischer Gründungen.

Mit der Generalversammlung der Gesellschaft Jesu, die eben damals in Rom gehalten wurde, hatte Canisius eigentlich nichts zu schaffen. Er war nicht Abgesandter seiner Provinz. Aber es ging doch nicht an, eine solche Größe unbeachtet zu lassen. Durch einstimmigen Beschluß wurde er beauftragt, zusammen mit drei Ordensgenossen am Tage der Generalwahl den Raum zu bewachen, in dem die Wähler eingeschlossen waren. Es war ein Ehrenamt, eine Auszeichnung für hochverdiente Männer des Ordens. Diesmal mußten die Wächter einem ganz unerwarteten Gaste das Tor öffnen. Eben hielt der berühmte Possévin die herkömmliche Ermahnungsrede an die Wähler, als der Cardinal von Como im Namen des Papstes Einlaß begehrte. Er tat den Vätern kund: Um des Wohles der Gesellschaft und des Nutzens der Kirche willen befehle der Heilige Vater, daß diesmal kein Spanier zum General erwählt werde. Darauf verließ er den Saal. Man wußte sofort, daß Gregor nicht aus eigenem Antrieb hier eingriff; er war das Opfer eines Ränkespiels

geworden. Er mußte aufgeklärt werden. Die Versammlung bestimmte dazu vier Männer aus ihrer Mitte. Ihnen gestellte sie unsern Canisius bei. Sie wußte, wieviel er bei Gregor XIII. vermochte. Noch am selben Tage fuhren die fünf hinaus nach Tivoli, wo der Papst eben Hof hielt, und schon in der gleichen Nacht konnten sie nach Rom gute Botschaft zurückbringen. Der Befehl war zurückgenommen; es war volle Wahlfreiheit zugestanden, wie die Ordensverfassung sie verlangte. Der Papst gab nur zu verstehen, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn diesmal der neue General nicht von spanischem Blut wäre. Am nächsten Morgen wurde gleich beim ersten Wahlgang der Belgier Eberhard Mercurian gewählt. Drei Tage später kam der Beschluß zustande, Canisius solle von nun an Sitz und Stimme in der Versammlung haben; doch sei das als eine ganz außerordentliche Vergünstigung anzusehen, auf die sich in der Zukunft niemand werde berufen dürfen. Die Verhandlungen zogen sich hin bis zum 16. Juni 1573. Acht Tage später war Canisius mit vier andern Vätern beim Papst im Vatikan. Das war wirklich ein Glückstag. Sie brachten für die Ordensgenossen Deutschlands und anderer nördlicher Länder eine Gnadenbewilligung von weitestem Umfang nach Hause: Vollmacht, im Beichtstuhl von allen Sünden, nicht einen einzigen Fall ausgenommen, Lossprechung zu erteilen; Befugnis, auch Auswärtigen verbotene Bücher zu erlauben und fremde Priester zur Lossprechung von Häresie zu bevollmächtigen; dazu Erleichterung der klösterlichen Klausur, Vergünstigungen für die Feier des Messopfers, Ablässe, nicht bloß für die Ordensgenossen, sondern auch für deren Schüler und für andere Besucher der Ordenskirchen. Doch hing der Gebrauch aller dieser Gnaden vom General ab,

und Mercurian war so ängstlich auf die Verhütung jedes Mißbrauchs bedacht, daß Canisius ihn bald bitten mußte, er möge die Hand etwas weiter aufstun. Die „Nordischen Fakultäten“, wie man sie nannte, wurden im Orden lange als kostbarer Schatz gehütet und fortgeerbt; sie haben ehemals Hilfe in manchen schweren Nöten gebracht.

Im Juli 1573 traf Canisius wieder zu Innsbruck ein. Dort ließ sich auf längere Zeit Graf Bartholomäus von Portia nieder, den Gregor XIII. als Nuntius nach Süddeutschland abgeordnet hatte. Er war ein Mann von klarem Blick, lauterster Gesinnung, großer Geschicklichkeit. Ihn und Canisius umschlang bald ein Freundschaftsband, das erst durch Portias Tod gelöst wurde. Ob nun der Nuntius Jüglinge für das Deutsche Kolleg oder einen Prediger für die bedrängte Stadt Weil oder einen richtigen Platz für ein Seminar suchte, ob er Briefe auf sichere Weise befördern oder die Gesinnung des Kurfürsten von Sachsen erkunden oder für erlittene Unbilden Trost haben wollte, immer wandte er sich an Canisius. Portia war es auch, der bei dem Heiligen Stuhl ein großes Herzensanliegen des Gottesmannes befürwortete. Canisius wünschte, der Papst möchte in Deutschland ein päpstliches Seminar errichten. Darauf schrieb der Kardinal von Como, Gregors rechte Hand, an Portia zurück: „Die Gründe, die der Pater vorgebracht hat, sind so schlagend, daß für den Papst die Seminargründung beschlossene Sache ist. Es handelt sich nur um den Ort.“ Eine Zeitlang dachte man an Konstanz. Canisius schrieb in diesem Sinne an den zu Rom weilenden Kardinal Markus Sittich von Hohenems, Bischof von Konstanz. Später aber ließ er durch den Nuntius Dillingen empfehlen. Gregor gründete in der That päpstliche

Seminarien in Wien, Dillingen, Graz, Prag und Olmütz. Seine Nachfolger fügten noch andere bei.

Gregor hatte unserem Seligen beim Abschied den Wunsch ausgesprochen, er möge ihm auch einmal brieflich über die Zustände Deutschlands Kunde geben. Der Wunsch des Papstes war für Canisius Befehl. In seinem Schreiben vom 10. Mai 1574 betonte er wiederum die Wichtigkeit der Priesterseminarien. Dann beglückwünschte er den Papst dazu, daß er Portia nach dem Süden und Gropper nach dem Norden Deutschlands als Nuntien gesandt habe. Je länger er sie dort belasse, desto mehr Dank werde er sich bei den Deutschen verdienen. Nur sollten sie größere Vollmachten besitzen, damit sie um so leichter katholische Gewissen beruhigen und Getrennte zur Kirche zurückführen könnten.

Im gleichen Jahre 1574 wurde die Rednergabe des apostolischen Mannes von neuem für Innsbruck in Anspruch genommen. Vom Februar bis zum September mußte er in der kleinen, der heiligsten Dreifaltigkeit gewidmeten Kirche des Jesuitenkollegs die Nachmittagspredigt halten. Im November bedurfte die Kirche zum hl. Jakob, damals die einzige Pfarrkirche der Stadt, eines neuen Predigers. Der Provinzial Hoffäus schrieb an Canisius, er möchte das Amt auf ein halbes Jahr übernehmen. Es wurde aber, wie das so zu gehen pflegt, mehr als ein ganzes Jahr daraus. Die beiden Kirchen sind seither vom Erdboden verschwunden. Handschriftlich vorhanden sind aber noch die mehr als 120 Predigten, die Canisius dort gehalten hat. Ihre Hauptgegenstände waren das Buch Job und die Zehngebote. Sie waren nicht so fast auf die Widerlegung der Irrlehren als auf die Besserung der Sitten gerichtet. Der Prediger kämpfte gegen Aberglauben, Wucher, Trunkenheit, Kleiderpracht, Müßiggang, Verrohung der Jugend. Im Auftrag der Obrigkeit bedrohte er mit Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses alle, die in schwerer Krankheit den Empfang des Sakramentes der Ehung versäumen würden. Seine Sprache ist einfach und kräftig. Hören wir eine Stelle aus der Predigt über die Hochzeit zu Kana, bei der bekanntlich Jesus und Maria als

Gäste erschienen. Die alte Sprachweise soll hier wörtlich beibehalten werden. „Wo ist das Fleisch mutwilliger, die Jugend leichtfertiger, die Welt hoffärtiger dann bei unseren unsinnigen, löblichen und prächtigen Hochzeiten? Da stehen alle Fenster der Sünden auf, die falsche Sicherheit und sündige Lust einzunehmen. Je weniger man gedenkt an Gott, je besseren Kauf und Markt hat der Satan bei den leichtfertigen Tänzen, bei den unsätligen Worten, bei der hoffärtigen Kleidung, bei dem unmäßigen Essen und Trinken. Ist nit verboten, bei den Hochzeiten fröhlich zu sein; man muß aber auch Christum vor allen Gästen laden samt seiner lieben Mutter, daß sie beide obenan sitzen und daß an ihrer Statt nit da herrschen der Abgott Bacchus und die Frau Venus. Christus will aber nit kommen, er sei dann von Herzen begehrt und geladen. Deshalben dann bräuchlich und löblich ist, daß Bräutigam und Braut sich mit Gott und der Kirchen versöhnen, sonderlich durch das Sakrament der Beicht.“

Eines drückte unsern Prediger schwer: der Ordensgeneral drängte ihn immer wieder zur Vollendung des Werkes gegen die Centurien. Freunde und Verehrer beschwerten sich brieflich über sein Zögern. Dazu hatte er den Eindruck, daß mit dem zunehmenden Alter die Kraft seiner Rede zu erlahmen beginne. Der Erfolg, meinte er, lohne nicht die Mühe, die er sich beim Predigen gebe. „Aber“, so schrieb er dem General, „da die Obern es befehlen, will ich gerne das Kreuz tragen. Von der Hand Gottes will ich alles geduldig hinnehmen.“ Sein Eifer ermattete nicht. Einmal gab zur Faschingszeit Erzherzog Ferdinand mit seinen Adelligen ein Ritterspiel zum besten. Die ganze Stadt eilte hinaus, es zu sehen. Als Canisius die Kanzel bestieg, war niemand da als die kleine Ordensgemeinde des Kollegs und zwei Weiber aus dem niedern Volk. Trotzdem predigte er eine ganze Stunde. Einer der Zuhörer bezeugte später, es sei ihm vorgekommen, als ob der Heilige Geist aus dem Gottesmanne spreche.

Gott ließ es auch an Segen nicht fehlen. Der Jahresbericht des Innsbrucker Kollegs vom 1. August 1574 besagt, an den größeren Festen dieses Jahres sei die Zahl der Kommunionen doppelt so groß gewesen als im vorigen Jahre. Im Jahre 1575 empfingen zu Weihnachten in der

Kollegskirche 600 Gläubige den Leib des Herrn. Darunter war fast der ganze Adel des Hofes und der Stadt.

Selbst für die Christenlehre wußte Canisius freie Augenblicke zu finden. Noch zeigt man in dem Dorf Arzl, nicht weit von Innsbruck, das Bauernhaus, in dessen oberer Stube er die Kinder zum christlichen Unterricht versammelte. Er zog, so erzählt man, die Herzen der Kinder so ganz an sich, daß sie ihm schon von weitem entgegenliefen und mit Gewalt von ihm getrennt werden mußten. „Man durfte sich nicht wundern, wenn die Leute den wundersamen Christenlehrer an die Mauern ihrer Häuser malen ließen, ihn ehrend bis auf den heutigen Tag.“ So schrieb noch 1841 der Tiroler Benediktiner Beda Weber.

Ein Anlaß, die Verehrung des eucharistischen Heilandes zu fördern, bot sich dem Liebhaber Christi in Seefeld dar. Das Dorf Seefeld, einige Stunden von Innsbruck entfernt, war der beliebteste Wallfahrtsort Tirols. Im Jahre 1384 hatte hier, so lautet die Erzählung, der stolze Ritter Oswald Milser den Priester angehalten, ihm zur Kommunion statt der gewöhnlichen kleinen Hostie eine große, wie man sie bei der Wandlung emporhebt, zu reichen. Aber als er am Altar kniete und schon den Mund öffnen wollte, begann er in den Boden einzusinken. Er klammerte sich an den Altarstein an; die Spuren seiner Hand drückten sich dem Steine ein. Das Sinken aber hörte erst auf, als er seine Sünde anerkannte und bereute. Blutspuren zeigten sich auf jener heiligen Hostie. Durch ein zweites Wunder war sie nun schon fast zwei Jahrhunderte erhalten. Immer hatte das Habsburger Haus durch seine Andacht zum Geheimnisse der Altäre sich hervorgetan. Erzherzog Ferdinand bedauerte es daher lebhaft, daß die Seefeldler Wallfahrt

allmählich einzuschlafen drohte. Er beschloß, sie zu neuem Leben zu erwecken. In seinem Auftrag fuhren Canisius und der fromme Kanzler Klöckler im Januar 1574 nach Seefeld hinaus. Die Vorschläge, die sie auf Grund ihrer Beobachtungen machten, und die noch jetzt im Innsbrucker Staatsarchiv aufbewahrt werden, sind überaus zahlreich, eingehend und umsichtig. Es sei hier nur einer erwähnt. Bis dahin waren die Gnaden, die Gott an der heiligen Stätte erwies, nicht genau aufgeschrieben worden. Unserem Seligen mißfiel das sehr. Man solle, schrieb er dem Erzherzog, künftig in einem eigenen Buche diejenigen Gebetserhörungen verzeichnen, die man als eigentliche Wunder erkannt habe. Dabei seien alle Umstände genau anzugeben; wo möglich müßten obrigkeitliche Zeugnisse beigelegt werden. „Sonst“, so drückt er sich aus, „hält man diese Erzählungen für Fabelwerk und schreibt man die Heilungen viel mehr natürlichen Mitteln und Kräften zu als göttlicher Gewalt; wir aber müssen uns dann auslachen lassen.“ Im Jahre 1580 ließ Ferdinand zu Dillingen eine schön ausgestattete Geschichte der Seefelder Wallfahrt veröffentlichen, zu der Canisius die Vorrede schrieb. Der Erzherzog ließ auf seine Kosten zweitausend Stück nach Innsbruck kommen. Für Seefeld war eine neue Zeit angebrochen.

Einige Jahre später führte eine häusliche Angelegenheit den Diener des Herrn in die Innsbrucker Hofburg. Ferdinand II. verlangte von den Innsbrucker Jesuiten einen Lehrer für seine zwei Söhne; er wollte dadurch auch dem Kollegium eine öffentliche Ehre zuteil werden lassen. Aber auf Antrieb des Provinzials Hoffäus gab der Rektor den Bescheid, er habe keine passende Kraft; er wolle einen auswärtigen Lehrer suchen. Das hatte der Erzherzog nicht

erwartet. Er ließ dem Rektor seine höchste Ungnade melden. Das sei, sagte er, nichts als jesuitischer Hochmut; er wolle jetzt weder von den Jesuiten noch durch ihre Vermittlung einen Lehrer erhalten. Seinen Söhnen und den Edelknaben des Hofes verbot er, bei den Patres zu beichten. Als der Ordensgeneral Mercurian von dem Vorfall Kunde erhielt, schrieb er dem Erzherzog einen Brief voll demüthiger Abbitte. Er erklärte sich bereit, ihm jeden nur immer möglichen Dienst zu leisten und leisten zu lassen. Canisius mußte das Schriftstück überreichen. Es gelang ihm, den Fürsten zu besänftigen. Ferdinands Antwortschreiben an den General war sehr gnädig gehalten. Bei diesem Anlaß sprach Canisius von neuem dem General den Wunsch aus, die Gesellschaft möchte in Deutschland den katholischen Fürsten und Herren möglichst weit entgegenkommen, sollte es auch Mühe und Opfer kosten. Mercurian nahm solche Winke dankbar an und machte sie vielfach zur Richtschnur seines Handelns. Canisius, schrieb er, möge nie die Gewohnheit aufgeben, ihm mit seinem Räte zu Hilfe zu kommen.

Wie vieles der Mann Gottes bei Erzherzog Ferdinand durch seine Ratschläge erreichen konnte, das zeigte sich wiederum, als er auf ausdrücklichen Wunsch des Nuntius Portia zum erzherzoglichen Kanzler ging und die endliche Beilegung des Trienter Stiftsstreites verlangte. Ferdinand war damit an einer seiner empfindlichsten Seiten getroffen. Doch kaum hatte Canisius den Kanzler verlassen, so erschien der Kanzler beim Nuntius mit der Botschaft, sein Fürst sei jetzt zu gütlichem Vergleiche bereit; er wolle dem Schiedsspruch des Kaisers sich fügen. Wirklich gab er nicht lange darauf in vielen Stücken nach. Kardinal Madruzzo erhielt vom Kaiser die Belehnung als weltlicher Herr seines Stiftes.

Die Sorgen, die Pläne und Bemühungen des Seligen gingen übrigens weit über die Grenzen von Tirol hinaus. Wo und wie immer der Streiter Christi für die Kirche einsteht und den Mit-Christen beispringen konnte, da war er zur Stelle. Manche Züge dieser Art sind bereits angeführt worden. Hier mögen einige andere folgen. Sie gehören einer späteren Zeit an als die vorher genannten, fallen aber noch in die Innsbrucker Jahre des Gottesmannes.

Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen hatten durch Briefe und Gesandte den Fürstbischöf von Fulda aufgefordert, die Fuldaer Jesuiten aus der Stadt zu verjagen und die Schule protestantischen Lehrern zu übergeben. Fuldaische Stände unterstützten die Zumutung. Canisius hatte diese Hiobsposten durch einen Brief des Rectors von Fulda erhalten. Er theilte sie dem Augsburger Bischof Ecolf von Ansbach mit, um durch dessen Einfluß den Herzog Albrecht von Bayern dazu zu veranlassen, daß er Balthasar zur Festigkeit ermahne. Auf Albrechts Betreiben mißbilligte sodann auch der Kaiser das Gebaren der Jesuitengegner. Die Jesuiten konnten bleiben.

In Würzburg war auf Friedrich von Wirzburg der Dombischof Julius Echter von Mespelbrunn als Bischof gefolgt. Er war Jesuitenschüler. Vor seiner Weihe unterzog er sich unter Leitung des rheinischen Jesuitenprovinzials den geistlichen Übungen des hl. Ignatius; er kasteite sich mit Geißel und Bußgürtel und legte dem Provinzial eine Beichte über sein ganzes Leben ab. Canisius hatte ihn vielleicht 1568 zu Rom kennengelernt. Jetzt mahnte er ihn in seinem Glückwunschschreiben, ohne Menschenfurcht an das große Werk der geistigen Verjüngung seines Sprengels zu gehen; zugleich bot er ihm seine Dienste dazu an. Julius ordnete seinen Dombischof und seinen Siegler nach Rom ab. Sie sprachen in Innsbruck bei Canisius vor und wurden von ihm beraten. Bald darauf ward das „Christenlehrwerk“ in einem mächtigen Foliobande neu herausgegeben. Canisius schickte ihm eine Widmung an Fürstbischof Julius voraus. Er pries ihn darin als Eiferer für das kirchliche Stundengebet, als Förderer des gelehrten Unterrichtes und als Gönner der Gesellschaft Jesu. Julius hat bekanntlich für die katholische Kirche das halb verlorene Würzburger Stift endgültig zurückerobert. Durch seine Hochschulegründung und durch die Errichtung des Juliushospitalen hat er sich unvergänglichen Ruhm erworben.

In Ingolstadt entrüsteten sich nicht nur die Theologen, sondern auch die Lehrer der Rechte darüber, daß manche italienische Hochschulen deutschen Schülern den Doctorhut gaben, die dessen ganz und gar nicht würdig waren.kehrten die dann in die Heimat zurück, so bereiteten sie den Katholiken Schande und Schaden. Canisius brachte die Beschwerde zur Kenntnis des Papstes Gregor XIII, und dieser bemühte sich, dem Unfug zu steuern.

Mit großer Besorgnis erfüllte den Gottesmann das umfangreiche lateinische Werk, das Martin Chemnitz unter dem Namen „Prüfung des Konzils von Trient“ in die Welt hinausgeschickte. Es schien eine wahre Kistkammer zum Kampf gegen die Kirche zu werden. Canisius ersuchte seinen Ordensgeneral, die Kardinäle, die Gelehrten, für Widerlegung Sorge zu tragen. Er fand Gehör. Zwar hinderte der Tod den Portugiesen Pavya d'Andrada an der Vollendung seiner ausgezeichneten lateinischen „Verteidigung des tridentinischen Glaubens“; dafür aber erwuchs dem Braunschweiger Gelehrten ein siegreicher Gegner in Robert Bellarmin, dem Verfasser der berühmten „Kontroversen“; sie wurden zuerst 1586 in Ingolstadt gedruckt.

Auch in diesen Jahren fand jedwede schriftstellerische Regung von katholischer Färbung bei Canisius Beifall und Hilfe. Arnold Arlenius hat ungedruckte Vaterschriften entdeckt. Canisius sucht für ihn Geld zu deren Veröffentlichung. Den Kölner Regens Rethius, der es unternommen hat, die griechischen Väter in lateinischer Übersetzung bekanntzumachen, muntert er auf, das große Werk zu Ende zu führen. Seine Ordensbrüder Pisan und Peltan unterstützt er bei Herausgabe der Konzilsakten von Nizäa und Ephesus. Dank seinen Bemühungen wird des hl. Karl Borromäus herrliches italienisches Hirten Schreiben über das römische Jubiläum auf Befehl des Bischofs Johann Egolf von Augsburg lateinisch und deutsch übersetzt und im Jahre 1575 zu Dillingen veröffentlicht. An Peter Ribadeneira schickt er Berichtigungen und Zusätze zu dessen Lebensbeschreibung des Ordensstifters Ignatius. Er liefert Beiträge zu dem lateinischen

„Dialog“ über der Jesuiten Lehre und Wesen, den 1576 der bayrische Hofprediger Rabus unter dem Namen Perellius der unglaublich rohen Schmähschrift des Kalviners Robing entgegenstellt.

Alles das war ihm nicht genug. Als ihn der General Mercurian fragte, ob man nicht einzelne Ordensgenossen ausschließlich zur Schriftstellerei bestimmen solle, antwortete er am 1. September 1574: „Seit vielen Jahren wünsche ich, daß dieses Werk durch den Eifer und die Klugheit der Obern gefördert werde. Es ist fromm, heilig, unseres Ordens würdig, in der Gegenwart nahezu notwendig. Ich weiß, daß viele dagegen sind. Doch das macht mich nicht irre. Die Gegenstände, die man behandelt, sollen zeitgemäß sein. Zugleich sollten sie der Reigung der einzelnen Schriftsteller entsprechen. Daß diese an einem Ort zusammenleben und eine Art Kolleg unter einem eigenen Obern bilden, wird unter den jetzigen Umständen schwer zu erreichen sein.“ Es mußten drei Jahrhunderte vergehen, bis die Reime sich vollständig entwickeln konnten, die Canisius mit diesen Worten in Deutschlands Erde gelegt hat.

Wir müssen hier eine merkwürdige Fügung der göttlichen Vorsehung verzeichnen. Der Mann, den Ordensgeneräle, Fürsten, Bischöfe, ja der Papst selber sozusagen auf den Händen trugen, ist im engeren Kreise an manchen Stein gestoßen. Den Obern der Gesellschaft Jesu pflegen einige ältere, erfahrene Ordensgenossen als Ratgeber an die Seite gestellt zu werden. Canisius war Konsultor seines Rektors sowohl wie seines Provinzials. Als solcher mußte er von Zeit zu Zeit an den General berichten. In seiner Gewissenhaftigkeit unterließ er nicht, auch auf die Schattenseiten hinzuweisen. Es gab ja in diesen Anfängen noch manches zu lernen und zu verbessern. Da ereignete es sich mehrmals,

daß der vielbeschäftigte und vielreisende Mann einen Bericht oder dessen Entwurf bei der Abreise aus einem Hause offen im Zimmer liegen ließ; er kam in unrechte Hände. Solche und ähnliche Unvorsichtigkeiten und Mißgeschicke brachten es mit sich, daß manche Ordensgenossen den Vater mehr fürchteten als liebten. Das war eine Stimmung, die seinem wahrhaft guten Herzen nicht gerecht wurde. Es konnten sich eben nicht alle zu jener hohen Auffassung des Ordenslebens und zu jener bedingungslosen Hingabe an das höchste Ziel menschlichen Strebens erschwingen, von der Canisius in seinem Denken und Tun geleitet wurde.

Dazu kamen die Meinungsverschiedenheiten über die Erlaubtheit des Zinsnehmens. Das gesamte Wirtschaftsweisen war damals in Umbildung begriffen; es gährte und schäumte, und niemand sah vollkommen klar. Luther hatte das Zinsennehmen als Wucher betrachtet; Johannes Eck hatte geglaubt, es verteidigen zu können. Canisius bezeichnete in einer Predigt, die er um das Jahr 1571 hielt, nur diejenigen als Wucherer, die „in Kraft des Leihens“, wie er sich ausdrückte, über das Hauptgut hinaus einen Gewinn zu machen suchten; daß der Darleiher Zins fordern dürfe, wenn ihm durch das Leihen ein Schaden erwachse oder ein berechtigter Gewinn entgehe, das leugnete er nicht. Eine derartige Mitte zwischen beiden Gegensätzen hielt auch die Anweisung ein, die auf Befehl des Generals Mercurian 1573 in Rom von auserlesenen Ordensgelehrten war ausgearbeitet worden. Aber auch sie konnte den Streit nicht vollkommen schlichten. Bischof Johann Egolf von Augsburg befahl den Beichtvätern auf das strengste, allen die Losprechung zu verweigern, die fünf vom Hundert nähmen. Sein Nachfolger Marquard verordnete das gerade Gegen-

teil; zwei Priester, welche die Lossprechung verweigert hatten, warf er in das Gefängniß. Den Dillinger Jesuiten ließ Gregor XIII. durch Mercurian sagen, sie sollten die Unerlaubtheit des Zinsesz nicht öffentlich lehren oder predigen, aber den Zinsnehmern keine Lossprechung geben. Die Ingolstädter Rechtslehrer und Gottesgelehrten waren anfangs mit den Jesuiten von Dillingen und von Wien in der Beurteilung des Zinsesz einig. Später lautete ihr Gutachten, die Unerlaubtheit stehe nicht fest; man solle kein staatliches Verbot erlassen. Auf ihre Seite stellte sich der Provinzial Hoffäus. Der Papst, sagte er, sei nicht recht unterrichtet worden. Canisius dagegen hielt sich wörtlich an die päpstliche Anordnung. Im Jahre 1580 sagte man ihm nach, er habe zusammen mit P. Kaspar Haywood und Hofprediger Martin Dhum den Herzog Wilhelm V. von Bayern dazu gebracht, daß er eine Verordnung gegen das Zinsnehmen erließ. Hoffäus nahm ihm das sehr übel und verwies es ihm so strenge, daß der kindlich gehorsame Mann flehentlich um Verzeihung bat.

Gott selbst bereitete dem demütigen Canisius eine neue hohe Ehrung.

15. Kreuz und quer in Süddeutschland. 1576—1580.

Im Jahre 1576 mußte zu Regensburg der Reichstag zusammentreten. Papst Gregor XIII. wollte, daß dabei Canisius seinem Legaten, dem Cardinal Morone, als Ratgeber in kirchlichen Dingen zur Seite stehe.

Auf der Reise machte Morone für einige Tage halt in Innsbruck. Hier mußte ihm Canisius die Angelegenheiten

schriftlich zusammenstellen, die er bei seiner Unterredung mit Erzherzog Ferdinand zur Sprache bringen sollte. Der Kardinal hielt sich getreulich an diese Fingerzeige. Er beklagte, daß der schwäbische Adel immer mehr von der katholischen Kirche abricke, daß die Stadt Kolmar ihr ganz den Rücken gekehrt habe, daß die Hochschule von Freiburg im Breisgau jämmerlich dahinsieche: ihre Lehrer hatten kaum noch 250 Hörer. Ferdinand versprach, durch eigene Abordnungen diesen Mißständen näher nachforschen zu lassen und sie nach Kräften zu beheben. Auch zur Gründung eines Seminars im Elsaß machte er einen erneuten Anlauf. Canisius wurde bald darauf von ihm zur Meinungsäußerung über die Ortsfrage aufgefordert. Daneben drückte Morone den Wunsch aus, der Fürst möchte bessere Beziehungen zwischen seiner Regierung und den bischöflichen Behörden herbeiführen; auch möchte er beim Reichstag persönlich sich einstellen. Befriedigt konnte der Legat von Innsbruck weiterziehen.

In Regensburg traf unser Seliger zwei angesehene Ordensbrüder. Der Portugiese Antonio war Hofprediger der Kaiserin Maria; der Spanier Avellaneda diente dem spanischen Gesandten als Ratgeber und Beichtvater. Sie schätzten sich glücklich, mit Canisius und einigen Laienbrüdern in dem Häuslein eines bischöflichen Kaplans in stiller Klosterlichkeit zusammenleben zu können.

Die Reichstagsverhandlungen drehten sich vornehmlich um die Türkenhilfe. Canisius konnte nach Rom melden, die Katholiken zeigten sich standhaft in Verteidigung der kirchlichen Freiheit. Er hoffe, daß die Kirche auf dieser Tagung keinen Schaden leiden werde. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Für den päpstlichen Legaten arbeitete er

eine neue Denkschrift aus über die Verbesserung der kirchlichen Zustände Deutschlands; er bekräftigte und erweiterte darin seine früheren Ausführungen; insbesondere verlangte er Visitation der Pfarreien und der Klöster, Wiederherstellung des Gebrauchs der Firmung und der Letzten Ölung, Vorsicht bei Besetzung der Bistümer. Von Seeleneifer glühend, begann er bald zu predigen und Beichten zu hören. Der Ordensgeneral Mercurian drückte seine Freude darüber aus, daß diese Saat bei den Regensburgern so reiche Früchte gebracht und auch am Kaiserhofe einen dankbaren Boden gefunden habe. Es fehlte auch nicht an Gelegenheit zu andern Liebeswerken.

Johannes Stempel, Bürgermeister von Gouda in Holland, ein ungewöhnlich frommer Mann, war durch die Geusen um sein Amt und um seine reichen Einkünfte gekommen. Jetzt lebte er zu Köln in kümmerlichen Verhältnissen. Canisius legte von Regensburg aus beim Heiligen Stuhle ein Wort für ihn ein und erlangte für einen seiner Söhne, der ein tüchtiger Priester zu werden versprach, eine einträgliche Pfründe.

Sebastian Glasch aus Mansfeld, lutherischer Prediger in der Kurpfalz, verließ seine Stelle und kam mit Weib und Kindern nach Bayern, weil sein Gewissen ihn zum Eintritt in die katholische Kirche drängte. Canisius lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit des Kardinals Morone, und durch dessen Vermittlung ließen die Kardinäle der Deutschen Kongregation ihm Unterstützung zukommen. Seine Bekehrungsschrift ist noch heute von Wert.

Für Dillingen einzutreten, hatte unserem Seligen der Ordensgeneral selbst ans Herz gelegt. Kardinal Truchseß hatte dem Dillinger Kolleg jährlich 600 Gulden aus dem bischöflichen Vermögen auszahlen lassen. Marquard von Berg aber, der jetzt auf dem Bischofsstuhle saß, tat dem Rektor zu wissen, die große Verschuldung des Stiftes nötige ihn, für die nächste Zeit diesen Jahresbeitrag zu streichen. Das bedeutete für das Kolleg den Untergang. Zum Glück war Bischof Marquard auf dem Reichstag erschienen. Kardinal Morone, durch

Canisius über die Sage aufgeklärt, schickte den Nuntius Delfino zu ihm. Der gewann ihm das Versprechen ab, die Hälfte des Geldes auch ferner zu geben. Die andere Hälfte legte Morone seinem Freunde Canisius in die Hand. In den folgenden Jahren, sagte er, wolle er das gleiche für Dillingen leisten, sei es aus seinem eigenen Säckel, sei es aus dem päpstlichen Schatz.

Auch einem andern Ordenshaus sicherte Canisius den Fortbestand. Zu Regensburg war das Kloster der schottischen Benediktinermönche am Aussterben. Herzog Albrecht von Bayern hatte sich für den Plan begeistert, daß die Jesuiten in das Stift einziehen sollten. In seinem Land lagen viele Güter des Klosters. Er wollte sie sofort der Gesellschaft übergeben. Der Nuntius Delfino und die Deutsche Kongregation in Rom waren für die Übertragung gewonnen. Kaum hatte Canisius davon gehört, so tat er alles, um die Ausführung der gehässigen Maßregel zu hintertreiben. Sein Ordensgeneral half ihm. Auf Empfehlung der Jesuiten erlangte der gelehrte und sittenreine Ninian Winzet, der eine Zeitlang Beichtvater der Königin Maria Stuart gewesen war, die Abtswürde bei den Schotten. Die ehrwürdige Stiftung konnte noch beinahe drei Jahrhunderte weiterbestehen.

Vieles Leid bereiteten dem Seligen die Fuldaischen Wirren. Fürstabt Balthasar von Dernbach war ein armer Flüchtling geworden. Sein Eifer, in seinem Gebiet den katholischen Glauben wiederherzustellen und die herrschenden Vaster auszurotten, war mitten im Siegeslauf durch einen Aufruhr aufgehalten worden, der mit des Abtes erzwungener Abdankung endete. In unbegreiflicher Verblendung hatte Fürstbischof Julius von Würzburg die Verwaltung des Stiftes an sich gerissen. Balthasar suchte Schutz beim Reichstag. Canisius berichtet seinem General, er habe in Regensburg mit großer Anstrengung darauf hingearbeitet, daß des Abtes gerechte Sache triumphiere. Aber bis es so weit kam, mußten noch Jahrzehnte vergehen. Einstweilen konnte Canisius nichts anderes tun, als den Vielgeprüften durch Briefe trösten.

Im September 1576 hatte der Selige die Aufgabe vollständig gelöst, die ihn nach Regensburg geführt hatte. Er siedelte nach Ingolstadt über, um dort sein Marienwerk abzuschließen und dessen Druck zu überwachen. Diese Arbeit

entsprach so ganz den Neigungen seiner Seele. Hatte er sich ja von Jugend auf als Kind Mariens gefühlt und als Mann ihre Verehrung mit allen Kräften zu verbreiten gesucht.

Sein Marienbuch wollte ursprünglich seine Spitze nur gegen die Centuriatoren richten. Bald jedoch beschloß er, allen den Krieg zu erklären, die jemals Mariens Ehre angetastet hätten. Ihr Verzeichniß am Ende des Werkes weist über hundert Namen auf. Canisius kennt nicht bloß Luther, Zwingli, Kalvin und Melanchthon, er kennt auch die kleinen Geister, die ihnen Heeresfolge geleistet haben; auch ihre Schriften hat er gelesen. Gegen diese Schar von Marienverfolgern, wie er sie nannte, setzte er sozusagen die ganze katholische Welt in Bewegung. Nicht zufrieden mit den gedruckten Werken der Väter, suchte er in den Handschriften nach Zeugnissen für Mariens Herrlichkeit. Rom besaß einen vortrefflichen Väterkenner an Cardinal Sirleto; er war nicht nur in der Vatikanischen Bibliothek so heimisch wie kaum ein anderer, sondern besaß auch selbst eine kostbare Sammlung von griechischen Handschriften. Mit heiliger Zudringlichkeit machte sich der deutsche Gelehrte an ihn heran. Er konnte seinen Lesern mittheilen, er biete ihnen eine Anzahl bisher unbekannter Aussprüche griechischer Väter und Kirchenschriftsteller über Maria; Sirletos Großmut habe sie gespendet. Der begeisterte Marienverehrer glaubte nie genug tun zu können, wenn es sich um die Lobpreisung der Mutter Christi handelte. Solange das Christentum besteht, behauptet er in der Einleitung zu seiner Schrift, ist noch nie etwas gesagt oder geschrieben worden, das der Würde, den Vorzügen und den Verdiensten der hochheiligen Jungfrau vollkommen entspreche. „Es ist unglaublich“, schrieb

sein Stiefbruder Theodorich, „wie sehr der gute Vater bei dieser Arbeit sich und mit sich viele andere abmüht und peinigt. Alle wundern sich darüber, daß er nicht schon lange von der Last seiner Anstrengungen erdrückt worden ist.“ Canisius tat eben, was so viele echte Künstler auch tun. Er schliff an seinen Edelsteinen so lange, bis sie in Feuergluten leuchteten.

Die Sorge für das Marienwerk begleitete ihn auch nach Vandschut, wo er 1577 in der Karwoche und an den Osterfeiertagen zu predigen hatte. In Vandschut hatte Herzog Albrechts Erstgeborener, der kindlich fromme Wilhelm, seine Hofhaltung aufgeschlagen; Canisius und der Laienbruder, der ihn begleitete, waren seine Gäste. In den freien Stunden pflegte Canisius dem Bruder Stücke seines Buches zu diktieren. Einmal erbat sich der Bruder auf eine Stunde Urlaub, um irgendein Geschäft zu besorgen. Canisius blieb unterdessen mit geschlossenen Augen auf seinem Stuhle sitzen und verlor sich in seinen gelehrten Gedanken. Kurze Zeit verging, und es öffnete sich die Türe. Herzog Wilhelm trat leise herein. Canisius meinte, es sei der Bruder. Ohne aufzusehen, begann er zu diktieren. Wilhelm begab sich fröhlich an das Schreiben. Nach ungefähr einer Stunde kam der Bruder zurück. „Machen Sie doch die Augen auf“, rief er dem Vater zu, „und sehen Sie, wer für Sie schreibt!“ Canisius errötete beim Anblick des Fürsten, warf sich ihm zu Füßen und bat um Vergebung. „Ich habe nichts zu vergeben“, entgegnete Wilhelm; „gern will ich Ihr Schreiber sein; ich schätze mich glücklich, bei einem solchen Werke mitarbeiten zu können.“

Nach Ostern 1577 erschien das lang erwartete Buch in stattlicher Größe, 800 Seiten stark, lateinisch, mit einem Titel, der in der Übersetzung also lautet: „Fünf Bücher von der unvergleichlichen Jungfrau und hochheiligen Gottesmutter Maria“. Das Werk behandelt alle Fragen, die über die Mutter des Herrn aufgeworfen werden können; es enthält, um kürzer zu reden, eine vollständige Mariologie. Canisius verteidigt die unbefleckte Empfängnis Mariens,

ihre stete Jungfräulichkeit, ihre einzigartige Gnadenfülle, ihre leibliche Aufnahme in den Himmel. Man möchte die Schrift ein riesiges Loblied auf die Himmelskönigin nennen, das, vom Heiligen Geiste geleitet, die Kirchenväter, die Heiligen und Lehrer aller Jahrhunderte singen. Unter den Vätern tritt am meisten Augustinus hervor; hundertfach läßt sich sein Wort vernehmen. Neben ihm klingt am hellsten die Stimme des honigfließenden Lobredners der Jungfrau, des hl. Bernhard. Unter den Späteren ragen hervor der Benediktinerabt Rupert von Deuz und der Roermonder Kartäuser Dionysius Rickel, gewöhnlich Dionysius der Kartäuser genannt; Canisius nennt ihn einen „heiligen und gelehrten Mann“. Aber auch die katholischen Gelehrten der Mitwelt sind herangezogen. Ja — und das ist sehr bezeichnend für das so versöhnlich gestimmte Gemüt des Verfassers — manches, was Luther, Melancthon, Otolampad und deren Gesinnungsgeoffen Schönes zu Ehren Marias gesagt haben, wird dankbar entgegengenommen und wörtlich wiedergegeben. Die Wissenschaft unserer Tage muß manche Väterstellen als unecht und manche geschichtlichen Angaben als irrig zurückweisen. Canisius stand eben auf dem Boden der Väterkunde und der Geschichtskennntnis seiner Tage. Dem Gesamteindruck seiner Arbeit tun diese Mängel keinen merklichen Eintrag. Das fünfte Buch des Wertes führt in großen Bildern die gesamte katholische Marienverehrung vor Augen. Canisius durchwandert die Völker und die Zeiten; er führt die Kaiser und Könige vor, die Maria ihre Kronen zu Füßen gelegt haben. Er zeigt die kunstvollen Kirchenbauten, die Mariens Namen tragen, und die Gnadenstätten, an denen sie die Wunder ihrer Liebe wirkt. Besonders warm wird seine Rede,

wenn er bei seinem Rundgang das Aachener Marienmünster erreicht und wenn er Loreto, Altötting und Einsiedeln besucht. Dabei gibt er zu, daß blöder Aberglaube und krankhafte Überschwenglichkeit, dem Geist der Kirche fremd, da und dort in die Marienverehrung sich einzuschleichen gesucht haben. Doch der Mißbrauch, so macht er immer wieder geltend, hebt den rechten Brauch nicht auf. Nach seiner Überzeugung beruhen viele Einwände gegen die Marienverehrung einfach auf Mißverständnissen; er gibt sich alle Mühe, sie aufzuklären. Abgesehen von einigen starken Ausfällen gegen einzelne Neuerer, wie sie in jener Zeit nur allzuhäufig vorkamen, fließt seine Sprache glatt und würdevoll dahin. Zuweilen schiebt er Dichtungen ein; so das ergreifende Lied, das sein Zeitgenosse Anton Muret, der gefeierte lateinische Sprachkünstler, auf Loreto gesungen hat.

Das Werk ist zu Ingolstadt im Bayernland gedruckt und dem Bayernherzog Albrecht V. gewidmet. In der Widmung weist der Verfasser darauf hin, daß die Andacht zu Maria tief im Herzen des bayerischen Volkes und seines Fürstenhauses wurzelt. Der Herzog fühlte sich durch die Widmung hochgeehrt. Er wies Canisius ein Ehrengeschenk von 50 Gulden zu, für jene Zeit eine beträchtliche Gabe. In Gelehrtenkreisen fand die Schrift eine günstige Aufnahme. Kardinal Hosius äußerte sich, es gebe kaum irgend jemand auf der Welt, der Maria mehr verherrlicht habe als Canisius. Kardinal Baronius pries das Buch in seinen „Annalen der Kirche“; er wandte dabei auf dessen Verfasser die Worte des Apostels Paulus an: „Sein Lob ist in Sachen des Evangeliums bei allen Gemeinden“ (2 Kor. 8, 18). Im Jahre 1583 wurden zu Ingolstadt die Schriften über Johannes den Täufer und über Maria in verbesserter und vermehrter Ausgabe zu einem lateinischen Gesamtwerke vereinigt; es nennt sich „Berichte über die Entstellungen des Wortes Gottes“. Pius V. hatte von Canisius nur ein kleines Büchlein verlangt. Die deutsche Gründlichkeit hatte aber einen großen Folioband daraus gemacht. Er wurde später

auch zu Paris und zu Lyon gedruckt. Im Jahre 1882 schrieb Professor Scheeben, einer der angesehensten Gottesgelehrten Deutschlands: „Gegenüber dem Protestantismus lieferte Canisius eine klassische Verteidigung der ganzen katholischen Lehre über Maria.“ Das Marienbuch fand auch im jüngst verflossenen Jahrhundert Aufnahme in die Pariser „Goldene Summe“, die in sich die besten Schriften beschließt, die je über die Gottesmutter verfaßt worden sind. Vor nicht langer Zeit sprach sich der protestantische Kirchengeschichtschreiber Paul Drews dahin aus, daß Canisius die Marienverehrung besonders durch seine Schrift über Maria „wesentlich gefördert“ habe.

Im nämlichen Jahre, da der Selige in Ingolstadt seine Schrift über Maria herausgab, entstand dort auf seine Veranlassung noch ein anderes Werk, das in hohem Maße dazu angetan war, die Ehre der Gottesmutter zu mehren. In einem Berichte, den die Ingolstädter Marianische Studentenkongregation 1582 durch eines ihrer Mitglieder verfassen ließ, ist zu lesen: „Unser Verein hat sich gegen Ende 1577 auf Zureden des hochwürdigen Vaters Petrus Canisius gebildet. Wir freuen uns mit Recht darüber, daß wir ihn zum Stifter haben.“ Die erste Kongregation dieser Art ist 1563 zu Rom von dem flamländischen Jesuiten Johann Leunis ins Leben gerufen worden. Etwa zehn Jahre später begann in Deutschland die studierende Jugend, sich um das Banner Mariens zu scharen und unter ihrem Schutz sich in heiligem Wettstreit und harmlosem Frohsinn der Wissenschaft und der Tugend zu befleißigen. Eine der allerersten Marienvereinigungen war die von Köln. Groß war die Freude der Kölner Sodalen, als sie das Marienbuch unseres Canisius zu Gesicht bekamen. Ihr Jubel steigerte sich, als sie darin die Lobsprüche lasen, die der Geistesmann denen spendet, die sich zum Preis Mariens vereinen. Sie beschloßen, eigene

Gebete für Canisius zu verrichten. Als P. Franz Roster, der Gründer des Vereins, ihm dies mittheilte, ermunterte er in seinem Antwortschreiben seine jungen Freunde zum treuen Aussharren auf der betretenen Bahn. Wenn falsche Brüder ihnen widersprächen, so sei gerade das ein Zeichen, daß das Unternehmen Gott gefalle und vielen Seelen Segen bringe. Er versprach sich große Dinge von den Mariani-schen Kongregationen. Eindringlich empfahl er den Kölnern brieflichen Verkehr mit den Bundesbrüdern anderer Städte. Auch bot er sich an, für einen Neudruck ihres Sodalen-handbuches zu sorgen. Er erschien wirklich 1578 zu Ingolstadt. Die glänzenden Hoffnungen, die Canisius an die neuen Pflanzungen knüpfte, erfüllten sich noch zu seinen Lebzeiten in besonderem Maße an seiner Ingolstädter Kongregation. Sie erhielt einen heiligmäßigen Leiter an Jakob Kem, dem Gründer des Kolloquiums, dieser zartesten Blüte des mächtigen Baumes der Sodalität.

Das Marienbuch lag fertig da. Was nun? So mußte Canisius sich jetzt fragen, wenn er an seinem Schreibtisch saß. Anfangs beschlich ihn das Gefühl der Müdigkeit. Er wollte höchstens noch kleine deutsche Andachtsbücher schreiben. Aber bald hauchten ihm die Lorbeeren, die er von seinem Marienwerk erntete, neuen Mut in die Seele. Er sagte sich, ein päpstlicher Befehl habe ihm die Bekämpfung der Centurien auferlegt, und dieser Befehl sei immer noch in Kraft. Zudem hatte er für ein Werk über den Apostelfürsten Petrus bereits schönen Stoff zusammengetragen. So erbat er sich denn vom General die Erlaubnis, fortan nicht mehr in Innsbruck, sondern in Ingolstadt oder Dillingen zu wohnen. Dort standen ihm mehr Bücher zu Gebote. Der General Mercurian gewährte die Bitte. Er

schrieb dem Provinzial Hoffäus, er solle dem Vater die Wahl zwischen den zwei Orten frei lassen und ihm auch fernerhin die gewohnte Rücksicht und Liebe erweisen. Der Provinzial fühlte sich von dieser Entscheidung betroffen. Nach seinem Urtheil war zu befürchten, daß der alternde Mann schließlich denn doch der Last einer solchen Arbeit erliege. Zudem nahm Canisius eine Reihe von Hilfskräften in Anspruch, die ohnehin aufs höchste angespannt waren. Auch meinte Hoffäus, die Welt sei schon voll von gelehrten Büchern; sie brauche ihrer nicht noch mehr. Er und einige seiner Ratgeber glaubten darum, darauf bestehen zu müssen, daß der Vater mit dieser Art von Schriftstellerei sich nicht mehr beschäftige; sie legten auch dem General nahe, in diesem Sinne auf ihn einzuwirken und ihm die Bedenken zu benehmen, die ihm gegen das Aufgeben dieser Tätigkeit aufsteigen könnten. Offen, wie immer, machte Hoffäus Canisius gegenüber kein Hehl aus diesen Gedanken und Bestrebungen. Das war ein harter Schlag für den eifrigen Schriftsteller. Er hätte sich hinter dem General verschanzen können. Doch er entschloß sich, seiner Neigung und seines Urtheils sich zu begeben und sich im heiligen Gehorsam jeden Gedanken an weitere Abfassung gelehrter Werke aus dem Sinne zu schlagen. Der Papst, so dachte er jetzt, werde ohne große Schwierigkeit zu bestimmen sein, ihm die Fortsetzung seiner Arbeiten zu erlassen. Wirklich konnte der General bald melden, Gregor XIII. habe Canisius die erbetene Ruhe bereitwillig gewährt. Ist der Welt damit eine bedeutende wissenschaftliche Leistung entgangen, so hat sie dafür ein Beispiel wahrhaft heldenmütigen Gehorsams gewonnen. Man hat in neuester Zeit auf nichtkatholischer Seite behauptet, Rom habe gefürchtet, Canisius werde über

den ersten Papst nicht römisch genug schreiben; deshalb habe es ihm die Feder aus der Hand gewunden. Aber davon weisen auch die vertraulichsten Briefe, die zwischen Rom und Deutschland gewechselt wurden, nicht die leiseste Spur auf. Eine solche Befürchtung wäre auch angesichts der ganzen Vergangenheit des Seligen überaus sonderbar, ja ganz unbegreiflich gewesen.

Die Frage, mit was der rührige Mann sich fortan beschäftigen sollte, war bald gelöst. Hoffäus bedurfte eben jetzt für seine Visitationsreisen eines Begleiters. Er wählte Canisius. So bekleidete nun unser Seliger mehr als drei Jahre lang das Amt eines Gefährten des Provinzials Hoffäus. Es war eine Zeit unsteter Kreuz- und Quersfahrten von einem Orte zum andern. Viele von ihnen brachte gerade sein neues Amt mit sich. Doch damit begnügte er sich nicht. Er war stets gewohnt, die Lasten von zweien oder von dreien zu tragen. Hier wie in andern Abschnitten seines Lebens sehen wir in bunter Mannigfaltigkeit Arbeiten rasch aufeinanderfolgen, die man unvermittelt und unzusammenhängend nennen mußte, sähe man nicht, wie sich durch alle gleich einem goldenen Faden das unersättliche Verlangen hindurchzieht, überall und bei jeder Gelegenheit den katholischen Glauben und das katholische Leben in Deutschland zu erneuern und zu stärken.

Zunächst hatte der Mann Gottes, wie schon angedeutet, den Provinzial bei den Visitationen zu begleiten. „Der Pater Provinzial“, schrieb er am 16. September 1577 aus Innsbruck, „gibt sich riesige Mühe und nimmt es ungeheuer genau bei der Visitation der Kollegien. Ich zweifle nicht daran, daß daraus ein Nutzen erwachsen wird, den man mit Händen greifen kann.“ Canisius hielt dabei manche geistliche Ansprachen an die versammelten Ordensgemeinden.

In einer von ihnen sagte er vom Provinzial Hoffäus: „Danken wir Gott dafür, daß er uns einen solchen Obern gab und bis zur Stunde erhält! Wir müssen ihm Vertrauen schenken. Alles Gute müssen wir von ihm erwarten. Ohne Zweifel kommt Christus zu uns in diesem seinem Stellvertreter.“ Canisius ließ es auch seinerseits bei den Visitationen an Wachsamkeit nicht fehlen. Wie man aus seinen Aufzeichnungen schließen darf, wohnte er wenigstens einmal der Messe jedes einzelnen Priesters bei, um sich zu versichern, daß der Pater sich bei der heiligen Handlung genau nach den Vorschriften der Kirche richte. Aus gleichem Grunde lud er der Reihe nach jeden ein, gemeinsam mit ihm die kirchlichen Tagzeiten zu beten. Eine seiner Hauptaufgaben war die Musterung der Bibliotheken. Noch jetzt findet man Bücher mit dem handschriftlichen Vermerk auf dem Titelblatt: „Dieses Werk ist von P. Canisius gutgeheißen.“ Manche Schriften wurden vollständig entfernt, andere der Sitte der Zeit gemäß durch Ausmerzung anstößiger Stellen gesäubert; wieder andere wurden aus der Reihe der allgemein zugänglichen Werke ausgeschieden und in einen besondern Schrank eingeschlossen, der nur mit Erlaubnis der Obern sich aufthat. Das Schicksal der Einschließung traf auch die Streitschriften, die der berühmte Franziskaner Johannes Nas gegen die Lutheraner verfaßt hatte. Canisius wußte sie zu schätzen, unter Umständen hat er sie ausdrücklich empfohlen; aber ihre ätzende Schärfe schien ihm nicht allgemeine Nachahmung zu verdienen. Aus gleichem Grunde erhob er sich auch gegen seinen eigenen Ordensbruder Gregor von Valentia, Lehrer der Heiligen Schrift an der Ingolstädter Hochschule. „P. Gregor“, schrieb er an den General Mercurian, „überschreitet wahrlich die

Grenzen der Bescheidenheit in seiner Fehde mit dem Lutheraner Heerbrand. Er hat schon zwei Schriften gegen ihn herausgegeben. Jetzt, sagt man, wird eine dritte folgen. Ich verstehe nicht recht, welchen Vorteil solche Bänkereien bringen."

Eine freudige Überraschung ward dem seeleneifrigen Mann im Sommer des Jahres 1577 zu Innsbruck bereitet. Sechs junge Schweden stellten sich ihm vor. Der norwegische Jesuit Lorenz Nikolai hatte sie für die Kirche gewonnen. Sie verlangten, in Rom Priester zu werden, um alsbald nach Schweden zurückzukehren und ihren Landsleuten den verlorenen katholischen Glauben wiederzubringen. Mit großer Liebe nahm sich Canisius ihrer an. Nach Rom ließ er die Bitte gelangen, Papst und Kardinäle möchten diesen Erstlingen der neuerstehenden schwedischen Kirche alle Freigebigkeit und Fürsorge zuteil werden lassen. Sie wurden in das Deutsche Kolleg aufgenommen. Dort fanden sie bald Gelegenheit, sich gegen ihren Innsbrucker Wohltäter dankbar zu erzeigen. Sie fertigten eine schwedische Übersetzung seines Katechismus an. P. Possevin ließ sie in der Presse drucken, die er zu Stockholm unter dem Schutze des Königs Johann III. in aller Stille eingerichtet hatte.

Im folgenden Jahre treffen wir den Diener Gottes in Brixen. Da bewahrheitete sich wieder, was einige Jahre früher der Brixener Generalvikar Arz ihm beteuert hatte, als er für einen armen Studenten Unterstützung erbettelte. „Sie gelten“, schrieb Arz, „in Brixen so viel, daß wir auch das noch Ihnen gewähren, was über unsere Kräfte hinausgeht.“ Jetzt gewährte der neue Bischof Johann Thomas von Spaur auf die Bitte des Seligen den Jesuiten seines Sprengels die weitestgehenden geistlichen Vollmachten. Sie durften in allen Pfarrkirchen predigen, konnten auch von den Sünden, deren Nachlassung der Bischof sich vorbehalten hatte, Lossprechung erteilen, durften alle Klosterschwestern Beicht hören und mit Begleitung deren Chor betreten, hatten

die Erlaubnis, in den Kirchen der Gesellschaft auch am Oftertag dem Volke die Kommunion zu reichen.

Im gleichen Jahre schlug Canisius für einige Monate seinen Sitz in dem bayerischen Städtchen Landsberg auf. Er predigte in der Pfarrkirche und bereitete den Novizen ein neues Heim. Jahrelang hatte das Noviziat die große Sorge der oberdeutschen Provinz gebildet. Zu München hatte man die Novizen in engen, ungesunden Räumen zusammenpferchen müssen. Der herzogliche Kanzler, im übrigen ein guter Mann, konnte sie nicht ausstehen. Auch der Herzog selbst wäre sie gern losgeworden. Eine Zeitlang hoffte man, sie in dem Hause unterbringen zu können, das die Königin Magdalena in Hall der Gesellschaft errichtete. Aber in ihrer zarten Gewissenhaftigkeit hielt es Magdalena für unstatthaft, daß die Novizen so nahe bei dem Jungfrauenstifte wohnten, zumal da sie auch die Kirche mit dem Stifte hätten teilen müssen. Da erbarmten sich ihrer Graf Schweikart von Helfenstein, herzoglicher Pfleger zu Landsberg, und seine Gemahlin Maria, Gräfin von Hohenzollern. Beide waren durch die Gesellschaft Jesu auf die Pfade der Frömmigkeit geführt worden. Da Gott ihnen keine Leibeserben schenkte, wollten sie die Novizen zu Kindern annehmen. Graf Schweikart baute ihnen zu Landsberg in lustiger Höhe ein stattliches Haus. Am Pfingstsonntag, dem 8. Mai 1578, konnte Canisius dessen kirchliche Einsegnung vornehmen. Mittwochs darauf hielten die ersten 15 Novizen, vom Provinzial und vom Novizenmeister geführt, ihren Einzug in die Stadt. Landsberg ist von da an bis zum Jahre 1773 die fruchtbare Mutter ganzer Geschlechter von Glaubensboten, Lehrern und Schriftstellern gewesen.

Fastenpredigten hatte Canisius zu Lands hut 1578 und wiederum 1579 zu halten. Die eifrigsten Zuhörer waren hier Herzog Wilhelm von Bayern und seine Gemahlin Renata von Lothringen. Vom Hause Herzog Albrechts V. sagte Canisius, das seien Lilien inmitten von Dornen. Im erhöhten Grade galt dies vom Lands huter fürstlichen Hof. Die vierzigstägigen Fasten wurden hier so streng gehalten, daß, die Sonntage ausgenommen, während dieser ganzen Zeit niemand ein Abendessen erhielt. Des Fürstenpaares Erholung bildeten Gottesdienst und Krankenbesuch. Am Ostermontag des Jahres 1578 konnte Canisius von der Kanzel der Martinskirche herab einen außerordentlichen vollkommenen Ablaß verkünden; Wilhelm hatte ihn seinem Volke erwirkt. Im April 1579 spornte der Gottesbote die Zisterzienserinnen des Lands huter Klosters Seligental durch eine eigene Ansprache zum beharrlichen Streben nach klösterlicher Vollkommenheit an.

Bald darauf wurde Wilhelm V. durch den Tod seines Vaters regierender Fürst. Als eine seiner ersten Pflichten sah er es an, der Flut der Schriften Einhalt zu tun, die den katholischen Glauben seines Bayernvolkes zu untergraben suchten. Schon Albrecht V. hatte Bücherverbote erlassen und Verzeichnisse von empfehlenswerten Werken veröffentlicht. Wilhelm wollte noch mehr tun. Er zog Canisius zu Rate. Dieser arbeitete ein umfangreiches Gutachten aus. Hier können nur die Grundzüge des bedeutungsvollen Schriftstückes wiedergegeben werden. Der Herzog soll im Einvernehmen mit den Bischöfen eine Aufsichtsbehörde schaffen, deren Beamte sich an verschiedenen Orten niederlassen müssen. Sie haben die Büchersammlungen zu säubern und den Buchhandel zu überwachen. Wer glaubensfeindliche Bücher abliefern, mag die deutsche Übersetzung der Heiligen Schrift und andere gute Bücher dafür erhalten. Die Pfarrer müssen ihre Gemeinden über die Schädlichkeit der schlechten Presse belehren. Manche von den Werken, die in den früheren Bücherverordnungen empfohlen

waren, hatten treu katholische Männer zu Verfassern, aber sie waren vor der Kirchenversammlung von Trient geschrieben und enthielten neben vielem Schönen und Guten auch Sätze, die zu Trient als glaubenswidrig verworfen wurden. Es wäre zu wünschen, sagt Canisius, daß solche Arbeiten in verbesserter Fassung neu gedruckt würden. Besonders aber soll der Herzog fähige Köpfe, soviel er ihrer nur findet, dazu anspornen, daß sie zur Feder greifen und viele gute Schriften liefern; ist es ja gerade die Neuheit, die zum Besen reizt. Canisius fand Gehör. Die Aufsichtsbehörde wurde geschaffen. Gefährliche Schriften wurden beschlagnahmt und an den Pranger gestellt. In Bayern erwachte ein reges schriftstellerisches Leben, das mit großen und kleinen, gelehrten und volkstümlichen Schriften den katholischen Büchermarkt bereicherte.

Es gab noch andere Angelegenheiten mit dem Herzog zu bereinigen. P. Dominikus Mengin, der Beichtvater Wilhelms, seiner Gattin Renata und auch (scheint es) seiner Mutter Anna, erging sich in der Hofluft mehr als nötig war. Es schien, als würde aus dem ernstesten, ehrenfesten Ordensmann allmählich ein glatter, weichlicher Höfling werden. Darum wurde Canisius beauftragt, den Herzog zu bestimmen, daß er einen Wechsel eintreten lasse. Wilhelm hätte sich denn auch dazu verstanden. Aber die zwei fürstlichen Frauen konnten von dem Beichtvater nicht lassen, den sie wie einen Heiligen verehrten. Dafür verlangte nun Canisius, der Beichtvater müsse stets im Ordenshause wohnen; am Hofe dürfe er nur dann zu finden sein, wenn man zur Beichte seiner bedürfe. Wilhelm zeigte sich gereizt, gestand aber schließlich der Hauptsache nach die Forderung zu. Auch Mengin lenkte nach und nach in die rechten Bahnen ein; er verwaltete noch viele Jahre sein schwieriges Amt. Sein Beichtkind Wilhelm V. lebt in der Geschichte fort als „Wilhelm der Fromme“; daß Wilhelm diesen Namen verdient hat, wird von niemand bestritten. Übrigens hat Canisius den General Mercurian nachdrücklichst, er möchte künftig nicht mehr leicht einem großen Herrn einen ständigen Beichtvater bewilligen. „Solche Männer“, schrieb er, „sind wie die Fische außerhalb des Wassers. Ist es unmöglich, sie zu verweigern, so soll ihnen wenigstens eine bestimmte Lebensweise durch den heiligen Gehorsam zur Pflicht gemacht werden.“ So geschah es auch. Mercurians nächster Nachfolger, Claudius Aquabiva, erließ seine vielgenannte „Verordnung

für Fürstenbeichtväter“, die von der sechsten Generalkongregation des Ordens bestätigt wurde.

Seine Liebe zur Gesellschaft Jesu ließ sich Herzog Wilhelm V. durch die Beichtvaterangelegenheit nicht rauben. Im Jahre 1580 wollte er sogar den Provinzial Hoffäus zum Vorsitzenden seines Geistlichen Rates ernennen. Es war zu befürchten, er werde einen päpstlichen Befehl erwirken, der Hoffäus zur Annahme des Amtes zwingen. „Ich weiß nicht“, schrieb Canisius, „ob sich etwas ersinnen läßt, was unserer Regel mehr widersprechen, größeren Haß auf uns laden und uns in schwerere Gefahren stürzen könnte.“ Im Auftrag des Provinzials beschwor er den General, er möge beim Papst dem Herzog zuvorkommen und dessen Pläne durchkreuzen. Hoffäus wurde gerettet. Unserem Seligen aber bewahrte der Fürst stets ein dankbares Andenken. Canisius lebte schon 15 Jahre lang fern von Bayern zu Freiburg in der Schweiz; da schickte ihm Wilhelm noch einen silbernen Kelch, Meßkleider und viel kostbaren Altarschmuck.

Auch Paul Hecoväus, der Beichtvater der Königin Magdalena und ihrer Haller Stiftsfrauen, bereitete dem Orden manche Gelegenheit. Magdalena war voll des Mitleids für den kränklichen, mit allerlei Schrullen behafteten Mann. Sie begehrte für ihn mehr Ausnahmen, als das gemeinschaftliche Leben eines Ordenshauses zuzulassen schien. Ihr dies begreiflich zu machen, wollte den Obern der Gesellschaft nicht gelingen. Canisius mußte sich ins Mittel legen. Er stand ja seit Jahren bei der Königin in hohem Ansehen. Durch seine Vermittlung hatte sie von Gregor XIII. die Vollmacht erlangt, in Hall die Rosenkranzbruderschaft einzuführen. Durch ihn dankte sie dem Papst dafür, daß er der Kirche ihres Stiftes verschiedene pfarrliche Rechte erteilt hatte. Canisius gab sich sogar mit Bewilligung des Provinzials dazu her, ihr Schreiberdienste zu leisten, als sie brieflich beim Ordensgeneral allerlei Klagen gegen die Gesellschaft vorbringen wollte. Im Beichtvaterstreite kam es zu einem Friedensschlusse. Auf des Canisius Rat gab der General in einigen Stücken nach. Magdalena aber versprach, alles Leid zu vergessen und dem Orden wieder eine gütige Mutter zu sein. Ihrer Mitarbeit verdankten es die Jesuiten, daß die Stadt Hall fast vollständig der Kirche wiedergewonnen wurde. Beim Kirchgang trugen die Männer jetzt wieder offen ihren Rosenkranz. Wie in Innsbruck, so entstand auch in Hall

eine Marianische Kongregation. Canisius richtete an sie am 3. Juli 1580 eine ermunternde Ansprache.

Hat der Selige die Gründerin des Haller Damenstiftes auch bei Abfassung der Satzungen des Stiftes unterstützt? Daß ihn Magdalena in dieser wichtigen Angelegenheit mehr als einmal um Rat gefragt habe, dürfte nicht unwahrscheinlich sein. Die Angabe aber, daß sich im handschriftlichen Regelbuch des Stiftes Aufzeichnungen von der Hand des Vaters finden, kann nicht aufrechterhalten werden. Dafür hat der Mann Gottes der Anstalt einen andern Dienst erwiesen. Er fällt zwar in eine spätere Zeit, mag aber gleich hier verzeichnet werden. Canisius weilte seit Jahren zu Freiburg in der Schweiz. Da ersuchten ihn seine Haller Ordensgenossen, er möchte den Stiftsfrauen wieder einmal ein Lebenszeichen geben. Der Selige willfahrte. Im Jahre 1586 ließ er an sie ein langes geistliches Sendschreiben ergehen. Es enthielt Anleitungen zur Dankbarkeit, zum Gehorsam, zur Eintracht und schwesterlichen Liebe, zur Vereinigung mit Gott. Magdalena ließ es in das Regelbuch eintragen und schrieb dazu: „Ich gebe euch eine schöne Ermahnung, die der Herr Canisius gemacht hat. Die wollet alle Quatember bei Tisch lesen lassen, und hört fein fleißig darauf, und kommet derselbigen wohl nach!“ Herzog Wilhelm V. ließ das Schreiben für das Damenstift drucken, das er nach dem Muster des Haller Stifts in München errichtet hatte.

Es hat wohl niemand jenen Mahnungen des Geisteslehrers Canisius besser entsprochen als Magdalena selbst. Sie starb im Rufe der Heiligkeit. Seit mehreren Jahren sind die Verhandlungen über ihre Seligsprechung im Gang. In Hall wurde allen Anzeichen nach die Schrift unseres Seligen Jahr für Jahr vorgelesen, bis 1783 die Aufklärungssucht Kaiser Josephs II. die segensvolle Stiftung zertrümmerte.

Als im Jahre 1914 ihre Gebäude wieder dem Gottesdienst zurückgegeben waren, wurde einer der drei Altäre der Stiftskirche mit besonderer kirchlicher Ermächtigung feierlich zu Ehren des seligen Petrus Canisius konsekriert.

Es gäbe noch vieles zu erzählen von den Segnungen, mit denen dieser wahre Freund des deutschen Volkes die letzten Jahre seines Aufenthaltes in Deutschland verklärt hat. Der Kürze halber sollen nur noch einige wenige Züge folgen. Dem Seminar von Fulda drohten die Einkünfte zu versagen. Auf den Notschrei des Rektors hin wandte sich Canisius an seinen Augsburger Freund Johannes Achilles von Ilung, der zusammen mit dem Deutschmeister das Stift verwaltete. Infolge dieser Bemühungen konnte das Seminar weiterbestehen. Zu Dillingen nahm Bischof Marquard von Berg wiederholt Rat und Tat des Seligen für seinen Augsburger Sprengel in Anspruch. Über die Gründung eines Kollegs in Konstanz verhandelte Canisius brieflich mit Kardinal Markus Sittich, dem Bischof der Stadt, und mit dem Konstanzer Dombekan Philipp von Freyberg. Zu Rom erschien 1579 zum erstenmal in lateinischer Übersetzung die Verteidigung der fünf Kapitel des Florenzer Konzils, die man dem Patriarchen Gennadius von Konstantinopel zuschrieb. Man sandte das Buch an Canisius, und dieser setzte es durch, daß der Bischof von Augsburg die Schrift 1581 zu Dillingen neu auflegen ließ.

Auch der Papst vergaß nie, welch treuen Diener er an Canisius hatte. Herzog Wilhelm von Kleve hatte 1578 von neuem für sich und sein Gebiet den Laienkelch verlangt. Insbesondere wollte er, daß sein Sohn Johann Wilhelm seine erste Kommunion unter beiden Gestalten empfangen. Die Kardinäle der Deutschen Kongregation beschloßen, den Fürsten durch einen eigenen Gesandten von diesen Zumutungen abbringen zu lassen. Canisius erschien als der geeignete Mann. Schon waren die Breven abgefaßt, die ihn beim Herzog, bei dessen Sohn und bei den Räten beglaubigten, da wurde von der Sendung Abstand genommen. Die Gründe sind unbekannt. Man weiß nur soviel: Der Prinz empfing

am Weihnachtsfest des gleichen Jahres mit Zustimmung des Vaters den Leib des Herrn nach katholischem Brauch. Wilhelm ließ in seiner Hauptstadt Düsseldorf den Canisius-Katechismus drucken und verordnete, daß das Buch im Düsseldorfer Gymnasium an die Stelle des protestantischen Katechismus des Johannes Monheim treten müsse. Trotz der Gegenvorstellungen vieler Landstände hielt er an seiner Verfügung fest. Bald darauf schrieb Kaiser Rudolf II. einen Kurfürstentag nach Nürnberg aus. Gregor XIII. beschloß, zu der Versammlung den Bischof Giovanni Delfino von Brescia zu entsenden. Delfino, sagte er, könne einen Jesuiten als Ratgeber zu sich nach Nürnberg bescheiden. Delfinos Wahl fiel auf Canisius. Doch die Tagung kam nicht zustande.

Dagegen blieb eine andere Dienstleistung dem vielgeplagten Manne nicht erspart. Bratislaw Freiherr von Bernstein, oberster Kanzler von Böhmen, hatte seine Tochter Elisabeth dem schwäbischen Reichsgrafen Albert von Fürstenberg zur Gattin gegeben. Elisabeths Eltern baten den Ordensgeneral Mercurian, zu gestatten, daß ein Priester der Gesellschaft sich bei dem jungen Ehepaar als Seelsorger niederlasse. Bernstein war eine Stütze der katholischen Kirche in Böhmen und ein Gönner der Gesellschaft; seine Tochter war Hofräulein der Kaiserin gewesen. Da konnte der General nicht einfach abschlagen. Er wies den Provinzial Hoffäus an, einen seiner Priester auf einige Zeit nach dem Schlosse Blumberg zu senden. Hoffäus bestimmte dafür unsern Seligen. Albert fühlte sich hochgeehrt. Bierspännig ließ er den gefeierten Mann aus Dillingen abholen. Canisius spendete der Herrschaft und ihrem Gesinde die heiligen Sakramente und brach ihrem Völklein das Brot des göttlichen Wortes. Mit aller Gewalt wollte ihn nun die Gräfin in

Blumberg festhalten; aber nach Verlauf einiger Wochen riß er sich los. Der General versäumte nicht, ihn dafür zu beloben. Der Besuch zeitigte in der Grafschaft allerlei Gutes. Unter Wilhelm von Fürstenberg war der neue Glaube in das Kinzigtal eingezogen. Unter Albert mußte er weichen. Zwar versuchte der Graf zuweilen den Bischof zu spielen; doch diese Unart war ihm gemeinsam mit den besten Fürsten seiner Zeit. Bei Papst Klemens VIII. stand er hoch in Ehren.

Auch innerhalb des Ordens genoß Canisius, trotz einiger Gegnerschaft, großes Ansehen. Als General Mercurian nach Deutschland einen Visitator senden wollte, und als er später die Ernennung eines neuen Provinzials ins Auge faßte, fragte er bei Canisius an, wer für diese Ämter taue. Er gab ihm auch noch einen andern Auftrag. Der Provinzial Hoffäus fastete und wachte zuviel und wollte alle Reisen zu Fuß machen. Deshalb mußte Canisius im Einverständnis mit einigen andern Vätern ihm einen Mann beordnen, der seinen Eifer zu zügeln und für seine Gesundheit zu sorgen hätte. Im Jahre 1578 wollte Hoffäus auf zwei Monate in die Schweiz reisen, um das neue Luzerner Kolleg zu visitieren. Er ernannte für diese Zeit Canisius zum Vizeprovinzial. Das gleiche tat er zwei Jahre später. Kurz, Canisius war auch jetzt noch der Mann des Vertrauens. Ob es sich um die Übernahme des Salzburger Priesterseminars handelte oder um die Gründung eines Mönchsconviktes in München oder um die Errichtung eines Lehrstuhls für Moralphilosophie oder um die Wiedereröffnung des Ingolstädter Gymnasiums oder um die Änderung des Stiftungsbriefes von Hall: immer wurde Canisius zu Räte gezogen und sein Urteil hoch gewertet.

Johannes Janssen, der Geschichtschreiber des deutschen Volkes, dürfte nicht unrecht haben, wenn er behauptet: „Für die Jesuiten war Canisius, auch nachdem er im Jahre 1569 die Leitung der oberdeutschen Provinz in die Hände des P. Hoffäus niedergelegt hatte, die eigentliche Seele des Ordens in Deutschland“, durch die Macht seiner Persönlichkeit

und durch sein unermüdbliches Wirken als Lehrer, Prediger und Missionar, als Schriftsteller sowie als Berater der Päpste und Ordensgenerale.“ Mit diesen Worten ist eine Eigenart im Leben des außerordentlichen Mannes berührt; wir meinen die Vielseitigkeit seines Wirkens. Er predigt so viel, daß es den Anschein gewinnt, er sei nur für die Kanzel bestimmt. Er schreibt so viel, als ob er nichts anderes zu tun hätte. So viel verkehrt er mit Päpsten, Nuntien, Bischöfen, Fürsten, so wichtige Dienste leistet er ihnen, daß man nicht begreift, wie er noch für andere Arbeiten Zeit finden konnte.

16. In der Schweiz. 1580—1597.

Canisius stand an der Schwelle des Greisenalters. Da eröffnete ihm die Vorsehung ein ganz neues Arbeitsfeld. Papst Gregor XIII. sandte 1579 den Bischof von Vercelli, Giovanni Francesco Bonhomini, als Nuntius und Visitator in die Schweiz. Bonhomini, ein Mann voll selbstlosen, flammenden Seeleneifers, gewahrte mit Freuden, daß der Kanton Freiburg inmitten seiner protestantischen Nachbarn standhaft am katholischen Glauben festgehalten hatte. Aber die kirchliche Treue der Freiburger war großen Versuchungen ausgesetzt. Nun hatten bisher in allen Ländern die Kollegien der Gesellschaft Jesu sich als feste Schutzwehren der Kirche erwiesen. Darum bewog der Nuntius den Rat von Freiburg zu dem Entschluß, in der Stadt ein Jesuitenkollegium zu gründen. In Freiburg wurde damals mit Vorliebe die deutsche Sprache gepflegt. Man wollte darum deutsche Jesuiten haben. Die oberdeutsche Ordens-

provinz besaß ja auch ein Kollegium zu Luzern. Aber sie hatte große Mühe, die schon bestehenden Kollegien mit tüchtigen Lehrern zu versehen. Dazu kam eben jetzt eine neue Aufgabe. Was Canisius so viele Jahre vergebens angestrebt hatte, wurde endlich zur frohen Wirklichkeit: Die Fugger hatten eine reiche Erbschaft gemacht. Sie entschlossen sich, in Augsburg ein Kolleg der Gesellschaft zu bauen und mit Einkünften auszustatten. Im Mai 1580 gab der Stadtrat die Erlaubnis dazu. Es lag alles daran, daß an diesem hochwichtigen Platze rasch ein kräftiger Anfang gemacht wurde. Zugleich in Freiburg ein Kolleg anzufangen, dazu hatten die Jesuiten nicht die mindeste Lust. Es kam ihnen auch vor, als ob der Freiburger Rat in seinem Entschluß wieder wankend geworden sei. Zudem schien das angebotene Einkommen keine feste Grundlage für ein solches Unternehmen zu bieten. Aber Bonhomini wich nicht zurück. Auf sein Andringen befahl der Papst in Kraft des Gehorsams die Übernahme der Anstalt. Er hoffe, so äußerte er sich, der Orden werde in der Stadt und in ihrer Umgegend Vieles und Großes zu Gottes Ehre vollbringen. Jetzt gab der Provinzial Hoffäus seinen Widerstand auf. Er würde, sagte er, sonst gegen Gott selber ankämpfen. Sicherlich war es auch ein gutes Vorzeichen, daß der hl. Karl Borromäus die Freiburger ermahnte, an die Gründung des Kollegs Hand anzulegen; sie würden, schrieb er ihnen, großen Nutzen davon ernten. Der Nuntius vereinbarte mit Hoffäus, daß sie beide sich gegen Ende des Jahres 1580 in Freiburg zusammenfinden würden. Er wollte den Provinzial bei den Freiburgern einführen. Der hinwiederum sollte die Lage durch Augenschein kennenlernen und die Einzelheiten der Gründung mit dem Räte vereinbaren. Die Zeit der

Freiburger Reise war gekommen. Da wurde Hoffäus von ernstem Unwohlsein befallen. Er hatte sich schon ein paar Jahre früher in der Schweiz eine schwere Krankheit geholt. Deshalb erklärten jetzt seine Ratgeber, er dürfe die winterliche Fahrt in die rauhe Alpenwelt nicht wagen. Hoffäus schrieb nach München an P. Kaspar Haywood, er solle an seiner Statt nach Freiburg gehen. Doch gegen alles Erwarten erhielt er von ihm die Antwort, es sei ihm unmöglich, zu dieser Zeit die Stadt zu verlassen. Jetzt erst dachte Hoffäus an Canisius. Durch dessen Sendung konnte er auch einem Auftrag aus Rom entsprechen. Oliverius Manareus nämlich, seit dem Tode des Generals Mercurian Generalvikar des Ordens, wollte, daß für den Winter nach Freiburg ein Mann geschickt werde, der sich durch Klugheit und Mäßigung auszeichne. Der Selige weilte eben in Dillingen und war auf einen solchen Auftrag durchaus nicht gefaßt. Kurz zuvor hatte er von Manareus die Erlaubnis erlangt, neue Auflagen seiner Werke über Johannes den Täufer und Maria besorgen zu dürfen. Aber der Gehorsam rief. Nach Mitte November traf ihn der Befehl des Provinzials. Schon am 21. November reiste er von Dillingen ab.

Man hat in neuester Zeit schlimme Dinge vermutet. Canisius, der Mann der Milde, der Anwalt der Deutschen, der Verehrer der bischöflichen Gewalt, war, so hieß es, seinem eigenen Orden unbequem und mißliebig geworden. Ein unheimlicher Richterspruch verurteilte ihn zur Verbannung. In einem abgelegenen Winkel der Schweizer Berge mußte er seine letzten Tage vertrauern. Er wurde mundtot gemacht. So glaubte man seine Freiburger Sendung erklären zu müssen. Die Sache liegt, wie wir sahen, viel einfacher. Eine plötzliche Erkrankung gab den Anlaß zu seiner Schweizerreise. Es war, oberflächlich angesehen, ein Spiel des Zufalls. In der That war es ein gnädiger Rathschluß Gottes. Der Apostel der Deutschen sollte auch ein Apostel der Schweizer werden.

Der Weisung des Provinzials entsprechend nahm Canisius seinen Weg durch Hohenzollern. Dort lag Inzigkofen, ein Kloster der Chorfrauen des Augustinerordens. In diesem Gotteshause lebten als gottgeweihte Jungfrauen zwei Schwestern der Gräfin Maria von Hohenzollern, der Stifterin des Landsberger Noviziates. Gräfin Maria wünschte sehnlich, daß die Priester der Gesellschaft den Inzigkoffer Nonnen zuweilen Belehrung und Trost bringen möchten. Das gleiche begehrte Königin Magdalena. Ihr lag Paula Merend, die Novizenmeisterin des Klosters, besonders am Herzen. Paulas Vater war in Innsbruck Leibarzt Magdalenas und ihrer Schwestern und zugleich Hausarzt des Jesuitenkollegiums gewesen. Inzigkofen war am Zeitlichen arm und im Geistlichen verwaist. Die Augustiner konnten sich der Nonnen nicht annehmen. Der fromme Priester aber, der ihnen Gottesdienst hielt, kannte das Ordensleben nicht genügend; überdies war er so altersschwach, daß er kaum die Beichten der Schwestern zu hören vermochte. Bereits hatte Hoffäus selbst drei kurze Besuche im Kloster gemacht. Canisius kam jetzt zum erstenmal. Er spendete den 40 Schwestern die Sakramente und lehrte sie die Geheimnisse der göttlichen Liebe. Ohne Zweifel machte sich in ausnehmend hohem Maße Schwester Paula die Anwesenheit des Gottesmannes zunutze. Sie hatte in Innsbruck seine Predigten gehört; vielleicht war sie auch sein Beichtkind gewesen. Ihr Leben, von einer ihrer geistlichen Töchter verfaßt, ist vor kurzem von einem Benediktiner des Klosters Beuron veröffentlicht worden. Man sieht daraus, daß sie eine echte Nachblüte der mystischen Gottesbräute des Mittelalters war. Sie betrachtete das Leiden Christi beständig bei Tag und Nacht. Auf einem Täfelchen hatte sie sich das Herz Jesu malen

lassen; sie küßte es oftmals in wonniger Liebesglut. Die Lebensbeschreibung besagt, Canisius und Hoffäus hätten ihr „schöne, geistreiche, trostreiche Briefe“ geschrieben. Seither bestand zwischen der Inzigtofer Klostergemeinde und der Gesellschaft Jesu eine Art heiliger Verbrüderung. Zweimal jedes Jahr erhielten die Schwestern aus einem Jesuitenkollegium Beichtväter und Prediger.

Von Inzigkofen führte der Weg den Reisenden über Konstanz nach Luzern. Nicht weit davon lag im Thurgau das Klarissenkloster Paradies. Vor kurzem erst war es den Ordensfrauen vergönnt gewesen, nach langer Verbannung in ihre Behausung zurückkehren zu können. Ihrer Bitte um einen ständigen Beichtvater aus der Gesellschaft Jesu konnte der Orden nicht entsprechen. Aber auf Wunsch des Provinzials und des Nuntius widmete jetzt Canisius einige Tage der Pflege ihrer Seelen. Noch ist eine seiner Ansprachen erhalten. Von dem Namen des Klosters ausgehend, zeigt er ihnen, wie sie sich in ihrem Hause ein geistliches Paradies schaffen können. Von Freiburg aus schrieb er an seinen Provinzial: „Ich habe es nicht zu bereuen, daß ich in Inzigkofen und in Paradies war.“

In Luzern traf er mit dem Nuntius Bonhomini zusammen. Dort fand er auch den jungen Ordensgenossen, der in Freiburg sein Mitarbeiter sein sollte. Es war der Engländer Robert Ardren. Am 10. Dezember 1580 brach der Nuntius nach Freiburg auf; Canisius und Ardren waren in seinem Gefolge.

Ihre Straße durchschnitt das Berner Gebiet, in dem der Zwinglianismus herrschte. Als sie durch die Stadt Bern ritten, wurden sie plötzlich durch dichtes Volksgebränge aufgehalten. Ein Missetäter sollte hingerichtet werden. Eben wurde das Urteil öffentlich verlesen. Bonhomini stieg nun in einem nahen Gasthause ab. Bald stellte sich dort ein Berner Stadtwaibel ein; er erklärte, daß er im Namen seiner

Obrigkeit den Nuntius festhalten müsse; das weitere würden ihm die Herren vom Rat selber mittheilen. Wirklich erschienen in der Herberge die zwei Schultheissen mit mehreren Ratsherren und allerlei Schergen. Der Nuntius, sagten sie, dürfe diesmal noch weiterreisen; aber für alle Zukunft werde es ihm verboten, den Fuß auf Bernischen Boden zu setzen. Bonhomini hatte durch unzeitigen Übereifer auch manche wackere Schweizer Katholiken abgestoßen. Canisius bedauerte diese Unklugheit. Aber eine solche Behandlung verdiente der edle Kirchenfürst nicht. Es war ihm ein leichtes, die Gründe zu widerlegen, welche die Berner für sie vorbrachten. Er berief sich auch auf das allgemein gültige Gesandtschaftsrecht. Doch eine Zurücknahme des Machtspruches war nicht zu erreichen. Mit Recht vermutete der Nuntius, den Hauptgrund hätten die Berner mit Absicht verschwiegen. Sie wußten, daß in Freiburg ein Jesuitenkollegium entstehen solle, und daß Bonhomini dessen Haupturheber sei. Noch war das Maß des Schimpfes nicht voll. Als der Bischof die Herberge verließ, wurde er von einem großen Pöbelhaufen mit Schmähreden begrüßt. Einige stopften ihm Kot in die Stiefel. Auf ihrem Ritt durch die Straßen wurden die Reisenden von lästerndem Gesindel begleitet und mit Schneebällen und Rüben beworfen. Allem Anschein nach wußten die Leute nicht, daß zwei von Bonhomini's Begleitern Jesuiten waren. Wenn sie erst den verhaßten Canisius erkannt hätten! Der Rat entschuldigte sich später. Der hohe italienische Würdenträger aber empfand bitter die erlittenen Unbilden. Doch er sowohl wie Canisius sahen gerade in dieser Verfolgung eine Bürgschaft für das Gelingen ihres Freiburger Beginns.

Noch am selben Tage kamen sie in Freiburg an. Bürgerchaft und Geistlichkeit bewillkommten sie herzlich. Dem Jugendfreund Canisius wurde eine besondere Freude bereitet. Die Schüler der Lateinschule kamen, ihn zu begrüßen. Ein geweckter Knabe, namens Pantraz Pythou, hielt eine lateinische Rede. Den zwei Jesuiten wurde das geräumige Haus eines Stiftsherrn von St. Nikolaus zur Wohnung angewiesen. Die Kost erhielten sie aus dem nahen Pfarrhaus. Zwei Tage später erschien der Nuntius in der Sitzung des Rates.

Er habe, sagte er, nicht viele Jesuiten mit sich führen können; dafür bringe er den gelehrtesten und frommsten von allen. Der Rat verstand, was er an Canisius hatte. Wir können Ihnen, schrieb er wörtlich an den Provinzial Hoffäus, nicht genug dafür danken, „daß Sie uns mit einem solchen fürnemlichen Mann haben beschenken wollen, dessen Ruhm in ganzer Christenheit und besunderlich in der Lüttschen Nation erschallet“. Ähnlich drückte sich der Rat aus in seinem Dankschreiben an Gregor XIII. Die erste Predigt hielt Canisius am vierten Adventsonntag, dem 18. Dezember 1580, in dem vornehmsten Gotteshause der Stadt, der herrlichen gotischen Nikolauskirche. Einige Zeit später meldete Bischof Bonhomini nach Rom: „Die zwei Predigten, die P. Canisius bisher gehalten, haben viel Beifall gefunden; insbesondere haben sie dem gesamten Rat sehr gut gefallen.“ Bevor der Nuntius Freiburg verließ, wollte er die Einkünfte der neuen Stiftung sichergestellt wissen. Gregor XIII. hatte dafür das Prämonstratenserstift Marsens bestimmt. Es hatte durch einen Brand sehr gelitten. Der Abt war gestorben. Die Mönche waren gering an Zahl und standen nicht im besten Ruf. Die Gesellschaft Jesu hatte keinen Finger gerührt, das Kloster an sich zu bringen. Canisius mochte wollen oder nicht, er mußte mit dem Nuntius nach Marsens hinausreiten und sich von ihm am 21. Dezember feierlich in den Besitz des Stiftes einweisen lassen. Sofort wurden die Güter verpachtet. Canisius hatte eigentlich keine Vollmacht dazu. Aber der Nuntius und die Ratsherren setzten ihm so heftig zu, daß er glaubte, einwilligen zu müssen; es drohte die Gefahr einer vollständigen Verschleuderung jenes Besitzes. Als Bonhomini vom Räte Abschied nahm, gab er, wie es im Ratsbuch heißt,

der Hoffnung Ausdruck, daß man „die Jesuiten und fürnemlich den Herrn Canisium in günstiger Befehl habe“. Vierzehn Tage später schrieb er aus Kloster Muri an Peter Schnewlin, den Propst des Nikolausstiftes: „Hüten Sie doch mit aller Sorgfalt den Pater Canisius, diesen ehrwürdigen Greis; wickeln Sie ihn sozusagen in Baumwolle ein.“ Canisius fühlte sich in der neuen Heimat ganz glücklich. In seinem Schreiben an Hoffäus preist er die gesunde Lage der Stadt, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Wohlfeilheit der Lebensmittel, die ungezwungene Freundlichkeit der Bewohner. „In großer Einmütigkeit“, sagt er, „verteidigen Geistlichkeit und Volk die Rechte der Kirche. Die Geistlichkeit ist uns Jesuiten wunderbar zugetan. Dieses Land verdient wahrhaftig das große Wohlwollen, das der Papst ihm zuwendet. Gott hat es ihm eingegeben. Es ist recht und billig, daß wir Jesuiten für Freiburgs Wohl alle unsere Kräfte einsetzen.“

Es waren die Flitterwochen des Freiburger Aufenthaltes. Bald kamen ernstere Tage. Bonhomini war fort und kam nicht wieder. Im folgenden Jahre wurde er zum Nuntius am Kaiserhofe ernannt; später wurde er nach den Niederlanden geschickt. Canisius hatte nun selbst dem Kolleg die Wege zu ebnen.

Im Klosterarchiv von Marsens hatte er ein altes Pergament gefunden; es besagte, ein Graf von Burgund habe dem Kloster ein jährliches Reichnis von Salz zugesprochen. Die Mönche hatten das Salz nicht beansprucht. Um so mehr rührte sich jetzt der neue Besitzer von Marsens darum. Der Freiburger Rat mußte an Philipp II. von Spanien, den Rechtsnachfolger des Grafen, schreiben. Der Papst wies den Abbrüder Nuntius an, Fürsprache einzulegen. Doch es scheint, das burgundische Salz wollte nicht kommen. Überhaupt hatte der Selige wenig Glück in seiner Freiburger Vermögensverwaltung.

Es fehlte ihm, wie seine Mitbrüder klagen, nicht am guten Willen, wohl aber am Geschick; er war dafür zu gelehrt und zu beschaulich. Ein jüngerer Ordensbruder wurde nach Freiburg geschickt und mit der Sorge für die zeitlichen Angelegenheiten betraut.

Im Juni 1581 kam aus Rom der Ordensvisitator Oliverius Manareus. Man suchte nun eine Stelle für das künftige Kollegium. Die Wahl fiel auf den Belferplatz; er war geräumig, gesund und so hoch gelegen, daß er die ganze Stadt beherrschte. Aber schon machte sich eine jesuitenfeindliche Unterströmung bemerkbar. Genfer und Berner raunten den Freiburgern ins Ohr, die Jesuiten brauchten entsetzlich viel Geld; wohin sie kämen, da zettelten sie Ränke an und stifteten sie Unfrieden. In einem Regierungsausschuß drang die Ansicht durch, daß man den Gedanken an ein Kolleg solle fallen lassen. Da wurde die Frage vor den Rat der Zweihundert gebracht. Die zwei Schultheißen und ein anderer hochangesehener Mann sprachen so kräftig, daß der Kollegesplan von neuem angenommen wurde. Unser Seliger hatte einen großen Sieg errungen.

Der Bau des Kollegs nahm voraussichtlich lange Zeit in Anspruch. Damit nicht dadurch der Beginn des Unterrichts allzusehr verzögert werde, kaufte im Jahre 1582 der Rat zwei nebeneinanderliegende Häuser in der Stadt. Das eine war für Kapelle und Schulen bestimmt, das andere diente zur Wohnung. Canisius ward auf seine Bitte vom Amte des Obern enthoben. Zum ersten Rektor wurde der Schlesier Petrus Michael ernannt. Am 17. Oktober 1582 bezogen die ersten Schüler die neuen Schulräume. In den nächsten Wochen stellten sich ungefähr hundert neue Schüler ein. Die Eltern riefen ihre Kinder aus Lausanne und andern protestantischen Städten zurück und führten sie

den Jesuiten zu. Canisius konnte im Februar 1583 dem Runtius Bonhomini melden: „Wir haben hier schon mehr Schüler als unsere Ordensbrüder in Luzern und in Augsburg.“ Bald waren die Mauern zu enge. Ein Nachbarhaus wurde dazu gekauft. In den folgenden Jahren glänzten unter den Lehrern der Freiburger Schule Sterne erster Größe. Jakob Gretser und Jakob Keller haben sich durch die Menge und Vielseitigkeit ihrer gelehrten Schriften einen unsterblichen Namen erworben.

Eine schwierige Aufgabe war der Bau auf dem Belferplatz. Bonhomini hatte urkundlich verbürgt, daß das Freiburger Gemeinwesen rechtlich zu gar nichts verpflichtet sein solle. Die Einkünfte des Stiftes Marsens und freiwillige Gaben einzelner Wohltäter, hoffte er, würden für alles genügen. Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Der Staat mußte eintreten. Im Jahre 1584 beschloß er, Schule und Kolleg auf seine Kosten herzustellen. 1585 wurde der Bau der Schule begonnen. 1586 durfte Canisius den Grundstein zum Kollegium legen. Er war auch so recht der geistige Grundstein des Ganzen.

Immer mehr wuchs sein Ansehen. Das Volk hing an ihm mit begeisterter Liebe. Im Jahre 1584 verlautete es, daß er zur Provinzialkongregation seines Ordens nach Augsburg reisen werde. Die Stadt geriet in Aufregung. Rektor und Provinzial mußten versprechen, er werde zurückkehren. Damit nicht zufrieden, bat Sebastian Werro, der Pfarrer der Nikolauskirche, brieflich den Runtius Bonhomini, er möchte dafür sorgen, daß Canisius nicht in Deutschland zurückgehalten werde. „Wenn dieser Gottesmann nicht wiederkömmt“, beteuerte er, „dann sind wir verloren.“ Bonhomini seinerseits schrieb nach Rom und beantragte, daß im Notfall der Papst selber sich ins Mittel lege; wenn Canisius nicht zurückkomme, so sei zu befürchten, daß das Kollegium nicht zustande komme. „In unsern Kirchen“, sagten die Freiburger, „haben wir nicht einen einzigen Leib eines Heiligen; wir

werden einen haben, wenn dieser heilige Mann sich bei uns zur Ruhe legt." Canisius kam wieder. Bald jedoch gestalteten sich seine Gesundheitsverhältnisse so bedenklich, daß General Aquaviva seine Versetzung an einen andern Ort anregte. Der Pater selbst war einer solchen Änderung nicht abgeneigt. Aber seine Freiburger Hausgenossen wehrten sich aus allen Kräften dagegen. Als der Provinzial Georg Bader zur Visitation nach Freiburg kam, sagten sie ihm, Geistlichkeit, Regierung und Bürgerschaft würden sich durch eine solche Maßnahme schwer gekränkt fühlen; nächst Gott sähen die Freiburger in Canisius die festeste Schutzwehr und die schönste Zier ihres Landes; vor Katholiken und Nichtkatholiken rühmten sie sich des Glückes, einen solchen Mann in ihrer Mitte zu haben.

Canisius blieb. Er hatte gegen manche Hindernisse anzukämpfen, die den Bau der Anstalt ins Stocken brachten oder auch vollständig zu vereiteln drohten. Bald waren es ansteckende Krankheiten, bald Kriegsläufe, bald Verdächtigungen und Verleumdungen. Der Schaffhauser Prediger Johann Ulmer stellte 1586 in seinem dickleibigen „Neuen Jesuiterspiegel“ eine Reihe von Schmähschriften gegen den Orden zusammen. Ein anderer, der seinen Namen nicht nannte, malte in einer Flugschrift Canisius als den verborgenen Hintermann der Friedensstörer, als Freiburgs böses Gespenst. Die Jesuiten, sagte man dem Volke, scharrten schwere Haufen Geldes zusammen und schickten sie nach Deutschland. Es sei zu fürchten, daß sie in ihr neues Kolleg fremde Söldner einließen; diese könnten von jener Höhe herab die ganze Stadt bezwingen. Man wollte auch wissen, daß in den Gewölben des Neubaus große Pulvervorräte geborgen seien. Freunde des Ordens, berichtet man, hielten Wache, um nächtliche Überfälle zu verhindern. Canisius ließ sich indessen nicht hange machen. Im Jahre 1596 konnte er an zwei Flügeln des Gebäudes die kirchliche Einsegnung vornehmen. Die Erbauung der Kirche und des

Flügels, der das Kolleg mit der Kirche verbindet, hat er nicht mehr erlebt. Am 5. August 1596, dem Feste Mariä Schnee, zogen die Jesuiten in ihre neue Behausung ein; es waren ihrer 19, darunter 12 Priester. Für den Gottesdienst hatte man einstweilen eine große Kapelle eingerichtet. Der Propst von St. Nikolaus weihte sie ein. Die Spitzen der geistlichen und der weltlichen Behörden wohnten der Eröffnungsfeier bei. Als es Zeit zur Predigt war, zeigte sich eine Gestalt, die man lange nicht mehr gesehen hatte. Vom Alter gebeugt, schleppte sie sich mühsam voran. Es war Canisius. Er verbreitete sich über die hohen Ziele, die sein Orden beim Unterricht sich stecke, dankte den Landesvätern und den Freunden allen für die großen Opfer, die sie gebracht hatten, und versprach im Namen der Seinen treue, angestrenzte Arbeit. Man hatte Mühe, seine schwache Stimme zu verstehen. Aber seine Erscheinung sagte mehr als seine Worte. Alle hatten das Empfinden, daß ein Heiliger vor ihnen stehe. Es war seine Abschiedsrede, sein Schwanengesang. Die Anstalt erfreute sich eines guten Rufes. Karl Daendliker, ein geachteter protestantischer Geschichtschreiber, vergleicht in seiner „Geschichte der Schweiz“ die protestantischen Schweizer Schulen des ausgehenden 16. Jahrhunderts mit denen der Jesuiten und kommt dabei zu dem Urtheil: „Das Schulwesen der Jesuiten stand höher als gleichzeitig dasjenige der Protestanten; es kam nicht selten vor, daß Protestanten Jesuitenschulen besuchten. Denn hier herrschte mehr pädagogisch vernünftige Methode, mehr Rücksicht auf weltliche Brauchbarkeit, Anständigkeit und auf Gesundheitspflege.“

Canisius sollte in Freiburg auch Baumeister sein an einem noch größeren und heiligeren Gebäude. Wir meinen den

geistigen Tempel Gottes, der aus lebendigen Steinen empormächst. Wohl stand dieser Tempel in Freiburg noch auf dem Felsengrund des wahren Glaubens; aber er war verunziert durch Nachlässigkeit im Gottesdienst und durch Ungebundenheit der Sitten. Wir erfahren von Canisius selbst, daß zur Zeit seiner Ankunft kaum der vierte Teil der Freiburger sich bemüht fühlte, das Wort Gottes anzuhören. Viele lungerten während der Predigt müßig auf dem Markte umher. Andere saßen im Wirtshaus. Noch bitterer klagt der Selige über den unmäßigen Genuß geistiger Getränke; der vergiftete alle Stände. Man war der Überzeugung: Wollte man sich einen fröhlichen Tag vergönnen oder einen Freund mit Ehren bewirten, so sei es nötig, sich zu betrinken. Einer Sünde klagten sich nur die an, die sich ein Unwohlsein angezogen hatten. Hier durften die Wächter des göttlichen Gesetzes nicht schweigen. Sie mußten von der Kanzel aus zu Buße und Besserung aufrufen. Unser Seliger tat seine Pflicht. Allein aus der Zeit vom 12. März 1581 bis zum 28. Mai des gleichen Jahres sind 37 Canisiuspredigten handschriftlich erhalten. In der Fastenzeit sprach der Bote Christi wöchentlich dreimal. Am 25. Juli 1581 meldete der Visitator Manareus dem Ordensgeneral: „In der Nikolauskirche teilen sich Propst Schneulin und Pater Canisius in die Predigten; der Propst predigt an den Sonntagen, der Pater an den Festen.“ Viele Jahre harrete Canisius auf dem Predigtstuhle aus. Erst um die Mitte des Jahres 1588 ist die Rede davon, daß er zunehmender Schwäche wegen vom Predigtamte befreit werden müsse. Doch kennt man noch eine Predigt, die er 1589 am Oftertage hielt. Im Jahre 1591 schreibt er selbst, er könne nicht mehr predigen. Zu den eigentlichen Predigten kamen, bisweilen

wenigstens, Christenlehr-Vorträge hinzu. Der Katechismus des Seligen war schon 1577 in allen Schulen des Kantons eingeführt worden. Daß Canisius an mehreren öffentlichen Plätzen der Stadt Christenlehre gehalten habe, ist eine Überlieferung, deren Alter sich nicht leicht ermitteln läßt. Soviel steht fest: er war auch in seinen letzten Lebensjahren noch gern bereit, Einzelunterricht denen zu erteilen, die vom neuen Glauben zur alten Kirche zurückkehren wollten; es waren meist Handwerker, Einwanderer aus protestantischen Gegenden. Zuweilen kamen aber auch angesehenere Männer aus weiten Fernen, sich bei dem wunderbaren Gottesfreunde Licht und Trost und Herzensfrieden zu holen. So erschien (was bisher unbekannt war) 1587 der Protestant Johannes Bistorius, Geheimrat des Markgrafen Jakob von Baden. Er war schon seit einiger Zeit auf dem Wege zur katholischen Kirche. Canisius löste ihm seine letzten Zweifel, ließ ihn das Glaubensbekenntnis ablegen und gewährte ihm in der Stille die Aufnahme in die Kirche. Der öffentliche Übertritt vollzog sich im nächsten Jahre zu Speyer. Bistorius wurde in der Folge Generalvikar von Konstanz, Dompropst von Breslau und kaiserlicher Rat und erwarb sich, seiner zahlreichen scharfen Streitschriften nicht zu gedenken, um die Wissenschaft hohe Verdienste durch eine Sammlung alter Geschichtsquellen und durch andere geschichtliche Arbeiten.

Die Wirkung der Predigten des Seligen offenbarte sich zunächst im häufigeren Empfang der Sakramente. „Früher“, sagen die Freiburger Jesuiten in einem Berichte vom 1. Januar 1584, „erschieden zu Weihnachten kaum sechs Andächtige am Tisch des Herrn; letztes Jahr hatten wir deren 600. In der Karwoche des gleichen Jahres konnten wir 2200 Gläubigen das Sakrament der Buße spenden.“ Einige

Jahre später wurde in Freiburg ein Jubiläum verkündet. Alle wollten teil daran haben. Es schien, als wäre eine zweite Osterzeit angebrochen. Um den Eifer anzuspornen, hatte Canisius schon im Jahre 1581 vom Papste einen vollkommenen Ablass für alle erbeten, die viermal im Jahre den Leib des Herrn empfangen.

Es wäre übrigens unbillig, das Verdienst für dieses Grünen und Blühens Canisius allein zuschreiben zu wollen. Er hatte, seiner eigenen Ordensbrüder nicht zu gedenken, viele Mitarbeiter. Während er regelmäßig in der Nikolauskirche und zuweilen in der Diebsfrauenkirche deutsch predigte, verkündete der Franziskaner-Konventual Johannes Michael in der Kirche seines Ordens das Wort Gottes in französischer Sprache. Er war ein sehr gelehrter Mann und das Musterbild seraphischer Ordens tugenden. Mit Canisius verband ihn innige Freundschaft. Pfarrer Sebastian Werro, den wir schon kennen, besaß reiches Wissen und ungewöhnliche Tugend. Der ganzen Weltgeistlichkeit des Kantons Freiburg gab Nuntius Bonhomini das Zeugnis, daß sie weitaus die Besten von allen Priestern seien, die er in der Schweiz getroffen habe. Alle überragte Peter Schneulin, der Propst des Nikolausstiftes. Schon vor des Canisius Ankunft in Freiburg hatte er durch die Neuordnung des gesamten Schulunterrichts seiner Heimat eine unschätzbare Wohltat erwiesen. Im Predigen war er unermülich. Noch mehr leistete er auf einem andern Felde.

Der Bischof von Lausanne, dem Freiburg kirchlich unterstand, war durch die Calviner von seinem Sitze vertrieben worden. Gleich einem Verbannten lebte er im Auslande. Zu seinem Generalvikar war Schneulin ernannt worden. Niemand war einer solchen Aufgabe besser gewachsen als er. Darum konnte Canisius nicht ruhig zusehen, als Schneulin 1582 in einem Anfall von Amtsmüdigkeit sich dieser Bürde zu entledigen beschloß. Unser Seliger suchte Hilfe in Rom. Der Papst befahl denn auch wirklich dem Propst, die Verwaltung des Bistums in der Hand zu behalten. Bald

darauf machte Canisius einen neuen Vorschlag. Der Heilige Stuhl, riet er, sollte Schnewlin mit der Gewalt eines Apostolischen Visitors ausrüsten und mit der Visitation des ganzen Sprengels betrauen. Auch das geschah. Als Gehilfe wurde ihm Johann Michael, der Franziskaner, beigelegt. Die Visitation dehnte sich auch auf die Klöster aus. Die Freiburger Jesuiten berichteten am 1. Januar 1585: „Bei dieser Visitation hat sich der Propst des Rates eines der Unsrigen bedient.“ Daß Canisius gemeint ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Eine andere glaubwürdige Nachricht lautet geradezu dahin: Schnewlin habe in seiner Bistumsverwaltung keinen wichtigen Schritt unternommen, ohne zuvor mit den Jesuiten Rat gepflogen zu haben. Selbstverständlich hatte unter diesen Canisius das größte Ansehen. Schnewlin und Canisius waren wirklich ein Herz und eine Seele.

Auch unter den Staatshäuptern zählte der Mann Gottes viele Freunde. Es sei hier nur der gelehrte und tätige Kanzler Wilhelm Techtermann genannt. Canisius benutzte die Gunst dieser Großen dazu, das Band zu festigen, das Staat und Kirche einte. Die Regierung verschaffte der Stimme des Predigers Ansehen und Nachdruck; sie ließ den geistlichen Obern ihren weltlichen Arm. Durch eigene Verordnungen wurde das übermäßige Trinken, zumal der aberwitzige Mißbrauch des Zutrinkens, verpönt. Die alten Strafgesetze gegen leichtsinniges Schwören wurden von neuem eingeschärft. Eine „Ordnung des Buchers halb“ wurde in deutscher und französischer Sprache veröffentlicht. Zugleich erschien eine Anweisung, wie man Verträge richtig abzuschließen habe; auf Propst Schnewlins Wunsch hatten Canisius und seine Freiburger Ordensgenossen sie ausgearbeitet. An alle Hausväter erging der Befehl, sie hätten jeden Sonn-

und Feiertag dem Hochamt beizuwohnen und beim Kyrie ihr Opfer auf den Altar zu legen. Wer an Feiertagen zur Zeit von Amt und Predigt auf der Straße ertappt wurde, verfiel einer Strafe; ebenso wer die Fasten- und Adventspredigten versäumte. Man untersuchte die Bibliotheken und verbrannte die glaubensfeindlichen Bücher. Die feilen Dirnen wurden eingekerkert oder des Landes verwiesen. Im alten Freiburg war es Brauch gewesen, daß gegen Anfang der Fastenzeit Bürger und Nichtbürger vor der weltlichen Obrigkeit das Glaubensbekenntnis beschworen. Nach einer Unterbrechung von 24 Jahren ward im Jahre 1584 auf Anregung des Seligen diese Sitte wieder aufgenommen. Am letzten Sonntag des Februar wurde der Schwur in allen Kirchen der Stadt geleistet. Dann zogen Abgeordnete des Rates auf die 80 Landpfarreien des Kantons hinaus und nahmen die Eidesleistung entgegen. Eine alte Nachricht besagt, Canisius habe sie begleitet. Das mag für manche Orte zutreffen. Streng zu er härten ist es unseres Wissens nur für Stäffis. Auch eine andere schöne Gewohnheit von ehemals kam durch die Bemühungen des Gottesmannes zu neuen Ehren. Auf die Mahnungen der Obrigkeit hin begleitete das Volk nun wieder unter andächtigem Gebet den Priester, der die heilige Wegzehrung an das Krankenlager trug. Lob spendete der Pater seinen Freiburgern dafür, daß sie so gerne nach dem Heiligen Lande wallfahrteten. Ebenso bestärkte er sie von der Kanzel herab in der frommen Übung, zur Gottesmutter nach Einsiedeln zu pilgern. Seine Worte waren nur ein Widerhall dessen, was er über Einsiedeln in seinem großen Marienwerk gesagt hatte. Da schildert er die wunderbaren Anfänge des Klosters, die Menge und Andacht der Pilger, die himmlischen

Tröstungen, die Maria ihnen spendet. Die katholischen Eidgenossen, die hochherzigen, glaubenstreuen Männer, die so oft schon unter Mariens Fahne glänzende Siege errufen haben, ruft er als Zeugen dafür auf, daß Einsiedeln wahrhaft Mariens Herberge und Gottes Wohnstätte sei. Weit näher bei Freiburg, kaum dreiviertel Stunden entfernt, liegt hoch über der Stadt das Dorf Bürglen oder Bourgillon. Sein Marienkirchlein war schon zu des Canisius Zeiten eine Wallfahrtsstätte. Der steile Weg, der von der Stadt dahin emporführt, war mit herrlichen Kreuzwegbildern geschmückt. Canisius machte ihn oft. Es kostete ihn Mühe, sich von dem Gnadenbilde wieder loszureißen. Wenn der heilige Mann durch Freiburgs Straßen wandelte, kam es nach der Überlieferung nicht selten vor, daß Kinder herbeiliefen und ihm die Hände entgegenstreckten. Die frommen Eltern hatten sie geschickt, damit er sie segne. Der Pater fragte sie dann, ob sie auch den Rosenkranz beteten. Wenn sie die Frage bejahen konnten, lobte er sie; wenn nicht, so bekamen sie ein sanftes Mahnwort zu hören, bevor der Kinderfreund sie segnete.

Als ein mächtiges Beförderungsmittel katholischer Frömmigkeit hatte Canisius in Deutschland die Marianische Sodalität kennengelernt. Er hatte, wie wir gesehen, die Kongregation von Köln freudigst begrüßt, die von Hall aufgemuntert, die von Ingolstadt selber gestiftet. Es war noch kein Jahr seit seiner Ankunft in Freiburg verflossen, und schon hatte er hier die Sodalität ins Dasein gerufen. Neu und eigentümlich war es, daß zu Freiburg auch Frauen um das Kongregationsbanner sich scharten. Es möchte sogar scheinen, daß sie anfangs mit den Männern zu einem Bund vereinigt waren. Jedenfalls fand bald die Scheidung statt.

Von der ersten Präfektin der Frauenkongregation wird gerühmt, daß Canisius selbst sie ernannt habe. Schon im Jahre 1582 bewarb sich der Stifter für seine zwei Kongregationen um Ablässe und andere päpstliche Gnaden. Gregor XIII. bewilligte alles, was den Kongregationen Deutschlands war zugestanden worden. Noch ist das Sodalitätsprotokoll der Studenten erhalten. Man sieht daraus, daß sie Canisius als ihren Vater ehrten und liebten; oft verrichteten sie eigene Gebete für ihn.

Wenn er in diesem Buche die Schilderungen ihres Wirkens las, mußte sein Herz aufjubeln im Dank gegen Gott. Was nur ein frommer Sinn an Andachtsübungen zu Ehren der Mutter des Herrn ersinnen kann, das wurde hier geleistet und gepflegt. Damit paarte sich ein Bußeifer, der uns Kindern der Neuzeit fast nicht mehr verständlich ist. Und welch barmherzige Diebe! Kranke werden besucht, Obdachlose untergebracht. Arme erhalten Nahrung und Kleidung. Es werden Unwissende im Glauben unterrichtet, Sünder zur Beichte geführt, Feinde versöhnt. Im Jahre 1595 meldete der Visitator Hoffäus dem Ordensgeneral: „Außer der Studentenkongregation besteht eine Männersodalität; sie ist ungefähr 60 Mann stark und setzt sich aus Geistlichen, Herren vom Rat und andern ehrbaren Bürgern zusammen. Es ist zum Staunen, wie oft sie die Sakramente empfangen. Weit zahlreicher ist die Frauenkongregation. Sie wird von Priestern geleitet, die unserem Orden nicht angehören; aber die Frauen beichten alle bei uns. Ihre Frömmigkeit bietet der ganzen Stadt einen erhebenden Anblick.“ Die marianischen Stiftungen unseres Canisius haben bis auf den heutigen Tag allen Stürmen getrotzt. Die schönsten Blüten hat die Studentenkongregation getrieben. Tausende von Männern sind aus ihr hervorgegangen, die in den verschiedensten Berufen durch Wort und Tat glänzten. Sie teilte sich in der Folge in die französische und die deutsche Kongregation. Im Jahre 1915 zählte die eine wenigstens 700 Sodalen, die andere ungefähr 500.

Der Protestant Bulliemin schrieb 1876 in seiner französischen Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft: „Freiburg wurde, nachdem es die Jesuiten berufen hatte, ein Herd christlicher Bildung und

Frömmigkeit." Das haben zum großen Teil die marianischen Kongregationen bewirkt. An erster Stelle aber ist es das Verdienst des seligen Petrus Canisius. Johannes von Watteville, Bischof von Lausanne, bezeugte 1644 dem Papst Urban VIII.: „Daß vom Bistum Lausanne noch ein Teil katholisch geblieben ist, das ist nächst Gott dem Pater Canisius zu danken.“

Ausflüge hat Canisius zuweilen in die Umgebung Freiburgs gemacht, um dem Landvolk das Evangelium zu predigen. Die Grenzen des Kantons aber hat er nur ganz selten überschritten. Im Januar 1581 hielten die katholischen Kantone eine Tagung in Luzern. Canisius begleitete dorthin die Vertreter Freiburgs. Der päpstliche Nuntius hatte ihm geschrieben, die Luzerner begehnten sehr, ihn predigen zu hören. Nochmals sah ihn Luzern im Jahre 1584. Daß er damals unter großem Zulauf das Wort Gottes verkündet hat, ist geschichtlich verbürgt. Im gleichen Jahre durfte er Einsiedeln besuchen und die großartige Feier der Engelweihe mitmachen. Er trat dabei in ein freundschaftliches Verhältnis zu Abt Ulrich Wittweiler und zu dessen Mönchen. Das kam, wie wir sehen werden, auch seiner Schriftstellerei zugute. Die Pfingsttage des Jahres 1581 brachte er in Solothurn zu, wo er im Namen des Nuntius mit dem Rat über kirchliche Angelegenheiten zu verhandeln hatte. Wahrscheinlich machte er damals schon Bekanntschaft mit dem geistreichen, hochgebildeten Stadtschreiber Hans Jakob von Staal. Seine Beziehungen zu diesem edlen, echt katholischen Manne gestalteten sich in der Folgezeit sehr vertraulich; sie endeten erst mit des Canisius Tod.

Gern hätte Fürstbischof Julius Echter seinen Freund Canisius in Sachen des Würzburger Priesterseminars nach Rom entsenden; aber Canisius konnte dem Wunsch nicht entsprechen. Er mußte auch die Einladung ablehnen, die der Baseler Fürstbischof Jakob Christoph

Blarer von Wartensee ihm hatte zugehen lassen. Man hat gesagt, Canisius sei 1580 bei ihm in Pruntrut gewesen und habe 1581 zu Delsberg der Baseler Bistumssynode beigewohnt. Beides ist irrig.

Im November des Jahres 1583 schrieb der hl. Karl Borromäus, Kardinal und Erzbischof von Mailand, an den oberdeutschen Jesuitenprovinzial: Er sei vom Papst zum Visitator für Graubünden ernannt worden; man möge ihm sofort dorthin auf einen Monat den P. Canisius oder einen andern Ordensgenossen zum Predigen und Beicht hören senden. Der Provinzial sandte den Rektor des Luzerner Kollegiums. Canisius, versicherte er dem Kardinal, sei zu alt und zu schwach. Dagegen beantwortete der Selige schriftlich eine Anzahl Fragen, die der hl. Karl ihm brieflich vorgelegt hatte. Seine Antwort, die noch jetzt in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aufbewahrt wird, ist wie immer vom Geist der Milde beseelt. So schreibt er: Von den Schweizern, die sich mit der Kirche ausöhnen wollen, können wir nun einmal nicht verlangen, daß sie zum Bischof oder zum Generalvikar reisen; tüchtige Beichtväter sollen entsprechende Vollmachten dafür erhalten. Ein anderes Beispiel: Man hatte die Freiburger früher einmal dazu anhalten wollen, daß sie in der Karwoche keine Milchspeisen äßen. Der Befehl war gegeben, aber nicht verkündet worden. So waren sie ruhig bei ihrer Butter und ihrem Schweizerkäse geblieben. Canisius meint, dabei solle man sie auch fürderhin lassen; würden ja auch in ganz Deutschland kraft alter Gewohnheit während der Karwoche Milchspeisen genossen. Im gleichen Brief empfiehlt der Pater der Hirten Sorge des Kardinals viele schwere Anliegen der schweizerischen Kirche.

Im Juli 1595 wandte sich ein anderer Heiliger an unsern Seligen. Franz von Sales war damals Dompropst

von Genf. Seit Monaten bemühte er sich, die Kalviner der Landschaft Chablais zu der Kirche zurückzuführen. „Sie sind“, heisst es in seinem Brief an Canisius, „der ganzen Christenheit bekannt durch das, was Sie für Christus getan, gesprochen und geschrieben haben. Sie dürfen sich darum nicht wundern, wenn man Ihnen schreibt auf den bloßen Grund hin, daß man ein Christ ist.“ Der Heilige drückt dann dem Vater sein Verlangen aus, mit ihm einen Briefwechsel anzuknüpfen, und bittet ihn um Aufschluß über ein dunkles Wort der Heiligen Schrift. „Hier in Thonon“, sagt er ihm, „ist ein Rechtsgelehrter, der große Kenntnisse besitzt; von der Religion weiß er viel mehr als der kalvinische Prediger des Ortes. Ich gab ihm Ihr großes Christenlehrwerk. Das hat ihm die Augen geöffnet. Aus einem Kalviner ist er jetzt ein Katholik geworden.“

Nuntius Bonhomini blieb mit Canisius in brieflichem Verkehr, bis ihn 1587 zu Vättich der Tod ereilte. Für die Schweizer Katholiken zeigte er die lebhafteste Teilnahme; stets war er zu allen Diensten bereit. Einmal ermahnte ihn Canisius, er möchte der deutschen Geistlichkeit nicht gar zu scharf zu Leibe gehen. Er nahm es nicht übel auf. Canisius, schrieb er, möge nur oft und ohne Scheu sich aussprechen; er sei „seine Wonne im Herrn“. Auch bei Bonhomini's Nachfolgern in der Schweizer Nuntiatur genoss der Gottesmann hohes Ansehen. Nuntius Paravicini berichtete 1589 aus Luzern nach Rom: „Ein Freiburger Geistlicher hat mich um eine wichtige Vergünstigung angegangen. Ich habe an P. Canisius geschrieben; seinem Urteile werde ich folgen.“ Nuntius della Torre kam 1597 nach Freiburg und verhandelte mit Canisius vertraulich über viele wichtige Fragen.

Ein wirklicher Mißstand war es für die Stadt Freiburg, daß sie nicht eine einzige Druckerei in ihren Mauern barg. Für Canisius war das unerträglich. Eine Zeitlang schien Aussicht zu bestehen, daß ein Sprosse des hochberühmten Baseler BuchdruckerGeschlechtes Froben zur katholischen Kirche übertreten und in Freiburg sich niederlassen würde. Sein bloßer Name hätte genügt, Freiburgs Ruhm beträchtlich zu mehren. Mit Feuereifer betrieb Canisius die Verwirklichung des großen Gedankens. Doch es stellte sich heraus, daß es dem Manne mit dem Katholisichwerden nicht Ernst war. Er hatte nur ein gutes Geschäft machen wollen. Unser Seliger ließ den Mut nicht sinken. 1585 konnte der Freiburger Rat an Papst Sixtus V. berichten: „Auf Bureben des Pater Canisius haben wir in unserer Stadt eine Druckerei mit nicht geringen Unkosten errichtet und einen Drucker für sie gewonnen.“ Wer am meisten Verlangen hatte, sie zu benutzen, das war Canisius selbst. Er wußte, wie mächtig und wie hochnötig das Apostolat der Presse sei. Am 10. Dezember 1580 ist er in Freiburg angelangt; am 23. Dezember erhält er sich schon die Erlaubnis, aus den BücherSammlungen der Augustiner und der Franziskaner Werke zu entlehnen. Bald danach bittet er durch Vermittlung des Nuntius den Papst, dem angehenden Kollegium zu einer Bibliothek zu verhelfen. Karl Borromäus nimmt es auf sich, das Gesuch zu unterstützen. Der Erfolg ist unbekannt. Bischof Bonhomini schenkte vor seinem Tode noch 200 Gulden für Beschaffung von Büchern.

Mit Schmerz bemerkte der Diener Gottes, daß das Schweizervolk seine eigenen Heiligen so wenig kannte. Er beschloß, ihr Andenken aufzufrischen. Die Schweizer Katholiken sollten sehen, daß ihr Glaube nicht von heute und nicht von gestern stamme, daß er vielmehr der Glaube der Apostel sei.

Den Anfang machte er mit der hl. Ida, Gräfin von Toggenburg. Ihre sterblichen Überreste hüteten die Benediktiner von Fischingen. Der Abt hatte die Lebensbeschreibung erbeten. Ihr wurden die Sagen der Ida-Bruderschaft beige druckt. Canisius soll selbst die Errichtung dieses Vereins angeregt haben und eines seiner ersten Mitglieder gewesen sein. Auf Ida folgte Sankt Fridolin, der Schutzherr

von Glarus, dessen Gebeine die Kirche von Säckingen verwahrt. Das Leben ist der Fürstäbtissin Anna Jacobäa von Sulzbach gewidmet, die das uralte Säckinger Frauenstift aus zeitlichem und geistlichem Elend herausgerettet hatte. Sie war es auch, welche die Luzerner Jesuiten zur apostolischen Arbeit nach Säckingen rief. Dem berühmten Schultheißen Ludwig Pfyster und seinen Luzerner Ratsgenossen widmete Canisius das Leben des hl. Beatus, dessen Überreste man im Münster von Luzern verehrt. Beatus gilt als Schüler des Apostels Petrus und wird als der erste Glaubensbote der Schweiz bezeichnet. Das bot unserem Seligen willkommenen Anlaß, die Schweizer in ihrer Treue und Ergebenheit gegen den Statthalter Christi zu bestärken. Nach seiner ausdrücklichen Erklärung schrieb er seine Heiligenbücher nicht für gelehrte Geschichtsforscher, sondern für das gewöhnliche Volk. Sie sollten ihm zur frommen Besung, vorab an den Feiertagen, dienen. Darum sind sie mit vielen Schrifsworten und Vätersprüchen durchseht. Gleichwohl hat der Verfasser sich bemüht, aus verlässigen alten Quellen zu schöpfen. Er benutzte Handschriften aus der Klosterbibliothek von Fulda und aus der Solothurner Stiftsbibliothek. Aus Einsiedeln hatte ihm der Benediktiner Joachim Müller Stoff zugesandt. Verwandt mit diesen Arbeiten ist eine Schrift, die Canisius schon vor seinem Beatus herausgegeben hat. Melchior Ruffi, Bandammann von Unterwalden, hatte dem Freiburger Schultheißen Johann von Ranthen die Betrachtungen und Gebete verschafft, als deren Verfasser der selige Bruder Nikolaus von der Flüe angesehen wurde. Ranthen hatte sie mit eigener Hand abgeschrieben und als Kriegsoberst in Frankreich bei seinen Feldzügen stets bei sich getragen. Jetzt übergab er sie Canisius zur Verbesserung und Veröffentlichung. Der fügte ein kleines Leben des hl. Meinrad, des Stifters von Einsiedeln, bei. Nun wollte man aber auch in Solothurn Näheres erfahren über den hl. Ursus, den Schutzherrn der Stadt, der mit seinen Gefährten in der dortigen Stiftskirche ruht. Der Rat des Kantons bat Canisius, das Leben zu schreiben, und sandte ihm für diesen Zweck alle Aufzeichnungen zu. Ursus und seine Genossen gelten als Streiter der erlauchten thebäischen Region; ihr Befehlshaber Mauritius hat mit seinen tapfern Scharen im Wallis für Christus das Blut vergossen. Darum fügte Canisius auch dessen Lebensbild hinzu. Es war ein Soldatenbuch oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, ein „Kriegsleutespiegel“, in dem die Taster

des damaligen Kriegerlebens gezeißelt und die Heilmittel vorgeführt wurden. In den heiligen Märtyrern wird das Bild des christlichen Helden gezeichnet. Canisius widmete seine Arbeit dem Schultheißten Stephan Schwaller und den andern Herren des Rates. Die Solothurner waren damit höchlich zufrieden. Sie schickten Canisius in schönen Einbänden die Werke der hl. Hieronymus und Ambrosius; Hieronymus allein umfaßte neun Foliobände. Als die Bruderschaft vom hl. Ursus ihr jährliches Schußfest beging, wurde kraft einstimmigen Beschlusses der Name Canisius des Dankes und der Ehre halber in das Bruderschaftsverzeichniß eingetragen.

Zu den Heiligenleben kamen andere Bücher, darunter eine Sammlung von Katechismusgesängen, eine Anleitung zum Beichten, eine Auslegung des Psalmes Miserere. Im Jahre 1587 ließ der Pater ein neues lateinisches Gebetbuch zu Freiburg und zu Ingolstadt erscheinen. Die Ingolstädter Ausgabe war dem jugendlichen Prinzen Philipp von Bayern gewidmet, der zum Bischof von Regensburg bestimmt war und bald auch den Kardinalshut erhalten sollte. 1590 gab Canisius das gleiche Werk als „Katholisches Handbüchlein“ zu Freiburg in deutscher Sprache heraus. Es wurde auch in andere Sprachen übersetzt und erlebte mehr als 30 Auflagen.

Um diese Zeit studierte zu Ingolstadt Ferdinand, der Sohn des Erzherzogs Karl von Steiermark und der Maria von Bayern, einer Schwester Wilhelms V. Canisius nahm sich die Mühe, für Ferdinand ein eigenes lateinisches Fürstengebetbuch handschriftlich zusammenzustellen. Es gibt große Fürsten, sagt er in der Widmung, die für alles Zeit haben, für Ankleiden, Essen, Trinken, Reiten, Jagen, Singen, Spielen, nur nicht für das Beten; und doch bedürfen gerade die Fürsten des Gebetes so sehr. Erzherzogin Maria schickte eine Abschrift des Buches nach Spanien an König Philipp III. Ein Hofkaplan mußte ihr das Werk ins Deutsche übersetzen. Ferdinand hat sich nicht undankbar gezeigt. Als Kaiser Ferdinand II. war er ein Muster von Frömmigkeit, ein Mann von seltener Grundsatztreue.

Auch seinen Mitarbeitern im Weinberge Christi, den Priestern des Herrn, wollte der Selige ein Andenken hinterlassen. „Ich kann nicht mehr predigen“, schrieb er an einen Ordensbruder, „darum schreibe ich jetzt etwas, was andern zum Predigen nützlich sein kann.“ Es sind die lateinischen „Bemerkungen zu den Sonn- und Festtags-

evangelien", die in zwei und später in drei Quartbänden zu Freiburg i. Schw. erschienen. Sie zeigten den Seelsorgern, wie sie betrachten und das Betrachtete zum Frommen des gläubigen Volkes ausmünzen könnten. In den Widmungen des Werkes wurde der Geistlichkeit und dem Räte von Freiburg hohes Lob gespendet. Der Rat sandte als Gegengabe die zehn Foliobände der Antwerpener Augustinusausgabe. Der Bischof von Lausanne gebot allen seinen Geistlichen, sie sollten das Evangelienwerk kaufen, durcharbeiten und andern empfehlen. Hätte Canisius noch länger gelebt, er hätte noch herausgegeben: ein Marienleben für das Volk, eine Übersetzung des lateinischen „Paradieses der Seele“, das man dem seligen Albert dem Großen zuschrieb, und ein „Trostbüchlein für die bedrängten Christen der Niederlande“.

Seine Überzeugung war nun einmal diese: daß man den Feinden der Kirche durch zeitgemäße Schriftstellerei entgegenetrete, das entspreche ganz und gar dem Geiste der Gesellschaft Jesu. „Ich zweifle nicht daran“, schrieb er an General Aquaviva, „es ist das ebensoviel wert wie die Bekehrung der wilden Indianer zum Christentum.“

Darum drängte er auch, daß Emanuel Sa seine Evangelienerklärung herausgebe und daß Hieronymus Torres eine verbesserte Ausgabe der Schriften von Franz Torres veranstalte. Darum verfolgte er mit reger Teilnahme die Drucklegung von Bellarmins Kontroversen. Darum lud er den Augsburger Geschichtsforscher Markus Welfer ein, Aventins bayrische Geschichte von ihren Fälschungen und Entstellungen zu säubern.

In seinen Schriften und Predigten beschäftigte sich Canisius meist mit Auswärtigen; darüber vergaß er aber seine Ordensbrüder nicht. Es ist Vorschrift in der Gesellschaft Jesu, daß zu bestimmten Zeiten an die versammelte Ordensgemeinde eine geistliche Ansprache gehalten werde. Canisius verwaltete dieses Amt in Deutschland und in der Schweiz lange Jahre hindurch. Viele seiner Entwürfe sind noch vorhanden. Unbedeutend auf den ersten Blick, bieten sie dem, der tiefer eindringt, außerlesene Goldkörner. Oft steigt der Redner zu den höchsten Höhen christlichen Tugendstrebens hinauf. Dann läßt er sich wieder zum alltäglichen Leben herab. Das Freiburger

Kolleg hat einen neuen Garten erworben. Canisius nimmt ihn zum Gegenstand seiner häuslichen Erbauungsrede. Er freut sich, daß Lehrer und Prediger sich hier nach schwerer Geistesarbeit erholen und erquicken können. „Der ganze Garten“, sagt er, „ist ein großes Buch. Wir lesen darin des Schöpfers Macht, Weisheit und Güte. Wir werden zur Liebe Gottes entflammt. Die Blumenpracht, der Blütenduft, die warmen Sommerlüfte sollen uns ein Vorgeschmack des Paradieses sein, das im Jenseits unser wartet.“ „Ich zweifle nicht daran“, heißt es in einem andern Unterrichte, „daß wir Jesuiten jetzt schon viele Heilige im Himmel haben. Ihre Zahl mehrt sich mit jedem Jahr. Jedes neue Verzeichnis unserer Verstorbenen, das man uns zustellt, enthält die Namen einiger Heiligen.“

Wie freute sich der fromme Mann, als man ihm 1584 den Rosenkranz seines seligen Mitbruders Edmund Campion brachte, der drei Jahre zuvor in London seinen Glauben an die päpstliche Vollgewalt unter den grausamsten Peinen mit dem Blute besiegelt hatte! Für Reliquien besaß Canisius von jeher eine Art heiliger Leidenschaft. Vordem hatte er solche im Auftrag Kaiser Karls V. zu Köln für Spanien und Indien gesammelt. Später hatte er kostbare Überreste von Trierer und Kölner Heiligen für deutsche Häuser seines Ordens erworben. Jetzt suchte er das Freiburger Kollegium mit solchen Schätzen zu bereichern. Mit Erlaubnis des Generals wurde aus Augsburg jener Finger des hl. Polycarpus herbeigebracht, den er sich einst vom Straßburger Domkapitel erbeten hatte. Auf seine Bitten durften zwei Priester des Kollegs nach Solothurn kommen und aus der Schatzkammer des Münsters Gebeine des hl. Ursus und seiner Gefährten mit sich nach Freiburg nehmen.

Nicht das Letzte, was Canisius dem Kollegium gab, war das Beispiel seiner Tugenden. Es sei hier nur ein einziger Zug vorgeführt. Zu den Gewohnheiten des Ordens gehörte es, daß alle Hausgenossen an den häuslichen Arbeiten teilnahmen. Nach dem Essen mußten auch die Priester, selbst die Obern nicht ausgenommen, abwechselnd in die Küche gehen und Teller und Schüsseln waschen. Canisius wollte trotz seines Alters und seiner Gebrechlichkeit keine

Ausnahme machen. Unauslöschlich blieb in der Erinnerung der Freiburger das Bild des ehrwürdigen Greises haften, der, mit der Schürze angetan, den Besen in der Hand, die Gänge des Hauses reinigte.

Gott belohnte diese Demut schon bei Lebzeiten des Dieners Gottes durch außerordentliche Gnadenbezeugungen. Vernehmen wir zwei von ihnen: Der Ratsherr Wilhelm Krummenstoll stürzte an einem Winterabend nicht weit von Freiburg mit seinem Pferde. Dabei kam er so unglücklich unter das Tier zu liegen, daß er den Fuß nicht herauszuziehen vermochte. Es war in der Nähe der Antoniuskapelle. Menschliche Hilfe zeigte sich nicht. Da rief er zu Gott, er möge sich um der Verdienste seines Dieners Canisius willen seiner erbarmen. Mit Leichtigkeit vermochte er sich nun frei zu machen. Auch das Pferd konnte er aufrichten, und so kam er wohlbehalten nach Hause, wo er mit niemand von der Sache sprach. Fünf Tage später ging er zu unserem Seligen, um sich in einer schwierigen Angelegenheit Rats zu erholen. Canisius sagte aus freien Stücken: „Was ist Ihnen doch neulich bei der Antoniuskapelle zugestoßen? Danken Sie Gott! Von mir aber müssen Sie schweigen!“ Eine andere Hilfe wurde dem Propst Werro von Freiburg zuteil. Er hat das Ereignis selber aufgezeichnet. Man schuldete ihm eine Summe Geld. Aber alle seine Anstrengungen, das Geld zu erhalten, waren fruchtlos. Schon dachte er daran, auf sein Recht zu verzichten. Da entschloß er sich, zuvor noch seinem Freunde Canisius sein Leid zu klagen. Der versprach, die Sache Gott im Gebete zu empfehlen; und siehe, tags darauf schickten die Schuldner dem Propste doppelt soviel, als er verlangt hatte.

Die barmherzige Liebe des Gottesmannes beschränkte sich nicht auf Freiburg allein; sie drang weithin in die Ferne. Aus seinen Freiburger Jahren sind noch sehr viele Briefe an Ordensgenossen und andere Freunde erhalten. Das Geschäftliche von früher tritt hier zurück. Es ist aufrichtige Theilnahme am Wohl und Wehe jedes einzelnen, frohe Erinnerung an vergangene Tage, Bitte um Gebet, Aufmunterung zum Gottvertrauen, sehnstüchtige Ausschau nach den Gestaden der Ewigkeit. Die Lebensbeschreiber weisen gern auf den Brief vom Dezember 1590 hin, der für die Novizen von Landsberg bestimmt war. Der Selige führt sie zur Krippe von Bethlehem und heißt sie das Christkind mit den Armen der Liebe umfassen. Von diesem Lehrmeister sollen sie lernen, sanftmütig und demütig zu sein. Nach diesem Muster sollen sie sich in Geduld und Gehorsam üben. Ein Schreiben vom Jahre 1595 war an die gerichtet, welche nach Vollendung des Noviziats in Dillingen den Studien oblagen. Es war eben Krieg in Ungarn. Mancher junge Ordensmann wurde dorthin in die Bazarette geschickt. „Ich lobe“, schrieb Canisius, „unsere Mitbrüder, die vom Gehorsam geleitet mitten unter den Soldaten leben und ihnen alle Arten von Diensten erweisen. Sie haben eine vortreffliche Gelegenheit, die Tugend zu üben. Glauben wir nicht, man könne Weltweisheit und Frömmigkeit nur in den Kollegien lernen! Man lernt sie auch im Kriege! Ich bedaure, daß mein Alter es mir unmöglich macht, an diesem so schönen und heilsamen Werk mich zu beteiligen.“ In den letzten Lebensjahren ließ der heilige Greis noch eigene Sendschreiben an verschiedene Kollegien ergehen. Er mahnte sie, die Wohltäter nicht zu vergessen, die ihnen ihr Heim gegründet hätten. Eine besondere Dankeschuld, sagt er, haben wir gegen die Fürstenhäuser von Bayern und Oesterreich abzutragen. „Tun wir“, schreibt er den Münchenern, „für Bayern, was wir nur können! Setzen wir uns keine Schranken, machen wir des Mühsens kein Ende!“ Und den Ingolstädtern sagt er: „Unterlasset nicht, was zum Besten der Hochschule, zum geistlichen Wohl der Bürgerschaft, zur Festigung des Bayernlandes in Glauben und Frömmigkeit beitragen kann!“ Den Freiburgern legt er ans Herz, daß sie das Andenken des Bischofs Bonhomini in hohen Ehren halten. „Beschränkt euch nicht“, mahnt er die Prager Ordensgenossen, „auf die Katholiken allein! Laßt auch die Gegner der Kirche die Früchte

eurer Liebe verkosten!" An den General Aquaviva schickte er eine lange Abhandlung über die Frage: Wie sollen die Söhne der Gesellschaft den Andersgläubigen, besonders den deutschen Protestanten, Gutes erweisen? „In Deutschland“, heißt es da, „gibt es unendlich viele, die im Glauben irren; aber sie irren viel mehr aus Unwissenheit denn aus Bosheit. Es ist kein Eigensinn, keine Verbissenheit und Verstocktheit dabei.“

Mehrere Jahre später schrieb der Mann Gottes einen letzten Brief an Aquaviva. Eine der größten Tröstungen seines Greisenalters, sagt er, bestehe darin, daß er sich im vollen Frieden mit seinen Ordensobern wisse. Jetzt sei er ein unfruchtbarer Baum; er verdiene das Brot nicht, das er esse, und sei der liebevollen Pflege nicht würdig, die ihm seine Mitbrüder angebreiten ließen. Den General bittet er um Verzeihung, Buße und Segen. Um dieselbe Zeit verfaßte er eine Art von geistlichem Vermächtnis. Auf seinen Lebenspfad zurückblickend, sprach er sozusagen sein Endurteil über die Gesellschaft Jesu aus. Ein halbes Jahrhundert lang hatte er in ihr gelebt. Gründer einer Anzahl von Kollegien, Provinzial durch dreizehn Jahre, Teilnehmer an drei Generalversammlungen des Ordens, hatte er nicht nur in das Räderwerk der äußeren Ordensverwaltung mächtig eingegriffen, er hatte auch in die Tiefe vieler Herzen geschaut. Er kannte die Anklagen alle, welche die Gegner der katholischen Kirche in Büchern, Bilbern, Predigten wider den Orden erhoben. Welches Zeugnis wird er, von den „Wissenden“ einer der Wissendsten, ablegen? Jetzt, im Begriff, vor den Richter zu treten, der gesagt hat: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben“? „Der Baum“, schreibt Petrus Canisius, „kann nicht schlecht sein, der so viele treffliche Früchte bringt. Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi. Von ganzem Herzen und aus allen Kräften danke ich ihm, daß er mich Unwürdigen in diese Gesellschaft seines Sohnes aufgenommen hat. Möchten doch alle Heiligen mit mir Gott dafür danken! Was mir in der Gesellschaft Jesu und durch sie zuteil geworden ist, das ist so groß, daß ich nie imstande sein werde, es gebührend zu schätzen. Viele haben mich wegen meiner Zugehörigkeit zum Jesuitenorden beschimpft. Viele haben den ganzen Orden offen und unter der Hand geschmäht und sozusagen dem Teufel übergeben. Das hat mich nicht irregemacht. Im Gegenteil, ich schätze

mich glücklich, daß ich gewürdigt wurde, für den Namen Jesu Schmach zu erleiden. So gern möchte ich diesen Leuten das ewige Heil verschaffen. Ich würde mich freuen, für sie mein Blut zu vergießen; so könnte ich beweisen, daß ich sie dem Gebot des Herrn gemäß von Herzen liebe.“

Als der Rektor des Freiburger Kollegs zu Anfang des Jahres 1587 dem Ordensgeneral Nachrichten über seine Untergebenen schickte, bemerkte er über Canisius: „Er ist von Alter und Arbeit aufgerieben.“ Im August des gleichen Jahres mußte zu Augsburg die Provinzialkongregation der oberdeutschen Jesuiten tagen. Auch unser Seliger wurde gerufen. Aber als er ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, wurde er so schwach, daß er umkehren mußte. Lächelnd sagte er: „Ich sehe schon, der hl. Nikolaus, der Schutzherr von Freiburg, will mich nicht ziehen lassen. Ich soll in Freiburg meine Tage beschließen.“ Alles deutete darauf hin, daß er recht hatte. Im Jahre 1591 erlitt er einen heftigen Anfall. Er verlor den freien Gebrauch der Glieder; auch sein Geist wurde getrübt. Nach einigen Wochen erholte er sich wieder. Die Geistesfrische kehrte zurück; sie schien sogar mit den Jahren zu wachsen. Aber er ging fortan gebückt und mußte sich eines Stocdes bedienen. Sebastian Werro, seit 1596 Propst des Nikolausstiftes, hat uns über die letzten Lebensjahre des Mannes wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen. Andere Nachrichten verdanken wir seinem Krankenwärter, dem Laienbruder Sebastian Strang. Wieder andere finden sich in seinen eigenen Briefen. Wir sehen daraus, daß er am Studium und der Schriftstellerei bis in sein Todesjahr hinein festhielt. Je mehr indessen die Welt vor ihm zurücktrat, desto mehr verbarg er sich in die Wunden des

gekreuzigten Heilandes. Täglich, berichtet Werro, verwandte er sieben Stunden auf das Gebet. Seine Danksgungen nach dem Messopfer dauerten so lange, daß man ihn nicht selten vom Betstuhle wegholen mußte. Bei seinen Betrachtungen vergoß er zuweilen reichliche Tränen. Oft brach er in laute Seufzer aus, wenn er das Leiden Christi erwog oder der Wohltaten Gottes und der himmlischen Herrlichkeit gedachte. Eine besondere Andacht hatte er zu den Schutzheiligen der Städte und Länder, die vom katholischen Glauben abgewichen waren. Er wollte ihnen einigen Ersatz leisten für das, was ihnen jetzt an Ehre und Liebe entging. Viel betete er für andere, besonders für die großen Anliegen der Christenheit. Zu diesem Zweck hatte er sich mehr als fünfzig Gebetsmeinungen zusammengestellt. Auch von der Übung der Buße ließ er nicht ab. Als er fast nur mehr Haut und Knochen war, züchtigte er noch seinen Körper mit der Geißel. „Einmal“, erzählt der Krankenwärter, „nahm ich sie ihm heimlich weg. Doch er merkte es sogleich. Ich mußte sie wieder an den alten Platz legen.“

Die Gebrechlichkeit des Greises steigerte sich fortwährend. Er selbst schrieb im Jahre 1594: „Ich kann nicht mehr aus dem Hause gehen.“ Und 1596: „Ich habe angefangen, auf dem Zimmer zu essen und in einer eigenen Kapelle die heilige Messe zu lesen.“ Seelisch und leiblich wurde er tief erschüttert, als sein Herzensfreund Generalvikar Schneulin im Juli 1597 von der Pest weggerafft wurde. In einem Briefe an Hans Jakob von Staal stimmte er eine ergreifende Totenklage an. Sie feiert den Heimgegangenen als den Wohltäter der studierenden Jugend, den Reformator der Freiburger Geistlichkeit, den zweiten Gründer des Freiburger Kollegs, den „unvergleichlichen Mann“. Bei ihm selbst stellte sich jetzt die Wassersucht ein. Etwas später kam eine starke Schleimhautentzündung dazu. Der Rektor nahm ihm das Brevier weg. Dafür betete er täglich mehrere Rosenkränze. Von der Feier des Messopfers konnte für ihn keine Rede mehr sein.

Er war nicht mehr imstande, das Zimmer zu verlassen. Fast den ganzen Tag saß er im Lehnstuhl. Es tat ihm weh, daß er nichts mehr arbeiten konnte. Dabei aber, sagt Werro, dankte er Gott dafür, daß er nicht ohne Schmerzen aus diesem Leben scheiden sollte. Der Krankenwärter wunderte sich darüber, daß er nur immer in Lobpreisungen Gottes sich erging. „Klagen Sie doch auch zuweilen“, sagte er ihm, „dem Herrn Ihr Weh!“ — „Nein, Bruder“, entgegnete der Kranke, „ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, auch in den Widerwärtigkeiten stets Gott zu loben.“ Sein Leib war an vielen Stellen wund. Das Liegen und das Sitzen bereitete ihm Beschwerden. Eines Tages sagte er dem Bruder: „Könnte man mir nicht ein weiches Kissen unterlegen?“ Doch sogleich bereute er das Wort. „Nein, nein“, rief er aus; „lassen wir das! Man muß gegen seinen Leib nicht so zimpferlich sein.“ Essen konnte er fast nichts mehr. Als man ihm einmal zusetzte, er möchte doch angeben, welche Speise ihm zusagen würde, sagte er endlich: „Ein Vögelein.“ Gewöhnlich waren solche auf dem Markte zu haben. Diesmal jedoch war alles Suchen vergebens. Traurig trat der Krankenwärter in den Speisesaal, um vom Vorlesepult ein Buch zu holen. Da flog durch das offene Fenster ein kleiner Vogel herein. Er wurde gefangen und gebraten. Canisius dankte dem Herrn für das reichliche Mahl. Jakob Widemann, einer der besten Dichter des Ordens, hat diese Vogel-mahlzeit in einem niedlichen Gedichte besungen. Auch Erquickungen höherer Art schickte Gott dem edlen Dulder. Er war ein aufrichtiger Freund der Kapuziner; 1590 hatte er an den Provinzial der belgischen Jesuiten geschrieben: „Es freut mich, daß die guten Patres Kapuziner in den Niederlanden Eingang gefunden haben und daß sie zu Antwerpen und Brüssel viel Gutes tun. Auch in der Schweiz lobt man sie. Sie besitzen hier acht Häuser. Die Katholiken haben sie überall gern.“ In Freiburg selbst hatte der Orden noch kein Kloster. Aber kurz vor dem Tode des Seligen reisten zwei Kapuziner durch Freiburg. Sie erfreuten ihn mit ihrem Besuche. Er seinerseits wünschte ihnen Glück zu ihrem heiligen Berufe und ermunterte sie zum Ausharren. Sicherlich ließ er in eben diesen Tagen von seinem Krankenzimmer aus den Blick seines Geistes über die Ordensprovinzen hinschweifen, deren Vater er sich nennen konnte, die rheinische, die oberdeutsche, die österreichische, die polnische. Er gewahrte dort eine

Nachkommenschaft von mehr als 1000 geistlichen Söhnen, die sich auf ungefähr 40 Niederlassungen verteilten.

Unterdessen schwanden die Kräfte des Kranken immer mehr. Er fühlte das Herannahen des Todes. Am Feste des Apostels Thomas, dem 21. Dezember 1597, ließ er sich früh morgens die letzte Wegzehrung reichen. Da viele Priester des Hauses vormittags in verschiedenen Kirchen der Stadt und der Umgegend beschäftigt waren, wartete man mit der Spendung der heiligen Ehung, bis sie heimgekehrt waren. Als Propst Werro zu einem letzten Besuche erschienen war, empfahl ihm Canisius die Kirche von Freiburg und segnete ihn. Dann nahm er sein handschriftliches Andachtsbüchlein zur Hand, las das Gebet um einen guten Tod und mehrere andere Gebete. Er betete auch den Rosenkranz. Einmal wies er mit der Hand auf eine Stelle des Zimmers und sagte mit heiterer Miene: „Seht ihr, seht ihr?“ Sie sahen nichts. Man glaubte aber, Maria sei ihm erschienen und habe ihm den Weg zum Himmel gezeigt. Als dann küßte er das Kreuzifix und empfing er den Sterbeablaß. Die Umstehenden beteten die Bußpsalmen. Während sie beteten, gab er ruhig und friedlich seine Seele ihrem Schöpfer zurück. Es war 3³/₄ Uhr nachmittags. Außer den Hausgenossen waren die zwei Kapuziner und zwei angesehene Ratsherren zugegen.

Der Verstorbene hatte nichts von den Schauern des Todes an sich. Propst Werro versichert, das Antlitz habe rosenfarbig, frisch und schön ausgesehen. Ähnlich drückt sich Bruder Strang aus. Der Leichnam wurde erst in der Hauskapelle und dann in der Pfarrkirche offen ausgestellt. Alles wollte den teuern Toten noch einmal sehen. Viele berührten ihn mit ihren Rosenkränzen und mit andern Andachtsgegenständen. Am 22. Dezember wurde die Leichenseier, entgegen dem Gebrauche der Gesellschaft Jesu, mit großem Gepränge gehalten. Es war ein Zugeständnis, das der Orden dem Freiburger Volke

schuldete. Werro hielt die Trauerrede. Der Sarg wurde im Nikolausmünster vor dem Hochaltar in die Erde gesenkt. Vier Brüder aus dem vornehmen Geschlechte der Diesbach ließen das Grab mit einer schweren Marmorplatte bedecken. Am Eingang des Chores wurde eine große Tafel befestigt; sie zeigt das Bild des Seligen; ihre Inschrift feiert seine Tugenden und Verdienste; sie nennt ihn einen Schutzherrn von Freiburg, einen Patriarchen der schweizerischen Kirche, eine Säule der katholischen Religion, einen Mann von Weltruf. Propst Werro weiß von verschiedenen Krankenheilungen und andern Gebetserhörungen zu berichten, die sich auf Anrufung des Dieners Gottes bald nach dessen Heimgang ereigneten.

Noch zu Lebzeiten des Seligen hatte ein reicher Mann der Stadt Freiburg dessen Bild malen lassen, ohne daß dieser es merkte. Ob es das kleine Glasgemälde mit dem durchgeistigten Antlitz ist, das die Jahreszahl 1591 trägt und sich jetzt im Besitz einer Freiburger Familie befindet, oder das Ölgemälde, das zu Freiburg im Kollegium des hl. Michael als ältestes Canisiusbild gezeigt wird? Jedenfalls sind wir über die äußere Erscheinung des Mannes durch Aufzeichnungen von Augenzeugen unterrichtet. Er war von schlanker Gestalt und etwas über mittelgroß. Die hohe Stirne überschattete ein dichter schwärzlicher Haartwuchs, der selbst im Alter kaum einige weiße Haare zeigte. Die Augen waren scharf und seelenvoll, die Nase hervorstehend, das Kinn mit einem mäßigen, ins Rötliche spielenden Bart umrahmt. Er sprach langsam; seine Stimme hatte einen sanften Klang; nur wenn er tadeln mußte, konnte sie heftig und einschneidend werden. Die Besucher, sagt Propst Werro, gewann er durch seine Deutseligkeit. Bismweilen nahm er auch Einladungen zu Gastmählern an. Da bewährte er sich als angenehmer Gesellschafter, als aber wenig; was er trank, war Wasser, mit etwas Wein gemischt. Wie dem hl. Bonifatius, so hatte der Heiland auch ihm eine warme Liebe zum deutschen Volk in das Herz gesenkt. Dazu kam bei beiden die äußere Sendung durch den Statthalter Christi, den Papst. Für ihre schweren Aufgaben waren Bonifatius und Canisius herangereift in der strengen Schule des Ordenslebens. Da hatten sie vor allem den Gehorsam gelernt. In nichts gleichen sich die zwei Männer so sehr wie in der kindlichen Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl. Des Papstes Befehl zu vollziehen, ist ihre höchste Sorge. In allen Zweifeln

und Nöten nehmen sie ihre Zuflucht zu Rom. Wiederholt pilgert sie zu den Gräbern der Apostelfürsten. Ebenso gleichen sie sich, wie schon früher hervorgehoben wurde, in der Hochschätzung des Gebetes; immer wieder stehen sie ihre Freunde an um das Almosen der Fürbitte bei Gott. Sie liebten die Wissenschaft und gründeten Schulen, so viele sie konnten. Wenn immer möglich, gingen sie mit den weltlichen Machthabern Hand in Hand. Streng gegen sich, mild gegen andere, bewahrten sie ein felsenfestes Gottvertrauen. Beide waren „Reformatoren“ im echten Sinne des Wortes. Mit Recht sagt darum P. Kronenburg, der hochverdienste holländische Kirchengeschichtschreiber aus dem Redemptoristenorden: „Die Deutschen können kühn die Namen Bonifatius und Canisius in einem Atem nennen.“ Der Mainzer Domkapitular Heinrich, als Lehrer der heiligen Wissenschaften in ganz Deutschland hoch angesehen, ließ sich im Jahre 1865 auf der Kanzel des Straßburger Münsters dahin vernehmen: „Nächst dem hl. Bonifatius verdient kein Mensch so sehr die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe des katholischen Deutschland als Petrus Canisius.“ So dürfen wir denn den Namen eines „Apostels der Deutschen“, der zuerst und zumeist dem hl. Bonifatius gebührt, nach Bonifatius auch unserem Canisius zuerkennen. Die Kirche gibt ihm diesen Namen in den Tagen seines Festes. Papst Leo XIII. hat ihn in einem seiner Rundschreiben bestätigt. Auch der protestantische Gottesgelehrte Paul Drews nimmt keinen Anstand, zu erklären: „Man muß zugestehen, daß Canisius römischerseits den Namen eines Apostels Deutschlands verdient.“

17. Inneres Leben.

Die alten Lebensbeschreiber der Heiligen pflegten erst deren äußere Lebensschicksale zu erzählen und dann in eigenen Abschnitten ihre Tugenden zu schildern. Später ist man vielfach davon abgegangen. Sind es ja die Worte und die Thaten, durch die der innere Adel und der verborgene Reichtum der Seele sich offenbart; jene aber werden füglich an den Stellen der Lebensbeschreibung untergebracht, an die sie nach Ort und Zeit gehören. So wurde es auch in diesem Buche gehalten. Der nun folgende Abschnitt bietet kaum etwas Neues. Er will nur, soweit es der knappe Raum gestattet, das

schon Gesagte so zusammenfassen, daß es eine Art von Überblick bietet über das, was man die Entwicklung des innern Lebens, den Werdegang der Seele nennt.

Gott hatte, wie wir sahen, dem kleinen Peter, dem Kinde echtkatholischer Eltern, eine glückliche Anlage zur Kunst des Betens, Lust und Liebe zu geistlichen Dingen sozusagen in die Wiege gelegt. Gefährdet wurden diese Gaben durch die schlechte Gesellschaft, in die der Knabe ohne seine Schuld zu Nymwegen geriet. Doch der Himmel wachte über ihm. Seine zweite Heimat wurde das heilige Köln mit seinen vielen Kirchen und Klöstern und Überresten der Heiligen. Da machte die Vorsehung zum Vater seiner Seele den gottesleuchteten, herzensfrommen Nikolaus van Esch. Von ihm lernte Peter das Evangelium betrachten, sein Gewissen erforschen, seine bösen Neigungen überwinden. Bestärkt wurde er in dieser Geistesrichtung durch die Kölner Kartäuser, besonders durch Justus Landsberger, den Vertrauten des Herzens Jesu, den Herausgeber köstlicher geistlicher Schriften. Der Kampf, den damals Köln für seinen katholischen Glauben gegen den abgefallenen Erzbischof führte, mußte auch in dem jungen Niederländer den Glaubensgeist wecken und nähren. Er verzichtet auf eine reiche Braut, gelobt jungfräuliche Keuschheit, nimmt sich vor, in einen Orden zu treten. Aber in welchen Orden? Gott löst den quälenden Zweifel, indem er Peter nach Mainz in die Arme des sel. Petrus Faber, des ersten Gefährten des hl. Ignatius, führt und zu dem Entschlusse bewegt, unter Fabers Leitung den geistlichen Übungen zu obliegen. Das Exerzitienbuch ist keine bloße Gebetsanweisung. Es enthält eine volle Tugendlehre. Ihr Kern ist die Abwendung von der Sünde und die Hinwendung zur Tugend

durch Nachfolge Christi in dem Stande, zu dem Gott den Menschen ruft. Canisius vernahm den Ruf zur Gesellschaft Jesu und folgte ihm.

Das war ein Riesenschritt auf der Bahn seiner sittlichen Entwicklung. Nun hat er es sich zum Lebensziel gesetzt, nicht nur seine eigene Seele, sondern auch die Seelen der Mitwelt zu retten und zu heiligen. In das volle Verständnis dieser Lösung der Gesellschaft wird er eingeführt durch Wort und Beispiel des Ordensstifters, an dessen Seite er in Rom eine Zeitlang leben darf. Ignatius lehrt ihn die Selbstüberwindung nicht nur hochschätzen, sondern auch üben. Er schickt den Sohn des Nordens hinab nach Messina.

Es war eine Vorschule für ihn. Bald sagen ihm der Ordensgeneral, der Papst, ja die Apostelfürsten selber, er müsse ein Apostel Deutschlands werden. Aus dem geöffneten Erlöserherzen darf er Kraft und Mut dazu trinken.

Er kommt nach Deutschland zurück. Was er da wahrnimmt, erfüllt sein Gemüt mit tiefem Weh. So viele Länderstriche gänzlich vom wahren Glauben abgefallen! Und welches Elend bei den Katholiken! „Die Kleinen verlangen nach Brot, und niemand bricht es ihnen.“ „Das Salz der Erde ist schal geworden.“ „Petrus schläft und Judas wacht!“ So hören wir ihn klagen. Aber er verzagte nicht. Gerade dieser entsetzlich traurige Anblick ließ in seiner Brust das Verlangen entbrennen, die Kirche, wo immer sie noch bestand, zu schützen und ihr, was sie verloren hatte, zurückzuerobern. Der Hunger und Durst nach den Seelen treibt ihn von einem Ort zum andern. Überall sucht er sie auf, in den Hörsälen der Hochschulen, in Domen und Dorfkirchen und Klöstern, im Kreise der Kleinen, im Räte der Fürsten, im Beichtstuhl, im Gefängnis, am Krankenbett, am Schreibtisch. Manches kostete ihm schwere Mühe und heldenhafte Geduld. Erinnern wir uns nur an die Verhandlungen über die Gründung der Collegien, die Gesandtschaftsreisen im päpstlichen Auftrage, die Dienste, die er auf den Reichstagen den geistlichen und weltlichen Großen leisten mußte, den von seinem Provinzial ihm nahegelegten Verzicht auf seinen Lieblingsgedanken, ein Werk über den Apostel Petrus zu schreiben, die Beilegung des Streites über die

Fürstenbeichtväter! Wie brückte auf ihn die Last des Provinzialamtes, die er 13 Jahre neben so vielen andern Sorgen tragen mußte! Wie lästig war ihm bei der Innsbrucker Theologenversammlung das Zusammenarbeiten mit ihm so wenig gleichgesinnten Gelehrten! Wie erschral er, als ihm Pius V. die Widerlegung der Magdeburger Centurien auftrug, ihm, der nichts weniger als Fachmann in der Kirchengeschichte war, den seine Berufsgeschäfte jahrelang von wissenschaftlicher Forschung abgezogen hatten! Was ihm schließlich über alle Schwierigkeiten hinweghalf, war die Tugend des Gehorsams. Er hatte sich einmal aufgeschrieben: „In allen Dingen, auch den geringsten, übe den heiligen Gehorsam! Er ist die gründliche Mutter aller Tugenden.“ Dem Jesuiten geziemt „vollkommener Gehorsam aus Liebe zu Gott. Er hat sich Gott ein für allemal zum Brandopfer dargebracht. Daran muß er sich halten. Nie darf ihn eine andere Rücksicht bestimmen als reine Liebe zu Gott“.

Der Segen des Gehorsams fehlte nicht. Das Herz des Gottesmannes jubelte über die Rückkehr vieler Getrennten zur Mutterkirche, den häufigen Empfang der Sakramente, das Wiederaufleben des Geistes der Buße und Wohlthätigkeit, das Erstehen neuer Klöster und Schulen. Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Fürsten hielten ihn in hohen Ehren. Indessen, die Witterungen der Seelen sind wechselvoll. Auf den Sonnenschein folgt Regen auch im Leben der Heiligen. So lenkt es Gottes Hand, damit sie nicht übermütig und nachlässig werden. Sagen wir nichts von den Schmähungen und Verleumdungen, mit denen Neugläubige den Diener Gottes überschütteten, von dem Mißtrauen, dem er selbst bei manchen Katholiken begegnete, von dem Widerspruche seitens einzelner sonst hochverdienter Ordensgenossen! Noch mehr Bitterkeit gossen in sein Herz gewisse Mißerfolge. An vielen Irrgläubigen prallten alle Befehrungsversuche wirkungslos ab. Die Sendung an den Bischof von Straßburg war vergebliche Mühe. Der Empfang beim Herzog von Kleve war so eiskalt. An einzelnen Ordensgenossen war alle Strenge und alle Nachsicht des Provinzials umsonst; sie mußten entlassen werden oder liefen selber davon. Das Sträuben gegen den Laienkelch half nichts; er wurde bewilligt.

Dazu kamen bei dem feinfühligcn Mann peinliche Beunruhigungen seines Gewissens. Die Zinsfrage erregte und entzweite

die Gemüther. So nötig und heilsam das Fastengebot, das Bücherverbot, die Einschränkung der Beichtvätergewalt und andere kirchliche Bestimmungen waren, so groß waren die Hindernisse, auf die sie in dem unglücklichen Deutschland stießen. Was raten? Wie im Beichtstuhl entscheiden? Es blieb nichts übrig, als den Papst zu fragen und von ihm womöglich Milderungen und weite Vollmachten zu erlangen. Das gab der armen Seele die Ruhe wieder. Rom hat gesprochen. Die Sache ist entschieden. Wie sehr Canisius mit allen Fasern seines Geistes am Statthalter Christi hing, hat er uns selber in seinem herrlichen „Bekenntnis“ gesagt.

Noch mehr! Ohne Rauch steigt die Flamme nicht empor, heißt es in des Thomas von Kempis Nachfolge Christi: Auch die Heiligen müssen an die Brust klopfen und ein zerknirschtes Herz dem Herrn darbringen ob der Fehler, die sie begehen. Beim Wormser Religionsgespräch erbihte sich über das Maß hinaus selbst ein so sanftes Wesen, wie es Canisius zu eigen war. Die scharfe Zunge, mit welcher der Augsburger Domprediger vor allem Volke die „Mekypriester“ begoß, erregte deren gerechten Unwillen. Im Fuggerhause ließ er sich eine Zeitlang von der „Gottbegnadigten“ täuschen. Begründeten Tadel zog er sich zu durch die an Ungeßüm grenzende Zudringlichkeit, mit der er von seinen römischen Obern Lehrkräfte für seine Kollegien und von seinen deutschen Ordensbrüdern Mitarbeit an seinen Schriften verlangte. Allerdings bewahrheitete sich hier wiederum das Schriftwort: „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten.“ Alles wurde gutgemacht und aufgewogen durch die Demut, mit der der Selige die Zurechtweisungen hinnahm, durch seinen Reueschmerz und Bußeifer.

Es ließe sich noch so vieles aufzählen, was dieses seltenen Mannes Seele schmückte; so seine Liebe zu den Armen, besonders zu den armen Studenten; seine Bedürfnislosigkeit in allem, was das leibliche Wohl sein angeht; die warme Teilnahme, die er dem Werte der Heidenpredigt entgegenbrachte; die Aufmerksamkeit, mit der er den Fortschritt der kirchlichen Wissenschaft verfolgte; sein tiefes Verständnis für die Bedeutung des katholischen Druckes und Buchhandels; seine Flucht vor dem Bischofsstab und dem Purpur der Kardinäle. Doch genug! Er hat in der That einen gewaltigen Schatz von Tugend und Verdienst in seinem Innern aufgehäuft während der 30 Jahre seines Apostolates in Deutschland!

Wie hat er das zuwege gebracht? Von außen boten sich ihm mächtige Hebel: Seine Beteiligung an der Trienter Kirchenversammlung, auf der die ganze Kirche sich geistig verjüngte; sein Verkehr mit den Heiligen seiner Zeit, mit Pius V., Karl Borromäus, Franz von Sales, Ignatius von Loyola, Franz Borgia, Philipp Neri, Stanislaus Kostka; die Gebete und Opfer, welche die gesamte Gesellschaft Jesu vorchriftsmäßig jeden Monat für Deutschland und dessen Nachbarländer Gott darbrachte; die Ordensregel, die ihn mit wunderbarer Weisheit anleitete zum engen Anschluß an den armen, jungfräulichen, bis in den Tod gehoramen Heiland.

Die eigentliche Triebfeder aber lag in der Brust des Seligen selber. Es war der von der göttlichen Gnade eingehauchte und beständig gemehrte Gebetsgeist. Hätten wir nur mehr Aufzeichnungen über ihn! Doch selbst die wenigen Strahlen, die aus der geheimnisvollen Werkstätte dieses Innenlebens zu uns gedrungen sind, lassen uns ahnen, welch ein Meister des Gebetes Petrus Canisius gewesen ist. Denken wir nur an seine Stoßgebete zum Herzen Jesu, an jenes Ringen mit Gott, dessen Zeuge einst P. Scherer gewesen ist, an die Erleuchtung im Dom von Ancona, an die tiefe Geistesfassung, die der Mann Gottes auf seinen Reisen bewahrte! Sein Marienwerk ist der Spiegel seiner Kindesliebe zur Gottesmutter. Die von Andacht duftenden, vom Honig zarter Gottesminne triefenden Herzensergüsse, die seine Gebetbücher uns in den Mund legen, hat ohne Zweifel zuerst er selber gekostet. Und sind seine „Bekenntnisse“ etwas anderes als ein rührendes Gebet? So kann nur ein Geist sich äußern, der ganz eingetaucht ist in das Meer des Übernatürlichen.

Man verlange nun nicht, daß wir im Einzelnen nachweisen, Canisius habe während jener Zeit von Jahr zu Jahr geistliche Fortschritte gemacht! Er schweigt darüber. Ebenso seine Zeitgenossen. Soviel steht von vornherein fest: Wer so betete wie er, der mußte notwendig

immer mehr mit Gott vereinigt werden und stetig in jener Liebe wachsen, die nach dem Apostelwort das Band der Vollkommenheit ist. Auf welche Weise und in welchem Maß dies bei Canisius geschah, das bleibt einstweilen das Geheimnis der göttlichen Allwissenheit.

Einen mächtigen geistlichen Aufstieg brachten unserem Seligen die letzten 17 Lebensjahre, die er in der Schweiz verbrachte. Da hat die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht.

In dem abgelegenen Freiburg war er viel ungestörter als in Deutschland; er konnte sich jetzt mit mehr Muße der Pflege des eigenen Seelenlebens hingeben. Der Himmel wollte wohl auch die Freiburger für ihre Glaubensstreue inmitten des weitverbreiteten Abfalls dadurch belohnen, daß er ihnen ein Bild vollendeter Tugend vor Augen stellte. Während der ersten Hälfte des Freiburger Aufenthaltes treffen wir den apostolischen Mann noch mehrfach nach außen hin tätig. Vergleichen wir seine handschriftlich erhaltenen 300 Freiburger Predigten mit denen, die er zuvor in Deutschland gehalten hat, so dürfen wir wohl sagen: Die schweizerischen Predigten übertreffen die früheren an Sorgfalt der Ausarbeitung und an glücklicher Mischung von zürnendem Ernst und herzzgewinnender Freundlichkeit. Das Sinnen und Trachten des Mannes ist so abgeklärt, von Übereifer frei. Geistliche wie Laien verehren in ihm den gottgesandten, von Christi Geist durchdrungenen Ratgeber und Seelenführer. Wenn wir vom hl. Bernhard absehen, gibt es kaum einen Schriftsteller, dem die Redeweise der Heiligen Schrift durch fortwährende Lesung und Erwägung so in Fleisch und Blut übergegangen wäre wie dem Verfasser der Freiburger „Bemerkungen zu den Evangelien und Episteln des Kirchenjahres“.

In einem Bande dieses Werkes, den der Gottesmann selbst gebraucht hat, ist ein Zettel zurückgeblieben, auf dem er sich in lateinischer Sprache einige Vorsätze für den beginnenden Advent verzeichnet hat. Sie lauten: „Ich will 1. im Reden sparsamer und vorsichtiger sein, 2. mich öfter vor Gott verdemütigen und meine Gebrechlichkeit und innere Unreinheit beklagen, 3. auf die besondere und die allgemeine Gewissenserforschung mehr Sorgfalt verwenden, 4. die Tagzeiten von der seligsten Jungfrau und vom heiligen Kreuze beten, ferner die Lauretanische Vitanei und die von allen Heiligen.“ Es folgen einige

kirchliche Vorschriften über die Feier des Messopfers, auf die er besonders achten will; so diese: „Wenn man mit ausgespannten Armen betet, müssen die inneren Handflächen gegeneinander gerichtet sein. Die Finger müssen aneinander liegen und dürfen nicht so hoch gehalten werden, daß sie über die Schultern hinausragen.“ Aus ungefähr der gleichen Zeit sind noch zwei andere Aufzeichnungen ähnlicher Art erhalten, die des Mannes beharrliches Tugendstreben beleuchten. Hier nur einige Sätze: „Um vier Uhr nachmittags sollen die Studien ihr Ende haben und nach einem kleinen Spaziergang die Gebete und Besungen oder Betrachtungen bis zum Abendessen angestellt werden. Oft bei sich einkehren und sich sammeln. Nicht über andere aburtheilen. Sich nicht kümmern um fremde Angelegenheiten. Die unmäßige Lust am Studieren bezähmen. Größere Vertraulichkeit mit Gott haben.“

Stets zunehmendes Siechtum zwang endlich den Greis, sein äußeres Tun immer mehr zu verbergen, erst innerhalb der Mauern des Ordenshauses, dann zwischen den vier Wänden des Krankenzimmers. Um so heller leuchteten dort die Perlen und Edelsteine, die seine Innerlichkeit zierten: die Ehrfurcht gegen die Obern, die Liebe zu den Mitbrüdern, die Begeisterung für den Ordensberuf, die Dankbarkeit gegen die Wohltäter, die Leidensfreudigkeit, das Losgelöstsein von allem irdischen Begehren. Und erst seine Andacht! Wir haben sie gesehen und gehört, diese sieben Stunden täglichen Gebetes, diese Tränen und Seufzer bei seinen Betrachtungen, dieses Liebesfeuer am Altare. Seit langem hatte Petrus Canisius als ein Mann von ungewöhnlicher Frömmigkeit gegolten. Zu Freiburg klang es wie aus einem Munde: Er ist ein Heiliger! Nach seinem Tod wurden behufs seiner Seligsprechung an verschiedenen Orten Untersuchungen über sein Leben angestellt. Nirgends waren die Zeugnisse so zahlreich und so glänzend wie in Freiburg.

„Kostbar“, sagt die Schrift, „ist in den Augen Gottes der Tod des Gerechten.“ Die Engel pflückten frohlockend diese Seele als gereifte Frucht vom Baum des sterblichen Leibes und legten sie lobsingend im Lande der Unsterblichkeit als kostbare Opfergabe nieder am Thron des Allerhöchsten.

18. Bei der Nachwelt. 1597—1917.

Ein Mann wie Petrus Canisius durfte nicht der Vergessenheit anheimfallen. Gleich nach seinem Tode bemühten sich die Freiburger, etwas von den Gegenständen zu erlangen, die ihm zum Gebrauch gedient hatten. Solche Sachen wurden höher geschätzt als Silber und Gold. Vieles ist von seinen Ordensbrüdern sorgfältig aufbewahrt und bis in die Gegenwart gerettet worden. Einen seiner Rosenkränze ließen sich, so erzählen glaubwürdige Zeugen, oft Kranke aus dem Freiburger Kollegium in ihr Haus bringen; er wurde ihnen umgehängt, und sie erlangten die Gesundheit wieder. Am 21. Dezember, dem Todestag des heiligen Mannes, pflegte der Rat der Stadt an seinem Grabe vier große Kerzen brennen zu lassen. Sie waren ein Bild dessen, der einst im Erdendunkel geleuchtet hatte und nun als Stern am Himmel glänzte. Im Jahre 1623 vollendeten die Jesuiten den Bau ihrer Kirche. Da entbrannte in ihnen ein heftiges Verlangen, ihren großen Mitbruder in ihrer Mitte zu haben. Lange verhandelten der Nuntius, der Ordensgeneral, der Rat mit dem Kapitel von St. Nikolaus. Endlich gaben die Stiftsherren ihr Kleinod heraus. Am Ostermontag des Jahres 1625 wurde der Sarg, den ein Teppich von Goldstoff bedeckte, unter Glockengeläute, Gebeten und Feierklängen durch die blumenbestreuten Straßen nach der Michaelskirche getragen. Hier mußte er den ganzen folgenden Tag ausgestellt bleiben. Denn hoch und nieder wollte den heiligen Leib sehen. Viele küßten den Sarg, warfen sich vor ihm nieder und flehten unter Tränen die Fürbitte des Dieners Gottes an. Am dritten Tage senkte man das teure Unterpfand vor dem Hochaltar in den Boden. Die Kirche wurde eine Art Wallfahrtsstätte. Besonders groß war der Andrang jedesmal am 21. Dezember. Die Ursulinen pflegten dann die Grabstätte mit Blumen zu schmücken. Das Volk zündete Lichter auf dem Grabe an und legte Kränze und Weihegeschenke auf ihm nieder. Im Jahre 1634 wütete rings um Freiburg die Pest. Daß die Stadt verschont blieb, wurde der Fürsprache des Seligen zugeschrieben. Im Jahre 1637 verwandelte sich sein Sterbezimmer in eine Kapelle. Die Lehrer des Kollegiums pflegten dort am 18. Oktober, dem Eröffnungstag der Schulen, gemeinsam das Glaubensbekenntnis zu erneuern. Am 21. Dezember kamen die Gläubigen, um Ablaß zu gewinnen. Um

die gleiche Zeit hatten die Rymweger das Geburtszimmer ihres berühmten Bandsmannes zur Kapelle gemacht. Man bewahrte dort das Altarsakrament auf. Der Name Canisius wurde in den Niederlanden schon im 17. Jahrhundert aus Verehrung gegen den Gottesmann als Taufname gebraucht. Der Antwerpener Stifths herr Aubertus Miräus berichtet im Jahre 1602, man habe Canisius den Hieronymus seiner Zeit genannt, und des Miräus gelehrter Amtsgenosse Lorenz Beyerlinck bezeichnete 1611 in übersprudelnder vaterländischer Begeisterung seinen großen Stammesbruder als den Augustinus seines Jahrhunderts.

Nicht wenig trugen zu dieser Hochschätzung die vielen Lebensbeschreibungen des Seligen bei, die vom Beginne des 17. Jahrhunderts an in Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Polen erschienen. Unter ihren Verfassern erscheinen Gelehrte ersten Ranges, wie Matthäus Rader und Franz Sacchini. Bereits um das Jahr 1633 ließen sich die Missionäre von Lima in Südamerika das Canisius-Leben in spanischer Sprache vorlesen; schon damals war sein Bild in ihrer Kirche zu sehen. Auch auf nichtkatholischer Seite hat Canisius viele Beachtung gefunden. Die Sturmflut der Schmähschriften verlief sich allmählich und machte einer mehr oder minder gerechten Beurteilung Platz. Im Jahre 1566 nahm der protestantische Basler Arzt Heinrich Pantaleon den Doktor Canisius in sein „Gelbenbuch“ des deutschen Volkes auf. Der Nürnberger Protestant Paul Freher setzte 1688 das Bild des Seligen in seine „Schaubühne gelehrter Männer“; Canisius, schrieb er, gleiche an Frömmigkeit den Vätern der Urkirche. 1743 rühmte Salomon Ernst Cyprian, Vizepräsident des Gothaer Konfistoriums, seine einzigartige Gelehrsamkeit und seine unglaubliche Mührigkeit im Dienste der katholischen Kirche. Neuerdings haben einige protestantische Gelehrte Deutschlands und der Niederlande dem Manne auch eigene Schriften gewidmet. Gustav Krüger, Behrer der Theologie an der Hochschule zu Gießen, sollte 1898 in seinem Canisius-Leben dem Seligen das große Lob: Die Jesuiten haben Kirche und Schule in Bayern und Osterreich der römisch-katholischen Kirche zurückgewonnen. „Keiner hat darum größere Verdienste als Canisius. . . . Kein Flecken verunziert seinen Charakter; er war ein edler Jesuit.“

Unter den Künsten hat am meisten die Kupferstecherei sich mit dem großen Manne beschäftigt. Bedeutende Stecher des 17. und des

18. Jahrhunderts haben uns sein Bild geschenkt; so Hieronymus Wierz, Paul Du Pont, Dominikus Custos, Raphael Saedeler, Elias Hainzelmann, Andreas Pfeffel. Auch Pinsel und Meißel blieben nicht müßig. Es wäre ermüdend, alle die alten Gemälde zu beschreiben, die sich bis in die Gegenwart erhalten haben; es finden sich solche außer den schon erwähnten Freiburger und Wiener Bildern in der Michaelskirche zu München, in der Chorsakristei des Augsburger Doms, im Jesuitenkolleg zu Feldkirch, bei den Zisterziensern zu Stans, im Ingolstädter Bürgersaal, in der Studentkirche zu Rottweil und an andern Orten. Um auf die Neuzeit zu kommen, so hat Fracassini den Vatikan mit einem farbenprächtigen Canisius-Gemälde bereichert. Die Grabkapelle des Seligen zu Freiburg wurde von Paul von Deschwenden mit andächtiger Malerei geziert. In der Jesuitenkirche zu Koblenz hat Peter Molitor, ein Jünger der Düsseldorfer Kunstschule, Canisius in einem großen Freskobilde dargestellt. Die großen Meister Edward von Steinle und Leo Samberger haben uns herrliche Canisiustöpfe gemalt. Unter den Schöpfungen der Bildhauerei verzeichnen wir das figurenreiche Canisiusdenkmal im Augsburger Dom, ein Meisterwerk des Münchener Künstlers Georg Busch, und das große Brustbild aus Bronze, das zu Freiburg in der Schweiz den Hof des Michaelskollegiums schmückt; dann die Schnitzerei in der Kapelle des Innsbrucker Canisianums, die Canisius als Lehrer der Kinder darstellt; endlich die Canisiusbüste, die König Ludwig I. von Bayern in der Ruhmeshalle bei München hat aufstellen lassen. Mit den bildenden Künsten wetteiferte die Redekunst in der Verherrlichung des Gottesstreiters. Kirchenfürsten, Männer der Wissenschaft, hervorragende Prediger haben auf der Kanzel und auf der Rednerbühne sein Lob verkündet; so in italienischer Sprache Kardinal Karl August Graf von Meisach und Friedrich Maria Zinelli, Bischof von Treviso; in französischer die Bischöfe Mermillob von Genf, Turinaz von Nancy, Bachat von Basel, Jaquet von Jassy; in holländischer der Geschichtsforscher und Katholikenführer Brouwers; in deutscher die Bischöfe Greith von St. Gallen und Schmid von Grüneck von Chur, die Weihbischöfe Knecht von Freiburg und Schmitz von Köln, der Münchener Hosprediger Franz Xaver Bierheimer, der Dillinger Hochschulpfarrer Thomas Specht, der Feldkircher Kapuziner Vinzenz Thuille und andere. Daß ein Widermann, Verdaguer, Schaepman ihn in Gedichten gefeiert

haben, wurde schon berichtet. Ihren Schöpfungen reihen sich würdig an die 29 Canisius-Epigramme des schweizerischen Richters Peter Esseiva, eines der besten lateinischen Dichter des 19. Jahrhunderts. Dazu kommen die vielen deutschen Canisius-Lieder, wie sie Albalbert Huhn, Max Steigenberger, Johann Baptist Diel, Wilhelm Kreiten, Karl Rade, Ludwig Bonvin, Guido Maria Dreves gedichtet oder in Musik gesetzt haben. Ein Schauspiel mit dem Titel „Petrus Canisius“ ging schon im Jahre 1763 über die Bühne des Münchener Jesuitengymnasiums. Ähnliche Aufführungen folgten. Neuestens hat das Petrus-Canisius-Oratorium des Straubinger Meisters Albalbert Hämel in Deutschland und in den Niederlanden Aufsehen erregt.

Es gibt auch Canisius-Denkmäler anderer Art. Da ist das neue „Canisianum“ zu Innsbruck, eines der größten und schönsten theologischen Universitätskonvikte der Welt. Da sind die „Canisius-Kollegien“ zu Rymwegen in Holland und zu Buffalo in den Vereinigten Staaten Nordamerikas mit ihren Gymnasien und Erziehungshäusern; dann die unter den besondern Schutz des Seligen gestellte „Aurora“, die einzige katholische Hochschule des chinesischen Reiches, die Canisiusstraße und das Canisius geweihte Proseßhaus der Gesellschaft Jesu zu Wien mit seiner schmucken neuen Kirche, und das „Canisiushaus“ zu Exaten in Holland, aus dem Hunderte von Glaubensboten und Schriftstellern hervorgegangen sind, und das „Canisius-Krankenhaus“ nebst der „Canisiusstraße“ zu Rymwegen. Im „Canisiushaus“ zu Schwäbisch-Gmünd in Württemberg werden Kinder auf die erste Kommunion vorbereitet, deren katholische Eltern fern von Kirchen ihres Bekenntnisses unter Andersgläubigen leben. Zu Maastricht zählt die „Canisius-Kongregation“ der Arbeiter gegen 1000 Mitglieder. Das Wiener Canisius-Werk bezweckt die Heranbildung katholischer Priester. Der „Canisiusverein zum Schutze der Jugend“ und die „Canisius-Gesellschaft“ haben in Deutschland und in der Schweiz wacker für religiöse Jugenderziehung und andere hohe Ziele gearbeitet. Die deutsch und französisch erscheinende Freiburger Zeitschrift „Canisius-Stimmen“ ist seit Jahrzehnten bemüht, den Geist des Seligen in weite Schichten des Volkes zu tragen. In den Niederlanden verbreitet die „Apologetische Vereinigung Petrus Canisius“ zahlreiche Schriften belehrenden und erbaulichen Inhalts, die wissenschaftlich und vollständig zugleich gehalten sind. Allen Katholiken Hollands legen die

Sakungen des Provinzialkonzils, das 1865 zu Utrecht gehalten wurde, die Verehrung und Anrufung des seligen Petrus Canisius ans Herz; sei er ja einer der himmlischen Schutzherrn, denen Gott die niederländische Kirche anbefohlen habe. Die jährlich wiederkehrende Generalversammlung der Katholiken Deutschlands hat mehrmals diesem „Apostel der Deutschen“ den Zoll der Bewunderung und des Dankes dargebracht und das katholische Volk aufgefordert, nach seinem Vorbilde für die höchsten Güter der Menschheit alle seine Kräfte einzusetzen; so im Jahre 1896 zu Dortmund, 1898 zu Arefeld, 1905 zu Straßburg.

Canisius lebt auch fort in den fünf Ordensprovinzen der Gesellschaft Jesu, die auf ihn ihren Ursprung zurückführen, der oberdeutschen, niederdeutschen, österreichischen, ungarischen und polnischen. Sein besonderer Schutz waltet über Stadt und Kanton Freiburg. Noch ist hier das seltene Schauspiel zu genießen, daß Kirche und Staat in trauter Eintracht leben. Das Michaelskollegium, die Gründung unseres Seligen, sieht zwar nicht mehr dessen Ordensbrüder durch seine Gänge schreiten; doch seiner Hauptaufgabe ist es treu geblieben; geistliche Lehrer bieten der Jugend höhere Bildung in echt katholischem Geist. Ein schöner Traum des Gottesmannes hat sich verwirklicht: Freiburg ist der Sitz des Bischofs von Lausanne geworden. Aus den zwei Vorlesungen über Gewissensfälle, die zu seiner Zeit jede Woche für die Priesterschaft gehalten wurden, ist ein stattliches Priesterseminar hervorgewachsen. Ihm zur Seite blüht die katholische Hochschule. Ihre theologische Fakultät hat sich neben dem seligen Albert dem Großen den seligen Petrus Canisius zum besondern Schutzherrn erwählt; an ihr lehren neben andern hochangesehenen Gelehrten Söhne eben jenes Predigerordens, durch den einst Canisius in die heiligen Wissenschaften eingeführt wurde. Mit einem Wort: Freiburg ist und bleibt recht eigentlich die katholische Stadt.

Die Huldigungen, deren wir bisher gedacht, sind unserem Seligen von einzelnen Personen oder einzelnen Körperschaften dargebracht worden; aber auch die Gesamtkirche als solche hat ihn verherrlichen wollen. Im Jahre 1625 begann der Bischof von Lausanne zu Freiburg Untersuchungen über die

306

Tugenden und die Wunder des Dieners Gottes anzustellen. 1626 fanden auch zu Dillingen und zu Freising Zeugenverhöre statt. Rat und Priesterschaft von Freiburg baten den Papst, ihrem Apostel die Ehre der Altäre zuzuerkennen. Die Kaiser Ferdinand III. und Karl VI. unterstützten die Bitte; ebenso König Ludwig XIV. von Frankreich, die bairischen Kurfürsten Max I. und Ferdinand Maria, viele Bischöfe, die Hochschulen von Wien, Prag, Ingolstadt und Köln. Auch ein Verwandter des deutschen Kaiserhauses, ein Fürst von Hohenzollern, drückte im Sommer des Jahres 1729 in einem eigenhändigen Schreiben dem Papst Benedikt XIII. sein Verlangen aus, Canisius mit dem Heiligenschein geschmückt zu sehen. Am meisten bemühte sich die Gesellschaft Jesu. Vom 17. bis zum 19. Jahrhundert haben nicht weniger als zwanzig Provinzialkongregationen der oberdeutschen Jesuiten die Ordensgeneräle ersucht, sie möchten diese Angelegenheit aus allen Kräften betreiben. Viele andere Provinzen des Ordens beantragten das gleiche. Im Jahre 1655 druckte David Irribisch zu Freiburg in der Schweiz mit kirchlicher Erlaubnis ein Verzeichniß von mehr als 80 außerordentlichen Gnaden und Wohltaten, die Gott dem Vater Canisius und auf dessen Fürbitte andern erwiesen habe. Um 1741 war deren Zahl auf 250 gestiegen. Rom nahm um das Jahr 1735 die Sache in die Hand. Das Verfahren war genau und streng. Um die Wende des 18. Jahrhunderts brachten die kirchlichen und staatlichen Umwälzungen Europas die ganze Verhandlung ins Stocken. Als Louis Benillot im Jahre 1838 Freiburg besuchte, vernahm er mit Staunen, Canisius sei noch immer nicht selig gesprochen. „Aber“, so schrieb er in seinen „Schweizerischen Pilgerfahrten“, „die Gläubigen sind dem Urteil der Kirche

zuvorgekommen; sie rufen Canisius in ihren Drangsalen an; sie bitten ihn um Hilfe und Schutz.“ Unterdessen war das Verfahren durch Gregor XVI. wieder aufgenommen worden. Die Schriften des Dieners Gottes wurden als einwandfrei erfunden. Im Jahre 1844 entschied Papst Gregor, Canisius habe die christlichen Tugenden in heldenmütiger Weise geübt. Am 17. April 1864 erklärte sodann Papst Pius IX. vier plötzliche und vollständige Krankenheilungen als Wunder, die auf Fürbitte des Gottesmannes gewirkt worden seien. Am Morgen des 20. November 1864 ließ der Papst in der Peterskirche zu Rom unter großer Feierlichkeit das Breve verkünden, durch welches Petrus Canisius in die Zahl der seligen Bekenner eingereiht wurde. Am Abend des gleichen Tages stieg er selbst aus dem Vatikan in die Kirche hinab, warf sich vor dem Bilde des Seliggesprochenen nieder und brachte ihm seine Verehrung dar. Das Jahr darauf wurde die Seligsprechungsfeier drei Tage lang in allen Häusern der Gesellschaft Jesu und an vielen andern Stellen begangen. In der Michaelskirche zu Freiburg gestaltete man die Herz-Jesu-Kapelle zur Canisius-Kapelle um. In ihrem marmornen Altar wurde der Leib des Bekenners geborgen. So wird jetzt unmittelbar über seinen ehrwürdigen Überresten das Opfer des Neuen Bundes dargebracht, wie es zuweilen in den Katakomben über den Leibern der Märtyrer geschah. Das kirchliche Jahresgedächtnis des Seligen wird zumeist am 22. Dezember begangen; die Gesellschaft Jesu begeht es am 27. April.

Freiburg hat seither zu wiederholten Malen prunkvolle Canisius-Feste gefeiert; so 1881 zur Erinnerung daran, daß der Selige 300 Jahre zuvor in der Stadt angekommen war; so 1914 und 1915 zu Ehren der fünfzigsten Wiederverkehr seines Seligsprechungstages. Das Jahr 1897

brachte das 300jährige Gedächtnis seines Todes. Da sandte Leo XIII. an die Bischöfe Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz jenes große Canisius-Rundschreiben, das in der ganzen Welt so viel Aufsehen erregt hat. Für Freiburg gewährte er reiche Ablässe. Viele Tausende von Pilgern strömten dort zusammen, um das Sterbezimmer und die Grabstätte des seligen Canisius andächtig zu besuchen. Zwar ist es ein Vorrecht derer, die von der Kirche heiliggesprochen sind, daß ihre Gebeine bei gottesdienstlichen Umgängen dürfen mitgetragen werden; aber hier wollte der Papst eine Ausnahme machen. Mit seiner Erlaubnis wurden die Überreste des glorreichen Apostels wiederholt aus dem Altare herausgehoben und auf den Schultern von Priestern im Triumph durch Freiburgs Straßen getragen. Auch das katholische Deutschland hat das Jahr 1897 würdig gefeiert. Bischöfe erließen Hirtenschreiben und ordneten Festpredigten und Vespunden an. Berlin, München, Köln, Regensburg, Würzburg, Elberfeld, Bonn, Mainz, Augsburg, Straßburg sahen ihre Festgottesdienste, Festkzungen, Festzüge, Festspiele zu Ehren des Apostels der Deutschen. In Bildern und Gedichten, in Reden und Litaneien, in dreitägigen und neun-tägigen Andachten wurde Canisius gepriesen und angerufen. In diesem Jahre 1897 sind allein in deutscher Sprache mehr als 30 verschiedene Schriften über ihn erschienen. Die Festfreude trug ihre Wogen bis in ferne Länder. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Ostindien, die Philippinen hatten ihre Canisius-Feier.

Durch alle diese Rundgebungen klang der Wunsch hindurch, es möchte in die Ruhmeskrone des apostolischen Mannes noch der schönste Edelstein eingesetzt werden, der Diamant der Heiligsprechung. In Rom fehlte es nicht an gutem Willen dazu. Papst Leo XIII. hegte große Verehrung gegen Canisius. In seinem Rundschreiben vom 1. August 1897 nennt er ihn wiederholt einen vir sanctissimus, einen „sehr heiligen Mann“. Er war sogar geneigt, ihn unter die Kirchenlehrer zu versetzen. Pius X. sprach ein Jahr vor seinem Tod mit einem deutschen Bischof über unsern Seligen. „Ich habe“, sagte er, „eine besondere Andacht zu ihm. Er verdiente es wirklich, daß er heiliggesprochen würde.“ Andererseits hält aber die Kirche an der heiligen und heilsamen Strenge der Gesetze fest, die den Gang der Heiligsprechung bestimmen. Nach der Seligsprechung müssen zwei neue Wunder geschehen. Zuweilen mag ein einziges genügen. Die

Canisius-Verehrer haben oft und heftig den Himmel mit Bitten um diese Wunder bestürmt; aber Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege. Er wird zur rechten Stunde zeigen, daß sein Arm nicht erlahmt ist.

Unterdessen werden wir uns darüber freuen, daß Gott die Welt solch eine lichte Heldengestalt hat schauen lassen. Wir Katholiken verehren in Petrus Canisius den großen Lehrer, das Vorbild der Tugend, den himmlischen Fürbitter. Die Andersgläubigen werden die Lauterkeit seines Wandels anerkennen; sie werden ihre Bewunderung dem Manne nicht versagen, der mit soviel Eifer und Erfolg sein ganzes Leben für das gearbeitet hat, was er als wahr und recht erkannt hatte.

„Die einsichtig waren“, sagt die Schrift, „werden strahlen wie der Glanz der Himmelsfeste, und die, welche viele in der Gerechtigkeit unterweisen, wie die Sterne in alle Ewigkeit“ (Dan. 12, 3).



Namen- und Sachverzeichnis.

u. = und. f. = siehe. C. = Canisius.

49/52 = 49—52. 180/2 = 180—182, und so immer.

- Machen 109 244.
 Aberglauben 228 244.
 Ablaß 55 83 101 215 226 252
 273 277 292 302 309; f. Ju-
 biläumsablaß.
 Agricola, Joh. f. Paürle.
 — Steph. 109.
 Albert, Joh. 139.
 — Saur. 170.
 — d. Gr., sel., O. Pr. 284 306.
 Albrecht, Markgraf von Branden-
 burg 170.
 — von Brandenburg, Erzbischof
 von Mainz 18.
 — V., Herzog v. Bayern, u. Ingol-
 städter Hochschule 47/9 177/9;
 u. Ingolst. Kolleg 48/9 90 178
 201; u. Wiener Jesuiten 89; u.
 Mission in Straubing 90/2; u.
 Mission in Niederbayern 136/7;
 u. indische Mission 93 140; u. der
 Sientelch 114 123/4 126 223;
 kauft Evang.-Büchlein 209; Wid-
 mung des Marienbuchs 244;
 Schulden 201; Frömmigkeit
 seines Hauses 252; Anderes 81
 90 111 124 139 143 222/3
 233 240 251/2.
 Alfons von Signori, hl. 123.
 — Herzog von Ferrara 136.
 Alfonso, Alvaro, S. J. 18 21/6.
 Alard, Herm., S. J. vi.
 Almosen f. Armenfürsorge.
 Altarsakrament f. Kommunion,
 Sientelch, Messe, Seefeld.
 Altdorf 143.
 Altdötting 211/3 244.
 Alvaro f. Alfonso.
 Amadis-Roman 143.
 Ambrosius, hl. 27 186 188
 283.
 Amsterdam 94.
 Amulio, M. A. 142 160 222.
 Ancona 193.
 Andechß 129.
 Andrada f. Payva.
 Anna, Herzogin von Bayern 93
 253.
 Ansbach 83.
 Antonio, Franz, S. J., Hofprediger
 der Kaiserin Maria 176 238.
 Antwerpen, Kapuziner 291; Stifts-
 herren 303; f. Plantin.
 Aquaviva, Claud., S. J. 197 253
 269 284/5 288.
 Aragonio, Joh., S. J. 18.
 Arbeiter-Kongregation 305.
 Arco, Prosp. von 143.
 Ardren, R., S. J. 263/4.
 Aristoteles 8 50.
 Arlenius, Arnold 234.
 Armenfürsorge 11 22 28 29 45
 98 102 104/5 107 111 135
 151/2 183/4 196 209 217 219
 224/5 233 239 277.
 Arnheim 12 17 150.
 Arz, Adam von 250.
 Arzl 230.
 Athanasius, hl. 27.
 Augsburg, Bistum 106 220 239
 256; Bischöfe f. Berg, An-
 ringen, Heinr. u. Anör., Joh.
 Eg., Truchseß, Otto; Dom u.
 Domkapitel 99/100 103 106/7
 110 127 130/4 138 161 167
 172 304; f. Braun, Freyberg,
 Chr.; Domschule 98 102; Bre-
 vier 106.

Augsburg, Stadt: Rat 103 197
260; Katholikenzahl 100; St.-
Moritzkirche 198; Katharinen-
kirche 134 162; Lambertus-
kapelle 134 162; Jesuiten 25
72 98/134 167 192 209/12;
Kolleg 197 209 260 268 289;
Dominikanerinnen 105/6; Wie-
bertäufser 106; Reichstage (1555
1559 1566) 97/9 145/6 159/65;
Pest 127; E.-Feier 309.

August, Kurfürst von Sachsen 163
223 227 233.

Augustin, hl. 2 188 243 284 303.

Augustiner-Chorherren, in Neb-
dorf 207; s. Kempis.

— Eremiten, in Freiburg i. Schw.
281; in München 111; s. Pan-
vinio, Soarez.

Augustinerinnen, in Inzigkofen
262; in Köln 30.

Aurora (Hochschule) 305.

Avellaneda, Jaf., S. J. 238.

Aventin, Joh. 284.

Baarwijk 9.

Bader, G., S. J. 269.

Barbara von Florenz, Tochter
Ferdinands I. 108 135/6 198.

Barbosi, Dan., O. Pr. 120/1.

Baronius, G. 195 244.

Barzäus s. Berse.

Basel, Bischof s. Blarer, Sachat;
Stadt 175 191 212 303; Hoch-
schule 169 212; s. Froben.

Basilius d. Gr., hl. 168.

Bayern, kirchliche Zustände 39/40
90 137; Marienverehrung 244;
s. Althötting; Fürsten s. Al-
brecht V., Ferd. Maria, Sud-
wig I., Maximil. I., Wilhelm IV.
u. Wilhelm V.

Beatus, hl. 282.

Beginen 29.

Beicht- u. Kommunionbuch 64 207
283.

Beichte, als Erziehungsmittel 9
38 103; Lebensbeichte 104 217
233; häufige B. 9 45 103 129
152 272 277; B. von Ge-
fangenen 55; vor der Heirat
229; Fehler beim Beichten u.
Beicht hören 130 137 155 220;
Angriffe auf die B. 91; An-
weisung zum Beicht hören 171;
E. hört Beichten 55/6 86 103/4
130 134/5 138 150 162 168
184 204 208 239; s. Fürsten-
beichtväter, Vollmachten.

Bellarmin, R., S. J. 180 234
284.

Benedikt XIII. 177 307.

Benediktiner 154; in Beuron 262;
Brennow 71; Einsiedeln 244
275 278 282; Ettal 180; Fi-
schingen 281; Fulda 220 282;
Regensburg (Schotten) 240; s.
Dernbach, Gall, Müller, Joach.,
Perragues, Rupert von Deuk,
Seidel, Weber, B., Winzet,
Wittweiler.

Bentlage 154.

Berg, Marquard von 236 239
256.

Berlin 309.

Bern 263 267.

Bernhard von Clairvaux, hl. 131
243.

Bernhausen, Anna von 211/2;
ihr Vater 212.

Berse, Rasp., S. J. 140.

Berthier, J. J., O. Pr. vi.

Beruf, weltlicher, von Gott 218;
Berufswahl 14/21 105.

Beschwörungen s. Exorzismen.

Betrachtung, geistliche 9 10 36 41
63 129 203 262 282 284 290
301; s. Exerzitien.

Betteln 25 36 79.

Beuron 262.

Beyerlinck, S. 303.

Beza, Theod. 54.

Bibliotheken 73 81 112 187 203
 241 281/2; ihre Musterung 150
 209 219 249 252 275.
 Bidermann, Jak., S. J. 291.
 Biglia, Melchior 164/5.
 Bilder, fromme 5 14 135 212;
 im Katechismus des C. 64 108;
 in seinem Betbuch 108; in seinen
 Episteln u. Evangelien 209;
 f. C.-Denkmäler.
 Billid, Eberh., O. Carm. 11.
 Birgittiner 149.
 Bischöfe f. Erzbischöfe.
 Bittgänge 103 127 129 217;
 f. Wallfahrten.
 Blarer von Wartensee, Jak. Chr.
 278.
 Blumberg 257.
 Bobadilla, Nik., S. J. 29 31.
 Bobin, Joh. 128.
 Böhmen, Zustände 64 70; u. der
 Baienfeld 70 114 118; f. Prag.
 Böhmer, Feinr. 65.
 Bologna, Hochschule 42 143;
 Konzil 35.
 Bonaventura, hl. 134 202.
 Bonhomini, Giov. Franc. 259/65
 268 273 278 280/1 287.
 Bonifatius, hl. 40 67 204 293/4.
 Bonn 32 309.
 Bonvin, L., S. J. 305.
 Bordini, G. Fr. 195.
 Borgia f. Franz Borgia.
 Borromeo f. Karl Borromäus.
 Bourgeois, Nik. 53.
 Bourgillon 276.
 Brandenburg f. Albrecht.
 Braun, Konr. 122.
 Braunschweig f. Chemnitz.
 Breisach 87.
 Brendel von Homburg, Daniel,
 Erzbischof von Mainz 99 103
 110 127 141 147/8 161/7 174.
 Brescia, Bischof, f. Delfino, Giov.
 Breslau, Bischof (Balthasar von
 Promnitz) 48.

Brevier 233 290; von Augsburg
 106; Kreuzbrevier 108; rich-
 tiges Beten des Br. 249.
 Brevnow 70.
 Brigen, Bistum 220; Bischof
 f. Spaur; Domkapitel 220;
 Stadt 250.
 Bronckhorst, Joh. 16.
 Brouwers, J. W. 304.
 Brüder vom gemeinf. Leben 29.
 Bruderschaft der hl. Iba 281;
 des Rosenkranzes 129 254; des
 hl. Ursus 283; f. Kongregation.
 Brunner, Joh. 221.
 Brus, A. 71 74/5 114.
 Brüssel, Kapuziner 291; Staats-
 archiv 15.
 Bücher, gute, verbreitet 11 13
 109 169 203 219 252/3 305;
 schlechte, verboten u. 47 51 53
 67 108 114 116 157 184 198
 209 219 226 249 252/3; ge-
 reinigt 249 253; verbrannt 150
 275.
 Buffalo 305.
 Bürglen 276.
 Burgund, Joh., Graf von 266.
 Busäus f. Buys.
 Busch, Georg 304.
 Busche, Herm. v. d. 8.
 Bußgewand 5.
 Bußgürtel 204 233.
 Bußübungen 5 6 11/2 17 28 98
 129 159 196 200 204 217
 233 277 288 290; f. Fasten.
 Buys, Peter, S. J. 63.
 — Thomas 113.
 Calenius, Gerv. 188.
 Cambrai, Erzbischof (Mag von
 Walshaim) 161.
 Camerar, Joach. 143.
 — Philipp 142/4.
 Campion, Edm., S. J., sel. 285.
 Canisianum, in Innsbruck 41
 304/5; in Prag 72.

Canisius (Kanees, Kanis), Familie
(Namen, Wappen usw.) 1 150/2
303.

— Agida 4/5 29 152.

— Gerhards 5 152.

— Gisbert 152.

— Jakob 2/6 15/16 22 152.

— Klara 150.

— Otto 5 152.

— Theodorich, S. J. 150 242.

— Wendeline (Stiefmutter des
Petr. C.) 4/5 22 29 57 152.

— Wendeline (Schwester des Petr.
C.) 29 150/2.

Canisius, Petrus, als Lehrer:
Akademische Vorlesungen in
Ingolstadt 43/5 50; Köln 26/7;
Wien 52. — Predigten u. An-
sprachen an Auswärtige: Alt-
ötting 212; Augsburg 99/109
112 127/62 167 198/9 207
217; Blumberg 257; Dillingen
137; Ellwangen 110 183; Eital
180; Freiburg i. d. Schw. 265
270/1 300; Fürstenau 154;
Hall (Tirol) 255; Ingolstadt
43 45/6; Innsbruck 14 135
215/8 228 262; Inzifosen 262;
Köln 30 38 86 157; bei Köln
30; in Krakau 95; Landsberg
251; Landshut 242 252; So-
reto 194; Süttich 33; Luzern
278; Messina 39; Niederöster-
reich (auf dem Bande) 56; Rym-
wegen 32 150/1; Paradies 263;
Prag 72/3; Regensburg 77/8
239; Straßburg 89; Straubing
90/2; Weizenhorn 136; Wien
54/5; bei Wien 56; in Worms
82 85; Würzburg 169/71 185;
Zabern i. E. 86; seine Predigt-
weise 91 204; Ansprachen an
seine Ordensgenossen 41 92 111
177 194 248/9 284. — Christen-
lehren 52 56 64 80 86 100 107
168 170/1 208 230 271 304.

Canisius, Petrus, Orte, an denen
er weilte: Altötting 211/3; An-
cona 193; Arnheim 12/7; Arzl
230; Aschaffenburg 147; Augs-
burg 72 97/110 116/8 127/34
160/7 198/9 207/11 217 263;
Bern 263; Blumberg 257; Bo-
logna 35 42; Breisach 87; Brigen
250; Bürglen (Bourgillon) 276;
Diest 12 29; Dillingen 2 43
77 88/9 137/40 146 167 171/6
187/92 208 214/6 256 261;
Düsseldorf 154/5; Ehrenbreit-
stein 148; Eichstätt 43 77
179; Einfeldeln 278; Ell-
wangen 82 110 183/5; Eital
180; Ferrara 198; Florenz
198; Frankfurt a. M. 173;
Freiburg i. Br. 88; Freiburg
i. Schw. 2 254 264/300; Für-
stenau 153/4; Geislingen 33;
Hall i. Tirol 255; Herzogen-
busch 12; Ingolstadt 43/51 63
76 89 110 177/9 207 227/32;
Innsbruck 2 14 110/1 119/25
135/6 146 175 180/2 198
215/22 248 250 262; Inzig-
kofen 262; Kleve 149; Koblenz
148; Kolmar 87; Köln 7/33
38 85/6 148 156/8; Konstanz
263; Krakau 95; Landsberg
110 251; Landshut 242 252;
Soreto 92 194; Löwen 12/3
15 29; Sowiſch 95; Süttich
33; Luzern 263 278; Mainz
18/21 158 173; Marienbaum
149; Marſens 265; Messina
38; München 43 81 90 110/1
175 179 221; Münster i. W.
152; Niederösterreich 56; Nürn-
berg 89; Rymwegen 1/7 10
14/5 22 29 32 149/52; Oibin
73; Oisterwijk 12; Osnabrück
153; Padua 35 77; Paradies
263; Passau 77; Petritau 94/6;
Prag 51 71/5. 110; Regensburg

77/80 238; Rom 35/8 40/2
80/1 92/4 141/4 177 194/8
223/5; Rufach 87; Salzb-
burg 222; Schlettstadt 87; Schwä-
bische Klöster 136; Seesfeld
230; Solothurn 278; Speier
159 173; Stäffis (Ettabayer-
le-Bac) 275; Straßburg 87;
Straubing 90/2; Tivoli 226;
Trient 33/4 113/5; Ulm 33;
Weihenhorn 136; Wien 51/70
94 110 112; Wiesensteig 168;
Worms 29 63 82/5 173; Wil-
ten 218; Württemberg 88,
f. Ellwangen; Würzburg 147
169/73 185; Xanten 152; Za-
bern i. E. 63 86 174.

Canisius, Petrus, als Schrift-
steller: Seine Schriften in Rom
geprüft 308; St. Beatus 282;
Beicht- und Kommunionbüchlein
64 283; Bekenntnisse (Konfes-
sionen) 2 4/6 9/16 40/1 185;
Bemerkungen (Notae) zu den
Sonn- und Festtags-evangelien
283/4 300; Betbuch 108; In-
dische Briefe 140; Centurien-
widerlegung f. unten: Joh. Bapt.
u. Marienwerk; Christenlehr-
werk (Opus catech.) 63 233
280; Cyrill von Alexandrien
27; Episteln u. Evangelien 209;
St. Fridolin 281; Fürsten-
gebetbuch 283; Auserlesene Ge-
bete 110; „Gegenbericht“ vom
Wormser Gespräch 85; Von der
Gesellschaft Jesu 139; Katho-
lische Handbüchlein 283; Piero-
nymus-Briefe 109; St. Jda 281;
St. Joh. Baptist 191 193/5
199 214/5 244/5 261; Katechis-
men f. Katechismen des E.;
Katechismusgesänge 283; Kran-
kenbücher 55 64; Leo d. Gr.
28; Bauretanische Bitanei 88;
Marienwerk 28 191 193/5 199

214 240/5 261; Martyrologium
109/10; St. Mauritius 282;
Miserere (Psalm) 283; Nikol.
v. d. Ffke 282; Predigten 217;
Seelengarten 138/9; Sendschrei-
ben nach Hall 255; Lat. Sprach-
lehre 50; Studentengebetbuch
50; Tauler 12 21/2; Über-
setzungen von Schriften des Kard.
Hofius 99; St. Ursus 282/3;
Geistl. Vermächtnis (Testam.)
2 16/7 19 146 288; Anderes
80. — E. unterstützt die Schrift-
stellerei anderer 96 109 116
127 139 187/90 207/9 234 256
284. — Weissagung über seine
Schriftstellerei 12/3. — E. über
das Schriftstelleramt in der Ge-
sellschaft Jesu 235 284.

Canisius, Petrus, Erleuchtungen
Gesichte, Weissagungen, Wun-
der 12/5 17 40/3 104 111 149
180/2 212 285 292/3 302
307/9.

— — Verschiedenes: Berufswahl
14/20; Gelübde 16 20 40/2;
Priesterweihe 30/1; Dr. phil.
16; Dr. theol 42/3; guter Sa-
teiner 38 45; Provinzial 76
199/206; Bizeprovinzial 258;
Wiener Bischofswürde 57/9;
Kardinalat 197; Anfeindungen,
Beschimpfungen und Verfol-
gungen 23/5 65/7 74 78 83/5
95 126 129/34 139 146 155
161 206/7 212/3 235/6 264
269 288; Apostel der Deutschen
40 205/6 294/6 306; Selig-
sprechung 65 301 306/8; Fest
294 308.

Canisius-Altäre 212 256.

Canisius-Denkmäler (Bilder, Hän-
fer, Kollegien, Lebensbeschrei-
bungen, Vieder, Reden, Vereine,
Zeitschriften u. dgl.) 59 60 212
230 293 303/6.

Canisius-Fabeln 85 97 106 119
 126 141 149/51 185 199 247/8
 261 278/9.
 Canisius-Kelche 212 254.
 Cantù, Cesare 65.
 Cäsar 143.
 Cassander G. 154/5.
 Catarini, Ambr., O Pr. 42.
 Cauchius, Anton 144.
 Centurien von Magdeburg 191/5;
 f. C., Peter als Schriftsteller:
 Joh. B. u. Marienwerk.
 Chablais 280.
 Chantonnay, Thom. Perr. 164.
 Chemnitz, Mart. 74 139 213 234.
 China 305.
 Christenlehre 38 52 56 64 75 86
 100 107 120 170 208 230 271
 277 304.
 „Christenlehrwerk“ des C. 63 233
 280.
 Christkind 287.
 Christoph, Herzog von Württem-
 berg 161 169.
 Christus f. Jesus.
 Chur, Bischof, f. Schmid.
 Cicero 38.
 Cistercienser f. Zisterzienser.
 Cithardus f. Sittard.
 Codrett, Hannibal, S. J. 50.
 Coimbra, Bischof f. Soares.
 Cölestiner f. Döbin.
 Cölibat f. Bölibat.
 Colmar f. Kolmar.
 Commendone, Giob. Fr. 120 140
 160/4.
 Como, Kard. von 222 225.
 Conversionen, f. Konversionen.
 Convikte f. Konvikte.
 Cope (Copus), Al. 215.
 Cromer, Mart. 62 68 94.
 Cusano, Galeazzo 197.
 Custos, Dominik. 304.
 Cyprian hl. 81 186 188.
 — Sal. C. 303.
 Cyrill von Alexandrien, hl. 27/8.
 316

Daenblicher, R. 270.
 Delfino, Giob., Nuntius 240 257.
 — Zacc., Nuntius 119/20 125.
 Della Torre, Giob., Nuntius 280.
 Delphius, Joh. 82.
 Delberg 279.
 Denijs, S., S. J. 137 149/52.
 Dernbach, Balthasar, Fürstabt von
 Fulda, O. S. B. 220 233 240.
 Deschwanden, Paul von 304.
 Dhum, Mart. 237.
 Diel, J. B., S. J. 305.
 Diesbach, Gebrüder 293.
 Dieft 12 29.
 Dietenberger, Joh., O. Pr. 207.
 Dillingen 43 88 108/9 134 231
 234 256 307; Hochschule 88 109
 137/8 146/7 169 172 175 188;
 Jesuitenkolleg und Konvikte 88
 97 137/40 146/7 169 176 188
 201 204 208 237 239 261 287;
 päpstl. Seminar 227/8; Syn-
 ode 171/1; f. Canisius, Orte.
 Dionys der Kartäuser 243.
 Dirnen 275.
 Disputationen 26/7 45 67 72 223
 275.
 Doktorpromotionen 16 42 47/8
 51 179 234.
 Dolera, Alem., O. Min. 142.
 Dominikaner 188; in Bayern 136;
 Bologna 42/3; Freiburg i. d.
 Schw. 306; Köln 8 24/5; Prag
 71/2; Rom 143/4; Wien 52
 54 56; f. Albert d. Gr., Bar-
 boli, Berthier, Catarini, Dieten-
 berger, Fabri, Ghislieri, Gref-
 nig, Grosjunt, Hoegstraeten,
 Meijer, Ringuarda, Pavesi,
 Pius V., Sittard, Soto, Stempel,
 Tauler, Thomas.
 Dominikanerinnen, in Augsburg
 105/6; Köln 21; Straßburg
 87; Trier 148.
 Dominikus, hl. 17 42/3.
 Domstifte, Mißstände 133 174 223.

Dordrecht 80.
 Dortmund 306.
 Drastovics, Georg, Bischof von
 Fünfkirchen 115 119 121.
 Dreves, G. M. 305.
 Drews, Paul 245 294.
 Drosfen, Gustav 85.
 Druckprivilegien 65 187.
 Du Pont, Paul 304.
 Duhr, Bernh., S. J. vi 25.
 Duns Scotus O. Min. 7 83.
 Düsseldorf 154/5 257 304.
 Dyrfius, Joh., S. J. 198.
 Dzierzgowski, Mik., Erzbischof von
 Gnesen 95.
 Eberstein, Sibylla von 104 211/2.
 Echter von Mespelbrunn, Julius
 233 240 278.
 Ed, Joh. von 39 44 236.
 — Leonh. von 43/4 48.
 — Sim. Thadd. 179 206/7 221.
 Edmund Campion, sel., S. J. 285.
 Ehen, gemischte 130.
 Ehinger, Susanna, O. Pr. 106.
 Ehrenbreitstein 148.
 Ehrenwein 86 150.
 Eichstätt 43 77 179 207; Bischof
 f. Hürnheim, Hutten, Schaum-
 berg; bischöfl. Archiv 207.
 Einsiedeln 244 275 278 282.
 Eisengrein, Martin 69 177/8
 212/3 220.
 — Wilh. 188.
 Elberfeld 309.
 Elderen, W., S. J. 107 132/4.
 Elisabeth, Kön. von England 54
 208.
 Ellwangen 82 110 183/5; Propst
 f. Truchseß, Otto.
 England, Könige, f. Elisabeth,
 Heinrich VIII.
 Ephesus, Konzil 234.
 Epistel- u. Evangelienbuch 50 209.
 Erasmus von Rotterdam 81 109.
 Erdbeben 217.

Ermland, Bischof, f. Cromer,
 Hofius.
 Erzbischöfe u. Bischöfe Deutsch-
 lands, E. tritt beim Papst für
 sie ein 153/4 166 175 198.
 Erziehung 5/6 9/10 152 217 305;
 f. Sch.
 Esch (Esche), Mik. van 9/10 29
 295.
 Esseiva, Peter 305.
 Estavayer (Stäffis) 275.
 Ettal 180.
 Evangelium 10/1 101; des Mat-
 thäus 26/7 52; des Kirchen-
 jahrs 50 101 209 284 300.
 Exaten 305.
 Exerzitien, geistl. 18/21 22 38 47
 104 136 233 295/6.
 Exorzismen 128 209/13.
 Fabeln f. E.-Fabeln.
 Faber, Petrus, sel., S. J. 17/26
 31 295.
 Fabri, Joh., O. Pr. 48 99 207.
 Fakultäten, Nordische 226; f. Voll-
 machten.
 Fasching 11 218 229.
 Fasten 5 17 28 47 91 108/9 161
 185 204 217 252 258 279.
 Fegfeuer 210 218.
 Feldkirch 304.
 Ferdinand I., röm. König, dann
 Kaiser, u. das Konzil v. Trient
 114/25; u. d. Laienfels 114/5
 117 126; Zwist mit Paul IV.
 98; Sorge für die Religion 53
 59 61/3 67 78 80 82 89/90
 95 97/8 108 119 126; für d.
 Kolleg v. Prag 70/3; u. von
 Wien 48 52/6 59; f. d. Rätehis-
 mus v. E. 61/3; F. u. E. 52/5
 57/9 61/3 66 71 85 88/90 94
 108 117 119/26; u. Polen 95;
 u. der Reichstag von Regens-
 burg (1556/7) 78/9; Schulden
 201; Weichtvater f. Weber.

Ferdinand von Steiermark (Kaiser Ferdinand II.) 283.
 — III., Kaiser 307.
 — Maria, Kurfürst von Bayern 307.
 — II. von Tirol, Erzherzog, in Böhmen 76/5; Tirol 182 215/9 222/3 229/32; u. Kardinal Morone 238; u. Seefeld 230/1; u. der Trienter Stiftsstreit 222 232; u. der Streit mit den Jesuiten 231.
 Ferien 51.
 Ferrara 143 198; Herzog f. Alfons.
 Fidler, J. B. 206.
 Firmung, heilige 184 239.
 Fischart, Joh. 128 213.
 Fischingen 281.
 Flacius Illyricus, M. 74 191 219.
 Flasch, Seb. 239.
 Florenz 198; Konzil 256; Herzog f. Franz.
 Fontibuenas (Fontidonius), Petr. 116 215.
 Forgach, Franz 122.
 Fracassini 304.
 Grandmann, Willib. 207.
 Franken, relig. Zustände 69/71 185.
 Frankfurt a. M. 89 113 203.
 — a. O. 13.
 Frankreich, Christenlehre 64; König f. Karl IX., Ludwig XIV.
 Franz von Assisi, hl. 17 43.
 — Borgia, hl., S. J., zum General gewählt 141; schließt die Generalversammlung der Gesellschaft Jesu 144; sorgt für das Wohl Deutschlands 145 164 166 190; lobt C. 200; läßt fromme Bilder herstellen 135; über Offenbarungen 210; über Exorzismen 213; B. u. St. Stanislaus 177; Verschiedenes 125 172/3 182/3 190/2 199/200 205 223.

Franz von Sales, hl. 279.
 — Xaver, hl., S. J. 189/90.
 — Herzog von Florenz 136.
 Franziskaner, in Freiburg i. d. Schw. 281; Innsbruck 111 182; München 207; Wien 207; Würzburg 170/1; f. Bonaventura, Dolera, Duns, Michael, Nas, Schmilkofer; vgl. Kapuziner.
 Freher, Paul 303.
 Freiburg i. Br. 88; Hochschule 88 238; Kolleg 87.
 Freiburg i. d. Schw., Stadt und Kanton von C. gelobt 266 284; Mißbräuche 271 274/5; Weltgeistlichkeit 264 266 269 273 277 280 284 290 302 306 309; f. Schnewlin, Werro; Klöster 269 274 281 291 302; Jesuitenkolleg 1 259/302; Kirchen 1 265 268/9 271 273/5 292/3 308; Rat 264 266/7 269/70 274/5 277 281 284 292; Hochschule 306; Seminar 306; Schulen 264 273 306; Druckerei 281.
 Freising 307; Domkapitel f. Pfister.
 Freyberg, Christoph von 99 103 206.
 — Philipp von 256.
 Fridolin, hl. 281.
 Friedrich III., Kurfürst v. d. Pfalz 78 161.
 Froben 281.
 Fugger, Familie 104 132 197/8 209/11 260.
 — Anna Jakobäa 105.
 — Elisabeth 104 209.
 — Georg 104 136 196/7 209.
 — Hieronymus 209.
 — Johannes 104 209.
 — Katharina 104.
 — Markus 104 209/12.
 — Ottavian 196/7.
 — Sibylla 104 209/12.
 — Ursula 104/06 196 209.

Fulda, Stift 240; Seminar 256;
Stiftsbibliothek 282; Jesuiten
220 233 256; Fürstabt f. Dern-
bach.

Fünfkirchen, Bischof f. Drascovics.
Fürstenau 153/4.

Fürstenbeichtväter 135 182 198
253/4.

Fürstenberg, Albert von 257.

— Elisabeth von 257.

— Wilhelm von 258.

Fürstenreform 120.

Füssen 127.

Fußwaschung 88 184.

Gall, Plaz., O. S. B. 180.

Garten 161 203 285.

Gebet für die allgem. Anliegen
der Christenheit 45 102 290;
f. Betrachtung, Canisius, Petrus

(als Schriftsteller), Exerzitien.

Gebetbücher 137; f. Canisius,
Petrus, als Schriftsteller.

Gefangene, Fürsorge für sie 55
111 143 168.

Geiler von Kaysersberg, Joh. 87.

Geislingen 33.

Geißelung 129 233 290.

Geldern 1/3 29; Herzog f. Karl
Edmond.

Generalkongregationen der Gesell-
schaft Jesu 80 92 141/4 224/6
254.

Generalversammlung der deutschen
Katholiken 306.

Genf 54 267; Bischof f. Franz
von Sales, Mermillod.

Gennadius von Konstantinopel
256.

Genoub, J. vi.

Georg von Österreich, Bischof von
Büttich 33.

Georgianum 43 47 50.

Gereon, hl. 7; Stift u. Kirche 9
11 15.

Gerson, Joh. 109.

Gertrud, hl. 13 14; Kloster in
Köln 21.

Gesang, kirchl. 102 283.

Gesellschaft Jesu, geweihsagt 17;
Name 20 65; bekämpft 23
65 74 95 129 134 139 161
175 236 267 269 288; von
C. gelobt 288; Verteidigungs-
schriften 108 134 139 213 234;
zählt viele Heilige 285; gewährt
Auswärtigen geistliche Güter-
gemeinschaft 68/9 135 197 206;
Kleidung 204.

Geusen 157 220 239.

Gewissenserforschung 193 300.

Gewissensrechnung 9/10 204.

Ghislieri, Mich., O. Pr. 142/3;
f. Pius V.

Gienger, Georg 122.

Gießen 303.

Glarean, Heinr. Voriti 88.

Glarus 282.

Glaubensbekenntnis, der Frei-
burger 275; des C. 186; Tri-
dentin. 156/7 174/5 178/9 302.

Glen, Christian 7.

Gmünd (Schwäbisch-) 305.

Goiffon, Ursmar, S. J. 74/5.

Gonzaga, Herl. 121.

Gonzalvez da Camara, R., S. J.
58.

Correvod, Ant. von, Bischof von
Lausanne 273 284.

Gotha 303.

Gouda 239.

Goudan, Nik., S. J. 47 51 79 82/3.

Gran, Erzbischof, f. Oláh.

Grannella, Nik. de 33.

Graubünden 279.

Graz 228.

Graziani, A. 120.

Gregor XIII., sendet Nuntien 227/8
237; botiert das deutsche Kolleg
in Rom 224/5; gründet Semi-
narien in Deutschland 227; gibt
große Vollmachten 226; scheidt

- E.** an Fürstenthöfe 222/3; be-
 steht Gründung des Kollegs in
 Freiburg i. d. Schw. 259; dotiert
 es 265; **E.** sein Ratgeber 222/4
 234 273/4; **E.** u. die Wahl
 des Jesuitengenerals 225; u. das
 Zinsnehmen 237; u. die Maria-
 nische Kongregation 277; u. der
 Katechismus des **E.** 65; Anderes
 109 194 222 237 247 254 256
 281.
Gregor XVI. 308.
 — von Nazianz, hl. 132.
Greith 304.
Greßnig (Gressenicus), Joh., O. Pr.
 82 207.
Gretser, Jak., S. J. 268.
Gropper, Joh. 11 31/4 82 85.
 — Rasp. (Nuntius) 228.
Groszupf, Antonin, O. Pr. 207.
Großwardein, Bischof, f. Forgach.
Grumbach, W. von 170.
Gaddon, W. 209.
Gainzelmann, E. 304.
Hall (Tirol), Stadt 182/3 254/6;
 Jesuiten 182/3 251 254/5 258;
 Marian. Kongregation 255;
 Jungfrauenstift 182/3 251
 254/5; f. Magdalena.
Halpaur, Hermes, S. J. 135.
Hämel, Adalb. 305.
Hamelmann, H. 155.
Hammond (Hamont), Gerh., f. Ralf-
 brenner.
Hamont 13.
Handarbeit 217 285.
Hannover (Staatsarchiv) 117.
Hafius, Joh., S. J. 2/4 11
 152.
Haywood, R., S. J. 237 261.
Heerbrand, Jak. 250.
Heerenberg, 's, Graf Oswald von
 3 25.
Heerl, Andr. 9/10 13 21 24.
Heidelberg 83 106.
 320
Heiligenleben u. Heiligenverehrung
 10 20 28 38/9 109/10 207 281
 290; f. Johannes der Täufer,
 Maria.
Heinrich VIII. von England 54.
 — J. B. 294.
Helding, Mich. 77/8 82/3.
Helena, Tochter Kais. Ferdinands I.
 108 135/6 182; f. Hall, Jung-
 frauenstift.
Helsenstein, Maria von, f. Hohen-
 zollern.
 — Schweikart, Graf von 251.
 — Ulrich, Graf von 168/9.
Herennius-Lehrbuch 38.
Heringe 29.
Herl f. Heerl.
Herz Jesu 9 13/4 40/1 262.
Herzogenbusch 3 12.
Hessen, Landgraf Wilh. von 233.
Hekcobäus, Paul, S. J. 254.
Heusenstamm, Seb. von 27.
Heren u. Herenwesen 128 149
 168.
Hieronymus, hl. 17 109 137 186
 188 283 303.
Hochzeiten 228.
Hoegstraeten, Jak., O. Pr. 8.
Hofbeichtväter f. Fürstenbeichtv.
Hoffäus, Paul, S. J., Vizeprovin-
 zial 193 198; Provinzial
 199/200 210/1 224 231 237
 247/9 251 254 257/8; Visita-
 tor 277; H. u. das Freiburger
 Kolleg 260 265; predigt in
 Innsbruck 198; besucht Inzig-
 losen 262/3; schreibt gegen den
 Laienkath 127; überseht den
 röm. Katechismus 188; Mei-
 nungsverschiedenheiten mit E.
 215 231/2 237 247; zu strenge
 gegen sich selbst 258; von E.
 gelobt 248/9.
Hoffbauer, Klem., hl., C. SS. R. 54.
Hohenems f. Sittich.
Hohenzollern, Fürst von 307.

Hohenzollern, Gräfin Maria von
251 262; ihre Schwestern 262.
Hondt, de f. Canisius, Familie.
Hosius, Stanisł., beim Konzil
von Trient 69 112/4 116 118/9
123 127; Schriften 96 99;
Verschiedenes 69 103 142 144/5
195 215 223 244.

Houweningen, Agidia van 4/5
29 152.

Hoya, Joh. von 153/4.

Hugenotten 109.

Huhn, Adalb. 305.

Hürnheim, Eberh. von 207.

Hus, Joh. 62 70.

Hussiten 70.

Hutten, Moriz von 43.

Jahrtag für Verstorbene 152.

Jajus, Claud., S. J. 25 31 34
40 42/7 52 78.

Jakob, Joh. 106.

Jakobäa von Baden, Herzogin
von Bayern 207.

Jakobusbrief 162.

Janssen, Joh. 41 258.

Jaquet, Bischof von Jassy 304.

Jba von Toggenburg, hl. 281.

Jesuiten f. Gesellschaft Jesu.

Jesus Christus, Lobpreisungen 44;
Mittelpunkt des Katechismus
des C. 62 63; sein Leben u.
Leiden zu betrachten 10 19/20
31 41 63 203 262 287 289/90;
Predigten über das Leben Christi
90 99 162 199; Bilder des
Lebens Jesu 135 276; f. Herz
Jesu.

Ignatius Loyola, hl., Belehrung
1; liebt Deutschland 36 59
67/8; Lehrmeister des C. 35/6;
macht ihn zum Provinzial 76;
billigt dessen Katechismus 62/3;
gegen dessen Ernennung zum
Bischof 57/9; u. die Jesuiten
zu Ingolstadt 40 44/5 47/50;

Köln 30/1; Messina 35/6;
Wien 48; u. das deutsche Kolleg
60/1; u. böhmische Jünglinge
72; Nachruf 76/7; Lebens-
beschreibung 234; f. Exerzitien.

Jähricus f. Flacius.

Jlung, Georg von 136.

— Joh. Achill. von 256.

Jnder f. Bücher.

Indien 37 64 79 93 140 284;
Reliquien 285.

„Indische Briefe“ f. Missions-
berichte.

Ingolstadt, Stadt 46 49 116
139 234 244 246 283 287
307; Kirchen 45/6 50 304;
Hochschule 39/40 43/51 177/9
207 221 234 237 283 287
307; f. Albert, Joh., Ed., Joh.,
Pastor, Staphylus, Valentinia;
Rektorat 46/47; Vizekanzler-
amt 47/8; Jesuitenkolleg 48/51
63 82 89 90 177/8 202/3 207
237 258 287; dessen Armut 201;
Konvikt 49; f. Georgianum;
Marian. Kongregation 245/6.

Innsbruck, Kirchen 111 135 198
218 228/30; Sitten 217/8 229;
Franziskaner 111 182; Jesuiten
111/2 122/5 135/6 146 182/3
198 216/7 227/32 237/8 255
262; Armenkonvikt 183; Cani-
sianum 41 304/5; Theologen-
versammlung (1563) 119/25;
Regierung 112 218/9 238; die
„Königinnen“ 108 111/2 135/6
182/3; f. Magdalena; Staats-
archiv 231.

Inquisition 142/4.

Inzigkofen 262.

Job, Buch 228.

Johann III., König von Schweden
250.

— von Österreich 108 218.

— Albrecht, Herzog von Mecklen-
burg 74.

- Johann Wilh., Herzog von Kleve 256.
 Johanna, Tochter Kaiser Ferdinands I. 108 135/6 198.
 Johannes der Täufer, Schrift des E. über ihn 191 193/5 199 214/5 244/5 261.
 Jonas, Prophet 127 132.
 — Jak. 68.
 Joseph II., Kaiser 255.
 Jrrbisch, Dav. 307.
 Jsaiaß 127.
 Jsraelite, bekehrt 80.
 Italien, Christenlehre 64; Hochschulen 234.
 Jubiläums-Ablass 55 103 219 234 273.
 Jülich-Kleve-Berg, Herzog von, f. Joh. Wilh., Wilh. von Kleve.
 Julius III. 48 54/5 58 60; f. Monte.
 Jungfräulichkeit 16 105 136 243; f. Bülbat.
 Justus f. Sandsberger.
 Kalkbrenner, Gerhard, Kartäuserprior in Köln 13 29; f. Köln, Kartäuser.
 Kalvin, Joh. 54 80 128 186 241.
 Kalviner 83 157/8 160 171 175 273 280; f. Geusen, Hugenotten.
 Kaniß, Kanis, Kaniß f. Canisius.
 Kapuziner 291/2 305.
 Karg, Georg 83.
 Karl Borromäus, hl., Kardinal Erzbischof von Mailand 120 125 142 234 260 279 281.
 — der Große, sel. 109.
 — V., Kaiser 3 31/4 89 98 285.
 — VI., Kaiser 307.
 — IX., König von Frankreich 118.
 — von Steiermark, Erzherzog 219/20.
 — Egmond, Herzog von Geldern 3.
 Karmeliter, in Straubing 90/2; in Wien 56 60; f. Willid.
 Kartäuser 17; in Köln 9 13/4 17 22 24 29 30 36 86; f. Kalkbrenner, Sandsberger, Ridel, Surius.
 Katafombenforschung 189.
 Katechismus, römischer 188/9; des E. 41 61/6 86 95 108 137 158 186 209 213 250 257; f. Christenlehrwerk; verschiedene 61 64 207 257.
 Katechismusgesänge 283.
 Kawerau, Gust. 65.
 Keller, Jak., S. J. 268.
 Kempis, Thom. von 203 298.
 Kerßenbroich, Rembert von 153.
 Kessel, Leonh., S. J. 23 25 90.
 Kegerbestrafung 53.
 Khuen von Belasch, Joh. Jakob, Erzbischof von Salzburg 126/7 139 161 222/3.
 Kirchengesang, deutscher 102 283.
 Kirchenschmuck 4 38 75 94 105 135 254.
 Kirchenväter 168/9 221; in den Schriften des E. verwertet 62/3 234 241 282; f. Ambrosius, Athanasius usw.
 „Kirchlicher Sinn“, Regeln des hl. Ignatius 203.
 Klarissen 71 147 150 262.
 Kleiderpracht 130 228/9.
 Kleidung d. Jesuiten 83 204.
 Klemens VIII. 258.
 Kleve 149; Herzog f. Joh. Wilh., Wilhelm.
 Klöster, Christoph 231.
 Klöster, Mißstände u. Reformen 39 51 106 137 162 174 202 220/1 274.
 Klöster-Übertragungen (an andere Orden) 56 71 147/8 240 265.
 Knecht, Friedr. Just. 304.
 Knöringen, Heinr. von, Bischof von Augsburg 138 167.
 — Joh. Egoß, Bischof von Augsburg 233 234 236.

- Adjutoren der Bischöfe** 159/60 173/4.
Koblenz 148 304.
Kolleg, Deutsches, in Rom 60/1 72 81 98/9 196 223/5 227 250.
Kolloquium, marian. 246.
Kolmar 87 238.
Köln a. Rh., Erzbischöfe, f. Mans-
feld, Schauenburg, Wied; Dom
7 24 86; Domkapitel 86; f.
Gropper, Joh.; Anhänglichkeit
Kölns an die röm. Kirche 31/2
156/8; Kirchen 7 9 16 30 38
86 103; Reliquien 7 38/9 285;
Hochschule u. Gymnasien 7/8
11 15/6 24/8 31 40 86 156/8
307; Dominikaner 8 24/5; f.
Hoegstraeten, Stempel; Kar-
täuser 9 13 22 24 29 30 36
86; f. Vandsberger, Surlus;
Karmeliter f. Billig; Jesuiten
18/33 38 86 90 148/9 220 234;
Augustinerinnen 30; Domini-
kanerinnen 21; Marian. Kon-
gregation 245; Rat 23/5 31 86
156/8 220; Liebe des C. zu
Köln 7 26/7 156 158 295;
C.-Feier 309.
Kommunion, jährl. 67 103; öftere
103 129 152 217 273 277;
monatl. 45; wöchentl. 103 130;
mehr als wöchentl. 5; K. unter
beiden Gestalten f. Samentisch;
Komm.-Büchlein 64; Vorberei-
tung von Diaspora-Kindern 305;
f. Wegzehrung.
Kongregation, deutsche (der Kar-
bindale) 194 224 239/40 256.
— (Sodalität), Marianische, in
Freiburg i. d. Schw. 276; Hall
254; Ingolstadt 245/6; Inns-
bruck 254; Köln 245; Maas-
tricht 305.
Konstantin d. Gr. 27.
Konstanz 227 256 263; Bischof
f. Sittich.
Konversionen u. Konvertiten 13
69 76 80 103/6 108/9 132
137 140 168/9 170 212/3 221
239 250 254 272 279/81.
Konvikte für Studierende 6 9 59;
nötig 75; für adelige 59 75;
arme 75 111 183; Theologen
49 227; Mönche 258; in Dil-
lingen 137 176 227; Graz
228; Ingolstadt 49; f. Geor-
gianum; Innsbruck 183 305;
Köln 9; Mainz 147/8; München
111 258; Rymwegen 6; Olmütz
228; Prag 75 228; Wien 59/60
228; f. Kolleg, Deutsches, u.
Seminarien.
Konzilienausgaben 207 234.
Koster, Franz, S. J. 246.
Kostka f. Stanislaus.
Krakau 94/5.
Krankenbücher 55 64.
Krankendienst 25 36 55/6 130 217
233 252 277 287 305.
Krankenheilungen 293 302 307/8.
Krefeld 306.
Kreiten, W., S. J. 305.
Kreuz, Tagzeiten vom 300.
Kreuzherren 74 154; f. Bruch.
Kreuzwegbilder 276.
Kronenburg, J. A. F., C. SS. R. 294.
Kröß, M., S. J. vi.
Krüger, Gust. 65 303.
Krummenstoll, W. 286.
Küchendienst 35 204 285.
Küenburg, Mich. von, Erzbischof
von Salzburg 98/9.
Kupferstiche von C. 303/4.
Lacht 304.
Laibach, Bistum 220; Bischof f.
Weber, Urb.
Samentisch 67 75 91 114/8 123/7
154/5 184 223 256.
Sancillotti, Sc. 160 164.
Vandsberg (Bayern) 13 110 251
287.

Dandäberger, Joh. Just., O. Cart.
13/4 295.

Dandshut 110 242 252.

Danoy, Mik., S. J. 56 59.

Danthen, Joh. von 282.

Dasso, Didak. 58.

Dastein, des C. 38 45; Sprach-
lehre 50.

Datomus, Barth. 85.

Dauingen 67 175.

Dausanne, Bistum 278 306; Stadt
267; Bischof f. Gorrevod, Watte-
ville.

Dahnez, Jak., S. J., Generalvikar
79/81 92; General 92/3 98/9
120 141; u. die „Königinnen“
135; u. der Streit mit dem Augs-
burger Domkapitel 133; beim
Konzil v. Trient 34/5 119 122/3
125; von C. insgeheim gefragt
122/3.

Dazarettendienst 287.

Dazius, Wolfg. 69.

Debensbeichte 104 217 233.

Debesma, Jak., S. J. 160/5.

Dehrer, Wichtigkeit ihres Amtes
6 10.

Leipzig 143.

Deo d. Gr., hl. 28.

— XIII. 60 294 309.

Depanto 218.

Detischer Katechismus 64.

Deunis, Joh., S. J. 245.

Dehen, Joh. von der, Erzbischof
von Trier 141 148 154 161/5.

Diechtenstein, Familie 207.

— Ursula von 104/6 196 209.

Dierheimer, Fr. K. 304.

Dima 303.

Dimburg, Erasmus von 86 173/4.

Dindan, W. 80 221.

Ditane, von allen Heiligen 90 300;

Dauretanische 88 211 300; von
C. 309.

Doisach 180.

Dombardo, Gianfr. 195.

Dombardus, Petrus 43.

Domersheim, Gschw. von 23.

Dondon 285.

Doreto 92 194 210 244; f. Vitanei.

Doriti f. Glarean.

Dothringen, Herzog, f. Renatus.

— Karl von, Kardinal 121.

Dothringen, Renata von, Her-
zogin von Bayern 257/9.

Döwen, Hochschule 15 26 29 197;
Theologen 40 63 82; C. in
Döwen 12 15 29; andere Je-
suiten 29 175.

— 12 15 29.

Dowitsch (Dovics) 95.

Dübeck 13.

Ludwig I., König von Bayern 304.

— XIV., König von Frankreich 307.

Dund, Erzbischof, f. Skodborg.

Dussi, Melchior 282.

Duther, Martin 1 8 32 62 128
137 162 184 186 219 236
241 243; sein Katechismus 61 65.

Düttich 33 280; Bischof f. Georg
von Österreich.

Duzern 258 268 278/9 282.

Dyon 245.

Maastricht 305.

Madruzzo, Rudw., Kard., Bischof
von Trient 222 232.

Maffei, Joh. Peter, S. J. 190.

Magdalena, Königin (Tochter
Ferd. I.) 108 135/6 182/3 198
251 254/5 262; Beichtväter
135 182 198 254.

Magdeburger Centurien, f. Cen-
turien.

Mailand, Ambrosian. Bibliothek
279; Erzbischof f. Karl Borrom.

Mainz, Erzbistum u. Klöster 174;

Erzbischof f. Albrecht, Brendel,

Heusenstamm; Domkapitel 148

167; Jesuiten 18/21 147/8 158;

Priesterseminar 148; C.-Feier
309.

Manareus, Oliv., S. J. 261 267 271.
 Manderfcheib, Joh. von 174.
 Manesfeld 74 239.
 — Joh. Gebh. von 85/6 109.
 Manutius, Paul 187.
 Marbach, Joh. 212/3.
 Margareta, Tochter Kaiser Ferd. I. 108 135/6 182.
 Maria, Mutter Christi, hl., erscheint C. 42 292; ihre unbesleckte Empfängnis 242; leibliche Himmelfahrt 243; ihre Verehrung 20 42 229 243/5 277; Kirchen 30 41/2 243; Gnadenbild in Ettal 180; in Rom 42; Tagzeiten 139 300; Predigten des C. 77; Marienleben 284; Marienwerk des C. f. C. als Schriftsteller; Gnadenstätten f. Altötting, Bürglen, Einsiedeln, Goreto; f. Vitane.
 — Königin von Böhmen, dann Kaiserin 54 162 238 257.
 — Stuart, Königin von Schottland 240.
 — von Bayern, Erzherzogin von Steiermark 283.
 Marienbaum 149.
 Marienberg 169.
 Marsens 265/6 268.
 Martinengo, Hieron. 57/8.
 Martyrologium 109.
 Massarelli, Angelo 42 115.
 Matthäusevangelium 26/7 52.
 Maurenbrecher, W. 85.
 Mauritius, hl. 282.
 Maximilian II., Kaiser, zum Protestantismus geneigt 66; gegen C. 67; beim Augsburger Reichstag (1566) 160/5; M. u. die Jesuiten 67 140 160 165/6 233; Anderes 115 119 143 182 197 232; sein Prediger f. Phäuser.
 — I., Kurfürst von Bayern 307.

Mayer, Sebald 188.
 Mayr, Georg, S. J. 64.
 Mechthild, sel., O. Cist. 13.
 Meijer, G. A., O. Pr. 152.
 Meinrad, hl. 282.
 Melancthon, Phil. 54 62 74 80 83/5 137 185 241 243.
 Mengin, Domin., S. J. 94/96 253.
 Mentuati, Cam. 94/6.
 Menzel, Wollfg. 65.
 Mercurian, Eberh., S. J., gewählt zum „Assistenten“ 141; zum General 226; M. u. die „nordischen Fakultäten“ 227; Abbitte bei Erzherzog Ferd. II. 232; M. für das Dillinger Kolleg u. das Regensburger Schottenkloster 239/40; über Fürstenbeichtväter 254; M. u. C. 227 232 235 239/40 246 249 253/4 258; will von C. Rat haben 232 258.
 Merend, Paula, O. S. A. 262.
 Merkle, Seb. iv.
 Mermillod 304.
 Merseburg, Bischof, f. Helsing.
 Messe, heilige, C. ahmt sie als Knabe nach 5; dient bei der M. 5; seine erste M. 30; liest täglich die M. 33; predigt über sie 131 217; bringt auf Beobachtung ihrer Ceremonien 249 301; Anhörung der M. 29 44/5 103/5 137 156; große Andacht 104 274/5 290; Mißbräuche 45/6 83 116 131; Anfeindungen der M. 83 91 127; Messen für Deutschland u. den Norden 67/8; für Kaiser Ferd. I. 90 98; Anderes 28 94.
 Meßgewänder 4 104 254.
 Messina 36/9.
 Michael, hl. 1 20.
 Michael, Joh., O. M. Conv. 273/4.
 — Peter, S. J. 267.
 Milchspeisen 279.

Milser, Osw. 230.
 Miräus, Aubert 303.
 Miserere (Psalm) 283.
 Mission, in Ellwangen 183/5; in Niederbayern 136/7; in Niederösterreich 56; in Straubing 90/2; in Würzburg 170.
 Missionen, auswärtige, u. Missionsberichte 93 139/40 189/90.
 Molitor, Peter 304.
 Molsheim 174.
 Mönchsconvent 258.
 Monheim, Joh. 257.
 Monte, Giov. M. del 42; f. Julius III.
 Montfort, Jak. von 104.
 — Katharina von 104.
 Morone, Giov., Kard. 58 121/5 133 237/40.
 Müller, Joach., O. S. B. 282.
 München, „schönste Stadt“ 111; relig. Neuerer 111; Augustiner 111; Franziskaner 207; Jesuiten 43 81 90 110/1 123 251 261 287 305; ihre Armut 201; Convent 111 258; Michaelskirche 304; Damenstift 255; Ruhmeshalle 304; Reichsarchiv 107; Universitätsarchiv 46; C.-Feier 309.
 Münster i. W., Bistum u. Stadt 152/3; Bischof f. Hoya, Raesfeld.
 Muret, Ant. 244.
 Muri 266.
 Mystik 9 12 21/2 30 262; f. Canisius, Petrus, Erleuchtungen etc.
 „Nachfolge Christi“ (von Kempis) 203 298.
 Nabal, Hieron., S. J. 38 39 50 107 120/1 160/5 169 172 187 190 203.
 Nancy, Bischof, f. Turinaz.
 Nas, Joh., O. Min. 91 249.
 Naumburg, Bischof, f. Pflug.
 326

Nausea, Friedr. 51.
 Naves, Joh. 33.
 Neiffe 48 69.
 Neuburg, Herzog, f. Wolfgang.
 Niederlande, Katechismus des C. 63/4; C. Schutzherr der katho- N. 306; seine Verehrung in d. N. 303/6; „Trostbüchlein“ für die Katholiken der N. 284; Verbreitung guter Bücher 11 305.
 Nikolai, Bor., S. J. 250.
 Nikolaus, hl. 289.
 — von der Flie, sel. 282.
 Ninguarba, Felician, O. Pr. 161.
 Nizäa, Konzil 234.
 Nöpel, Joh. 11 26 30.
 Nordamerika (Ver. Staaten) 305 309.
 Noviomagus, Petrus 21.
 Novizen u. Noviziat 18 20 35/6 176 190 251 287.
 Nürnberg 89 109 257 303.
 Nymwegen 1/3 5/6 32 305; Stephanskirche 14/5 29 150; Schulen 6 29 150 305; Studienstiftung des C. 29; Jesuitenkolleg 221 305; Spital 149/51 305; Geburtshaus des C. 2 303; er predigt in N. 32 150/1; relig. Treue der Stadt 152.
 Oberdeutsche Provinz der Gesellsch. Jesu 76 192 201 259 291.
 Obernburger, Joh. 33.
 Obrikeit, Gehorsam gegen sie 128 217.
 Oibin 70/3.
 Oisterwijk, Maria von 30.
 Oisterwijk 9 12.
 Okolampad, Joh. 243.
 Oláh, Mik. 201.
 Olmütz 228.
 Olung, heilige 228 239 292.
 Opfergeld 130 275.
 Oratorianer 195; f. Baronius.

- Oratorium** (musik.) 305.
Ormanetto, Nik. 123.
Ormus 140.
Ortiz 17.
Osiander, Iul. 65 144.
Osnabrück, Bistum u. Stadt 153;
 Bischof f. Hoya.
Otorio, Hier. 203/9.
Osterreich, allgem. relig. Zustände
 51/2 56 70 183 217 303.
Osterreichische Provinz der Gesell-
 schaft Jesu 201 291 306.
Oswald II., Graf v. 's Heeren-
 berg 3 25.
Ottingen, Ludw. Graf von 175.

Paderborn, Bistum 153; Bischof
 f. Kerffenbroich.
Pabua 35.
Palästina 275.
Pantaleon, S. 303.
Panvinio, On., O. S. Aug. 189.
Papst, von E. verehrt u. ver-
 eidigt 28 40 65 74 93/4
 101/2 117 120/1 124/5 160
 186 195 203 220/8 237 256
 282 293.
Paradies (Kloster) 263.
„Paradies der Seele“ 284.
Paravicini, Ottavio 280.
Paris 245; Hochschule 26 38 40
 65.
Parberg, Christoph von 77.
Passau 77 136.
Pastoraltheologie 50.
Paul III. 31 33 36 40 49.
 — IV. 11; u. der Religionsfrieden
 163; Bächerverbot 114; Sen-
 dung nach Polen 94; Zwist mit
 Ferd. I. 98; P. u. die Wiener Bis-
 tumsfrage 58; u. das Wormser
 Religionsgespräch 80; u. die
 Jesuiten 81 92/4.
Paulus, hl., Apostel 40 102; seine
 Briefe 27 38 52.
 — Nikol. VI 89.

Pasirle (Agricola), Joh. 44 140.
Pavest, G., O. Pr. 187.
Pavva d'Andrada, D. 139 234.
Pedena, Bischof, f. Barboli.
Peltan, Theod., S. J. 224 234.
Pelzmäntel 83.
Perellius, Joh. 235.
Pernstein, Bratisl. von 257.
 — Elisabeth von 257.
Perragues y Castillejo, Ant., O.S.B.,
 Bischof von Triest 52.
Perugia 204.
Pessel f. Stempel.
Pest 55 127 224 290 302.
Petrkau 94/6.
Petrus, hl., Apostelkürst 40 214/5
 246 282.
Pfalz 245; Kurfürst f. Fried-
 rich III.; Herzog f. Wolfgang.
Pfarrkirchen (in Niederbayern)
 137.
Pfaufer f. Phaufer.
Pfeffel, Andr. 304.
Pfister, Joh. 126.
Pflug, Julius von 48 82.
Pforzheim 87.
Pfyffer, Ludw. 282.
Phaufer (Pfaufer), Seb. 66/7.
Philipp Neri, hl. 195.
 — II., König von Spanien 62/3
 82 221 266.
 — III., König von Spanien 283.
 — von Bayern, Bischof von Re-
 gensburg 283.
Philippa von Geldern, Herzogin
 von Lothringen 3.
Philippinen 309.
Philippson, M. 65.
Pisa (Pisanus), Alf., S. J. 172
 224 234.
Pisef f. Scribonius.
Pistorius, Joh. 272.
Pius IV. 64 143 188; u. das
 Konzil von Trient 117/8 121
 124/5 188; u. das tridentin.
 Glaubensbekenntnis 156/7; Siebe

zu Deutschland 121 145; gewährt ein Jubiläum 103; den Baienfels 115 126; schickt C. als Nuntius nach Deutschland 144/5; Breven an C. 107 122; lobt u. empfiehlt C. 107/8 121 125 143 156; lobt u. fördert die Jesuiten 133 141 146/8; u. die Kölner 156/7.
 Pius V., hl., O. Pr. 65 166/7 173/4 182 188 193 222; errichtet die „Deutsche Kongregation“ 194; läßt C. gegen die Centuriatoren schreiben 191/2215; gibt ihm Ab- laß dafür 215; P. u. der Reichs- tag (1566) u. der Religions- frieden von Augsburg 159/65; u. das tridentin. Glaubensbekennt- nis 179; Reformen in Deutsch- land 161/2 174/5 194; Sendung von Jesuiten durch Deutschland 165/6; Kardinalsernennungen 197/8; Jubiläumsablaß 219; gegen den Baienfels 127; f. Ghis- lieri.
 — IX. 65 308.
 — X. 41 309.
 Plantin, Christoph 64 221.
 Platina, Barthol. 189.
 Polen, religiöse Zustände 94/7; Christenlehre 64 95; Jesuiten 94/7 291 306; König f. Sigis- mund.
 Polites, Nik. 58.
 Polykarp, hl. 87 285.
 Porrentruy 279.
 Portia, Barthol. 227/32.
 Portugal, Jesuiten 141.
 Possévin, Ant., S. J. 225 250.
 Post 69 227.
 Prag, Erzbistum u. Stadt 70; Erz- bischof f. Brus; Domkapitel 70 75; Kreuzherren 71; Dominikaner 71/2; Prämonstratenser 71; Je- suiten 70/6 110 140 287; Hoch- schule 70 307; päpstl. Seminar 228; Hussiten 70 74/6 287.

Prämonstratenser, in Marfens 265; Strahow (Prag) 71; Wilten 218.
 Predigtübungen 45.
 Predigtwerke 120 137 217 221 284.
 Priesterseminar f. Seminare.
 Prokuratoren 192/3.
 Promnitz, Balth. von, Bischof von Breslau 48.
 Pruntrut (Porrentruy) 279.
 Psalmen 90 283 292.
 Pythou, Panfr. 264.
 Quideberg, Sam. 45.
 Rabus, Joh. Jak. 213 235.
 Rade, R., S. J. 305.
 Rader, Matth., S. J. 303.
 Radziwill, Nik. von 96.
 Raesfeld, Bernh. von 153.
 Rante, Leop. von 65 85 165.
 Rauscher, Hier. 101.
 Raveftein, Jakob 82.
 Rebdorf 207.
 Reform f. Sittenverbesserung.
 Regensburg, Bischof, f. Philipp von Bayern; Dom u. Dom- kapitel 68/9 77/8; Schotten- kloster 240; Jesuiten 17 77/80 238; Protestanten 77/8; Reichs- tage 78 237; C.-Feier 309.
 Reisch, Karl Aug. von 304.
 Religionsfrieden von Augsburg (1555) 157 162/5 178.
 Religionsgespräch 78/80 223.
 Reliquien, ihre Verehrung 109 206 285; R. von St. Beat. 282; von sel. Edm. Campion 285; von C. 269 302 308/9; St. Do- minikus 43; St. Fridolin 281; St. Ida 281; St. Alemens Hoff- bauer 54; Kölner H. 38/9 285; St. Polykarp 87 285; Trierer H. 285; St. Ursus 282 285; St. Xylius 87; a Ettal 180; C. sammelt R. für Karl V. 285.

Rem, Jak., S. J. 246.
 Renata von Lothringen 252/3.
 Renatus II., Herzog von Loth-
 ringen 3.
 Reserbat, geistl., s. Vorbehalt.
 Rethius, Joh., S. J. 234.
 Ribadeneira, Peter, S. J. 234.
 Ridel, Dionys, O. Cart. 243.
 Rieter, Peter 143/4.
 Rion, A., S. J. 36.
 Rithovius, Mart. 82.
 Rocca, Fr., S. J. 180/2.
 Robing, Wilh. 235.
 Roermond, Bischof, s. Vindan.
 Rom, St. Peter u. Vatikan 20
 40/1 180 294 304 308; Vatikan.
 Bibliothek 81 187 195 241;
 Kirche Maria della Strada 41;
 des Namens Jesu 42; Orato-
 rianer 195; Jesuiten 35/8 63
 92/4 134 141/4 164 177 190
 194/8 223/5 236 245 294; In-
 quisition 142/4; Mißbräuche an
 d. Kurie 121 134 195; Reform
 u. Frömmigkeit 142 195/6;
 Christenlehre 64; s. Kolleg,
 Deutsches.
 Roseffius, Greg., S. J. 143/4
 167.
 Rosenkranz 152 217 254 276 290
 292; Bruderschaft 129 254;
 Silber 135; Wunder 302.
 Rottweil 304.
 Rudolf II., Kaiser 257.
 Rusach 87.
 Rupert von Deutz O. S. B. 243.
 Sa, Emanuel, S. J. 284.
 Sacchini, Fr., S. J. 303.
 Sachsen, Kurfürst, s. August.
 Säckingen 282.
 Saedeler, Raph. 304.
 Sakramentenempfang s. Beichte,
 Kommunion.
 Salmeron, Alf., S. J. 34/5 40
 42/7 114 125.

Salomon, E. C. 303.
 Salz 266.
 Salzburg, Erzstift 127; Erzbischof
 f. Rhuen, Ruenburg; Agende
 139; Bischofsversammlung 126;
 Seminar 258; Sendung des
 C. 222.
 Samberger, Leo 304.
 Satriano, Bischof, s. Mentuati.
 Saunders (Sanderus), Nik. 160/4.
 Schaepman, H. 151.
 Schaffhausen 269.
 Schauenburg, Ab. von 32/4.
 Schaumberg, Mart. von 179.
 Scheeben, W. J. 245.
 Scherer, G., S. J. 68.
 Schleifstadt 87.
 Schlüsselburg, A. 74.
 Schmid von Gröned 304.
 Schmiltzer, W., O. F. M. 207.
 Schmitz, Weihbischof 304.
 Schnewlin, Pet., 266 271 273/4
 290.
 Scholastik 28; s. Thomas.
 Schottischer Katechismus d. C. 64.
 Schreiber des C. 107 216 247/8.
 Schrift, Heilige: C. empfiehlt ihre
 Lesung 27; empfiehlt die deutsche
 Heilige Schr. 252; er erklärt
 die Schr. 26/7 52 101 127/8
 162 214/5 228 283/4 300;
 verbreitet sie 50 209; die Schr.
 in seinem Katechismus 62/3 65;
 in seinen Heiligenleben 282;
 Schr. von andern erklärt 38 284;
 protestantische Bibeln 219.
 Schriftstellersamt in der Gesellsch.
 Jesu 235 284.
 Schulbücher 50 109 203/4.
 „Schule des Herzens“ 35/6.
 Schulen der Jesuiten von Pro-
 testanten und Hussiten besucht
 75 276; s. Kongregation, Kon-
 vikt, Seminarien, Studenten.
 Schulkomödie 305.
 Schützengel 180/2.

- Schwaben, Adel 138 238; Klöster 136 138.
 Schwallier, Steph. 283.
 Schwarz, W. E. vi.
 Schweden, Jünglinge aus Schw. 250; Jesuiten 250; König f. Johann III.
 Schweider, Heinr. 206.
 Scribonius, H. 70 74/5.
 Seefeld 230.
 „Seelengarten“ 138.
 Seidel, Wolsf., O. S. B. 207.
 Selbstüberwindung, Maßstab der Tugend 36.
 Seld, Georg Sigism. 206.
 Seligental 252.
 Seminare (für Priestererziehung), empfohlen von E. 59 228; von Albrecht V. von Bayern 223; S. in Dillingen f. Dillingen; im Elsaß 238; Freiburg i. d. Schw. 306; Fulda 256; Ingolstadt 49 f. Georgianum; Mainz 148; Rom f. Kolleg, Deutsches; Salzburg 258; Wien 59; päpstliche Seminare in Deutschland 227/8; vgl. Konvikte.
 Serbede, Mich. 54.
 Sigismund August, König von Polen 95/6 140
 Silvan, Joh. 83.
 Sirloto, Guigl. 142 187 215 241.
 Sittard (Cithardus), Matthias, O. Pr. 82 122.
 Sittenverbesserung (Reform) 12 27; in Rom 121 195; in Deutschland: der Geistlichkeit 27 47 73 80 97 116 120/1 130 137 153 174 223; Klöster 106 162 174 202; der Hochschulen 47 50 52/3 157 178/9; der Fürsten 27 120/1 223; f. Visitationen.
 Sittich von Hohenems, Markus 227 256.
 Sixtus V. 281.
 Stodborg, G. von 11 26.
 Slovenischer Katedchismus 65.
 Soarez, Joh., O. S. A. 125.
 Sodalität f. Kongregation.
 Soldatenbuch 282.
 Solothurn 278 282 285.
 Sonnius, Franz 82.
 Soranzo, Giac. 102/3.
 Sorrento, Erzbischof, f. Pabesi.
 Soto, Pet. von, O. Pr. 32/3.
 Souhier, H. von, O. Cist. 197.
 Spanien, Reliquien 285; König f. Karl V., Philipp II., Philipp III.
 Spaur, Joh. Thom. von 207 220 250.
 Specht, Thom. 304.
 Speier, Domkapitel u. Jesuiten 18 159 173 272.
 St. Gallen, Bischof, f. Greith.
 Staal, Hans Jakob von 278 290.
 Stäffis 275.
 Stanislaus Kosita, hl., S. J. 60 176.
 Stans 304.
 Staphylus (Stapellage) Friedr. 69 82 119.
 Steiermark, Fürsten, f. Ferd. von Steiermark, Karl.
 Steigenberger, M. 305.
 Steinle, E. von 304.
 Stempel, Joh., O. Pr. 11 25.
 — Joh. von Gouda 239.
 Stockholm 250.
 Stöcklein, Jos., S. J. 190.
 Strahow 71.
 Strang, Seb., S. J. 289 291/2.
 Straßburg, Bischof, f. Limburg, Grasm., Manderfcheib; Dom 48 87 294; Domkapitel 48 87/8 174; Dominikanerinnen 87; E.-Feier 309; kath. Generalversammlung 306; Protestanten 87 212/3.
 Sträter, Aug., S. J. vii.
 Straubing 90/2 110 305.

Studenten, arme, C. sorgt für sie
29 45 75 98 102 111 183
224.

Stuttgart 65 69.

Sulzbach, Anna Jakobäa von 282.

Surius, S., O. Cart. 13 16/7
207.

Sylvès, Bischof, f. Osorio.

Synoden 97 120 126 171/2 175
279 306.

Tanz 229.

Tarugi, Franc. 195.

Taufe 135.

Tauler, Joh. O. Pr. 12 21/2.

Taxis, Matthäus von 69.

Techtermann, W. 274.

Tegernsee 207.

Teufel 128 149 209/13 u. f. Eroz-
zismen.

Theodosius d. Gr. 27.

Thomas von Aquin, hl., O. Pr.
8 28 31 45 74 83 123 134.

„Thomisten“ 8.

Thonon 280.

Thorn, Edw. 175.

Thuille, B., O. M. Cap. 304.

Thun, Sigm. von 115.

Thurgau 221 263.

Tiletan f. Ravesteyn.

Tischbienen 204.

Tivoli 226.

Torre, della, Gioh, Nuntius in
der Schweiz 280.

Torres (Turrian), Franz, S. J.
208 284.

— Hieron., S. J. 188 284.

Totentopf 12.

Treviso, Bischof, f. Zinelli.

Trient, Bischof, f. Madruzzo;
Stiftsstreit mit Ferd. von Tirol
222 232.

— Konzil, Gebete für das R.
45 112/3; Andachten beim R.
110; Besuch des R. 112/3;
Vorsetzende 34 110 112 118

120/3; Redefreiheit 114; das
R. über die Sittenverbesserung
116 118 120/1; den Sainenfeld
114/5 117; das Bücherverbot
114 116; über den Katechismus
64 188/9; Konzilschriften 113
116; Schwierigkeiten 116/25;
R. u. Kaiser Ferd. I. 98 161/25;
Angriffe auf das R. 83 116
160 234; C. schickt Bücher 113
116 140; Verkündigung u.
Durchführung der Beschlüsse in
Deutschland 144/60 164/5 172
175; tribent. Glaubensbekennt-
nis 156/7 174/5 178/9 302;
Anderes 34/5 79 112 114 116
197.

Trient, Erzbischof, f. Beyen; Je-
suiten 148 285; Dominikane-
rinnen 148; Reliquien 285.

Triest, Bischof, f. Perragues.

— Gottfr. von 150.

Truchseß von Waldburg, Gebh.
von 220.

— — Otto von, hält eine Synode
171; L. u. das Konzil von
Trient 34 172; u. Hochschule
u. Jesuitenkolleg von Dillingen
88 137/8 146/7 201 239; u.
die Augsburger Dompredigt 99
107 116 132/4 167; u. die
Propstei Ellwangen 82 110
184; u. die Befehrung Helfen-
steins 168; u. Panvinio 189;
Protector der deutschen Nation
beim Heiligen Stuhl 166 221
224; beim Reichstag von Worms
(1545) 29; von Regensburg
(1556/7) 78 80; von Augs-
burg (1566) 141 161/4; in
Boreto 194; zu Rom 193 215
221 224; gegen den Sainenfeld
126; lobt C. 107 116 141
172 185; steht für ihn in Augs-
burg ein 107 132/4; wird von
C. gemahnt 220/1; Verschie-

- benes 33 43 88 107 141 161
 166 201 215 224.
 Trunkenheit 11 228/9 271 274.
 Tugend, ihr Maßstab 36.
 Turinaz 304.
 Türken 79 135 219 238.
 Turrian f. Torres, Franz.
 Tyrnau 201.

 Überlieferung der Kirche 28.
 Übungen, geistl., f. Exerzitien.
 Ulm 33 109 213 220.
 Ulmer, Joh. 269.
 Unfehlbarkeit des Papstes 63 186.
 Ungarn 64 201 287 306.
 Unmäßigkeit 229; f. Trunkenheit.
 Unterwalden 282.
 Urban VIII. vi 278.
 Ursula, hl., u. Gefährtinnen 7
 38/9.
 Ursulinen 302.
 Ursus, hl., u. Gefährten 282 285.
 Utraquisten f. Hussiten.
 Utrecht, Provinzialkongreß 306.

 Valentia, Greg. von, S. J. 249.
 Van den Bergh, Burl. 57/8.
 — Wendelina 4/5 22 29 57 152.
 Vels, Gerh. 154 156.
 Venloo 3.
 Venus 229.
 Vercelli, Bischof, f. Bonhomini.
 Verdaguer, Jac. 41.
 Vereinigte Staaten von Nord-
 amerika 305 309.
 Verträge, wie abzuschließen 274.
 Beauillot, Louis 307.
 Via f. Zumwege.
 Viebeck, Wolfgang 91.
 Villalpando, Risp. Cardillo 116.
 Vilshofen 137.
 Vincz, A., S. J. 173.
 Visitationen von Pfarreien zc. 120
 239 274 279; von Ordenshäusern
 145 174 204 239 248/9 258
 269 274.

 „Vogelmahlzeit“ des C. 291.
 Völk, Wend., S. J. 209/11.
 Vollmachten, geistl. (zum Beicht-
 hören usw. (108 130 133 226
 228 250 279.
 Vorbehalt (Reservat), geistl. (beim
 Augsburger Religionsfrieden)
 79 98 160 162.
 Vulliemmin, B. 277.

 Walasser, A., 109 217.
 Walhain, Max von, Erzbischof
 von Cambrai 161.
 Wallis 282.
 Wallfahrten 18 20 129 194 275
 302 309; f. Altötting, Andechs,
 Bürglen, Einsiedeln, Soreto,
 Seefeld.
 Wamel 150.
 Wanderseelsorge 56 59 165/6.
 Warschau 140.
 Watteville, Joh. von 278.
 Weber, Beda O. S. B. 230.
 — Urban 66 68 70.
 Wegzehrung, heilige 218 275 292.
 Weihwasser 128 161.
 Weil, Stadt 227.
 Wein 11 86 150 202/3 207 293.
 Weissenhorn 136.
 Weissenstein, Gl. von 104 209.
 Welser, Familie 206.
 — Markus 284.
 Werro, Seb. 268 273 286 289
 292/3.
 Westfalen, kirchl. Zustände 153/4.
 Weyer, Joh. 149.
 Widmanstetter, J. A. 68/9.
 Wied, Friedr. von, Erzbischof von
 Köln 148 158 161/5.
 — Herm. von, Erzbischof von
 Köln 23 31/2 34.
 Wiedertäufer 106.
 Wien, Bistum 51 57/9; Bischof
 f. Rauaea; Domkapitel 57 59;
 Hochschule 52/4 61 69/70 207
 307; Priesterseminar 59; päpstl.

Seminar 228; Konvik 59/60;
Dominikaner 52 54 56 207;
Franziskaner 207; Karmeliter
56 60; Frauenklöster 54; Je-
suiten 48 51/7 61 69/70 89 97
112/3 176 185 237 305; Cani-
sius-Werk 305; Baienfeld-Ver-
sammlung 126; Protestanten 53
66/7 89; Staatsarchiv 83 120.

Wierz, Hier. 304.

Wiesensteig 168/9.

Wigand, Joh. 65.

Wilhelm IV., Herzog von Bayern
39/40 43 48/9.

— V., Herzog von Bayern, Frömm-
igkeit 242 252/5; gegen den
Zins 237; gegen schlechte Bücher
252; Beichtvaterangelegenheit
253; geistl. Rat 254.

Wilhelm, Landgraf von Hessen 233.

— Herzog von Fälich-Kleve-Berg
3 154/6 161/5 256.

Willer, G. 113.

Wilten 218.

Winzet, Hin., O. S. B. 240.

Wirzberg, Friedr. von 97/8 141
147 169/73 185.

Wittweiler, U., O. S. B. 278.

Wiz, G. 190.

Wizel (Wicelius), Georg 82.

Wolf, Er. 47.

Wolfgang, Herzog von Pfalz-Neu-
burg 175.

Worms 1 17 29 63 79 80/5.

Wormser Ebt 1.

Wucher 236 274.

Württemberg 88; Herzog f. Chri-
stoph.

Würzburg, Bistum u. Stadt 83
169/71 233; Bischof f. Echter,
Wirzberg; Domkapitel 170 233;
Hochschule 3; Seminar 233 278;
Dom 169/70 185; Franzis-
kaner 170; Jesuitenkollieg 97/8;
147 169/70 172/3 185 201;
Klarissen 147; C.-Feier 309.

Xanten 2 152.

Xyftus, hl 87.

Xabern i. G. 63 86 174.

Zanger, Joh. 139.

Zebrzydowski, A. 95.

Zeischwitz G. von 65.

Zinelli, Fr. M. 304.

Zinsnehmen f. Wucher.

Zisterzienser, in Stans 304; f.
Bernhard, Couchier.

Zisterzienserinnen, in Messina 89;
in Dandshut 252.

Zittau 73.

Zölibat 16 84; f. Jungfräulich-
keit.

Zumwege, Joh. 82.

Zwingli, Ulr. 32 62 84 219
241.

In der Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G.m.b.H. zu Freiburg
im Breisgau ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen be-
zogen werden:

Otto Braunsberger S. J.

Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta. Collegit et
adnotationibus illustravit Otto Braunsberger S. J.
8 voll. gr. 8° Bisher voll. I—VI.

Vol. I: 1541—1556. Cum effigie Beati Petri Canisii. (LXIV u.
816 S. 1 Bild) M 44.—; geb. M 78.—

Vol. II: 1556—1560. (LXII u. 950 S.) M 50.—; geb. M 87.—

Vol. III: 1561—1562. (LXX u. 876 S.) M 46.—; geb. M 81.—

Vol. IV: 1563—1565. (LXXXII u. 1124 S.) M 60.—; geb. M 102.—

Vol. V: 1565—1567. (LXXX u. 938 S.) M 60.—; geb. M 102.—

Vol. VI: 1567—1571. (LXVI u. 818 S.) M 60.—; geb. M 102.—

„Mit großer Sorgfalt ist das gesamte Material aus mehr als 260 Ar-
chiven und Bibliotheken in allen europäischen Kulturstaaten gesammelt;
nach Möglichkeit sind die Originale selbst dem Drucke zugrunde gelegt.
Wo diese verloren oder unerreichbar waren, sind mit Sorgfalt die Ab-
schriften oder früheren Drucke geprüft, und der Text ist mit philologischer
Akribie erläutert, so daß wir tatsächlich die erreichbar beste Text-
gestaltung vor uns haben. In der Kommentierung ist dann durch
die Hinweise auf die gesamte Literatur und durch Beibringung
außerordentlich zahlreicher Exzerpte aus ungedruckten Quel-
len mehr geschehen, als man billig bei einer Ausgabe verlangen kann.
Dadurch aber gerade ist das Werk zu einer Geschichtsquelle
ersten Ranges für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts aus-
gestaltet worden. . .“ (Theologie und Glaube, Paderborn 1910, Nr. 10.)

Ein großer Schulmann und echter Studentenvater. Zur
vierhundertsten Wiederkehr des Geburtstages des seligen
Petrus Canisius. 8° (22 S.) M 1.80

**Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen
des seligen Petrus Canisius** aus der Gesellschaft Jesu.
Geschichtlich dargelegt. gr. 8° (XII u. 188 S.) M 2.50

**Rückblick auf das katholische Ordenswesen im 19. Jahr-
hundert.** gr. 8° (VIII u. 228 S.) M 3.—

Pius V. und die deutschen Katholiken. Teilweise nach un-
gedruckten Quellen. gr. 8° (VIII u. 122 S.) M 2.40

==== Die Preise erhöhen sich um die im Buchhandel üblichen Zuschläge ====

060.97

G 153

BRAUNSBERGER, OTTO, S. J. 25791

AUTHOR

Petrus Canisius

TITLE

DATE DUE

BORROWER'S NAME

Academy
Needles
Pinner

STORAGE - COSA

25791

